ANTICHRIST

BUCHREIHE DER BERLINER HEFTE

Erich Müller-Gangloff / Vorläufer des Antichrist

ERICH MÜLLER-GANGLOFF

Vorläufer des Antichrist

WEDDING-VERLAG
BERLIN

RW 237

2020.12
(b 7351)

Erstes bis drittes Tausend

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung
Copyright 1948 by Wedding-Verlag, Berlin / Gedruckt bei
Wilhelm Limpert, Berlin SW 68, ICD 166 / Gen.-Nr 8655
Schutzumschlag-Entwurf von Lisa Armgardt

Dem Andenken
des Freundes und Kameraden

FRIEDRICH
RECK-MALLECZEWEN

ermordet am 25. Februar 1945
im Konzentrationslager Dachau

I

GEIST DES ANTICHRIST

II

GESCHICHTE DES ANTICHRIST

RIENZO

Ein Schauspieler der Macht

BOCKELSON

Rattenfänger der Reformation

DEMETRIUS

Der Betrüger als Revenant

WALLENSTEIN

Usurpator ohne Potenz

SABBATAI ZEWI

Messias mit Brachialgewalt

CAGLIOSTRO

Hochstapler am Zeitabgrund

ROBESPIERRE

Der Tugendbold als Terrorist

NAPOLEON

Imperium ohne Idee

TAIPING

Das Friedensreich des Unruhstifters

ENVER PASCHA

Der Dilettant als Revolutionär

III

GEGENWART DES ANTICHRIST

VORWORT

DIE vorliegende Arbeit will als ein Versuch betrachtet werden, das mit Hitler überdeutlich in unser Blickfeld getretene Phänomen des Bösen zu enträtseln. Sie spürt Erscheinungen ähnlicher Art im Verlauf der abendländischen und Weltgeschichte nach und sucht sie von der biblisch-apokalyptischen Gestalt des Antichrist her zu begreifen und zu deuten, unter Ablehnung jedes kurzschlüssig-polemischen Verständnisses der Antichristfigur im Sinne eines bürgerlich-westlichen Christentums.

Die Konzeption zu dieser Arbeit geht bis in die Zeit vor der nationalsozialistischen Machtergreifung zurück. So ist das Buch zu einem wesentlichen Teil — in Vorstudien über Rienzo und Bockelson, Wallenstein und Napoleon, Enver und die Taipingrevolte — bereits während des Hitlerreiches entstanden, wenn es auch aus inneren wie äußeren Gründen in seiner jetzigen Gestalt erst nach der Endkatastrophe niedergeschrieben werden konnte.

Da der Autor unter Hintanstellung eigenen Originalitätsstrebens vor allem zur Erkenntnis beitragen will, hat er, wo irgend angängig, die Einsichten anderer akzeptiert und verwertet und sie überall dort seiner Darstellung eingefügt, wo die Erkenntnis des Gegenstandes dadurch befördert werden konnte. So hat er in mehr als dem üblichen Umfang zitiert, vielleicht zum Teil sogar auf Kosten der Stileinheit der eigenen Arbeit. Doch glaubt er, gerade mit dieser Methode zu wesentlichen Aussagen vorgedrungen zu sein, die dem Verständnis unseres merkwürdigen Zeitalters dienen.

Silvester 1947

Erich Müller-Gangloff

OFFENBARUNG JOHANNIS 13, 1 BIS 18

1 *Und sahe ein Thier aus dem Meer steigen, das hatte sieben Häupter und zehn Hörner, und auf seinen Hörnern zehn Kronen, und auf seinen Häuptern Namen der Lästerung.*

2 *Und das Thier, das ich sahe, war gleich einem Pardel, und seine Füße als Bären-Füße, und sein Mund eines Löwen Mund. Und der Drache gab ihm seine Kraft, und seinen Stuhl, und große Macht.*

3 *Und ich sahe seiner Häupter eines, als wäre es tödtlich wund und seine tödtliche Wunde ward heil, und der ganze Erdboden verwunderte sich des Thiers.*

4 *Und beteten den Drachen an, der dem Thier die Macht gab, und beteten das Thier an, und sprachen: Wer ist dem Thier gleich? Und wer kann mit ihm kriegen?*

5 *Und es ward ihm gegeben ein Mund, zu reden große Dinge und Lästerung, und ward ihm gegeben, daß es ihm währte zwei und vierzig Monate lang.*

6 *Und es that einen Mund auf zur Lästerung gegen Gott, zu lästern seinen Namen und seine Hütte, und die im Himmel wohnen.*

7 *Und ward ihm gegeben zu streiten mit den Heiligen, und sie zu überwinden. Und ward ihm gegeben Macht über alle Geschlechter, und Sprachen, und Heiden.*

8 *Und alle, die auf Erden wohnen, beteten es an, deren Namen nicht geschrieben sind in dem lebendigen Buch des Lammes, das erwürget ist, von Anfang der Welt.*

9 *Hat jemand Ohren, der höre.*

10 *So jemand in das Gefängnis führet, der wird in das Gefängnis gehen; so jemand mit dem Schwert tödtet, der muß mit dem Schwert getödtet werden. Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen.*

11 *Und ich sahe ein ander Thier aufsteigen von der Erde; und hatte zwei Hörner, gleich wie das Lamm, und redete wie der Drache.*

12 *Und es thut alle Macht des ersten Thiers vor ihm; und es macht, daß die Erde, und die darauf wohnen, anbeten das erste Thier, welches tödtliche Wunde heil geworden war.*

13 *Und thut große Zeichen, daß es auch macht Feuer vom Himmel fallen, vor den Menschen.*

14 *Und verführet, die auf Erden wohnen, um der Zeichen willen, die ihm gegeben sind zu thun vor dem Thier; und sagt denen, die auf Erden wohnen, daß sie dem Thier ein Bild machen sollen, das die Wunde vom Schwert hatte und lebendig geworden war.*

15 *Und es ward ihm gegeben, daß es dem Bilde des Thiers den Geist gab, daß des Thiers Bild redete; und daß es machte, daß, welche nicht des Thiers Bild anbeteten, ertödtet wurden.*

16 *Und machte allesammt, die Kleinen und Großen, die Reichen und Armen, die Freien und Knechte, daß es ihnen ein Maalzeichen gab an ihre rechte Hand oder an ihre Stirn.*

17 *Daß Niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Maalzeichen oder den Namen des Thiers, oder die Zahl seines Namens.*

18 *Hier ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Thiers; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechs hundert und sechs und sechzig.*

DAS Jahr 1948 ist ein apokalyptisches Gedenkjahr erster Ordnung. Vor eben hundert Jahren brachte das Revolutionsjahr 1848 den Ausbruch eines unterirdischen Vulkans, der ganz Europa in seinen Grundfesten erschütterte. Zweihundert Jahre zuvor beendete das Friedensjahr 1648 den mörderischsten Krieg, den das Abendland bis dahin erlebte. Und dreihundert Jahre weiter zurück liegt jenes Pestjahr 1348, in dem der Schwarze Tod wie nie zuvor Entsetzen unter den Menschen verbreitete.

Drei wahrhaft apokalyptische Plagen: Pest, Krieg und Revolution, denen sich in unseren Tagen als vierte und vielleicht noch schrecklichere Not der Hunger gesellt, fordern unser Gedenken, mahnen unser Gewissen und lassen uns das Ende der Zeiten erahnen.

Sechshundert Jahre Pest — ist es ein Zufall, daß der Schwarze Tod am Ende des hohen Mittelalters zu eben derselben Zeit seine gräßlichste Ernte hielt, in der Erscheinungen wie Rienzo und der falsche Waldemar von einer tiefen Erschütterung des Echtheits- und Ordnungssinnes der Menschen zeugen? Ist es ein Zufall, daß mit einer zweiten Welle nun auch sozialer Erschütterungen im Renaissance- und Reformationsalter die schlimmste aller Lustseuchen, die Syphilis, wie ein Diabolos ex machina über die Menschheit hereinbrach? Und ist es Zufall, daß jener Vorgang der allgemeinen Vermassung, der unserer Zeit ihr abstoßendes Larvenantlitz gibt, mit der erschreckenden Ausbreitung der Krebskrankheit übereingeht, die bis in Einzelheiten den Vorgang der sozialen Auflösung widerspiegelt?

Dreihundert Jahre Krieg: war 1648 zwar das Jahr eines denkwürdigen Friedensschlusses, so ist die Welt doch seit dem Dreißigjährigen Krieg nicht mehr zur Ruhe gekommen. Im Gegenteil sind die Kriege, die vorher eher Fehden und Feldzüge waren, seit jenem verheerenden Krieg in immer wachsendem Maße zu

Weltkriegen geworden. Auf das Jahrhundert europäischer Erbfolgekriege ist nach der französischen Revolution ein Jahrhundert der Volkskriege gefolgt, die den ganzen Erdteil aufgewühlt haben. Unser Jahrhundert aber hat uns bereits zwei Weltkriege von wahrhaft planetarischen Ausmaßen gebracht.

Hundert Jahre Revolution! 1848 war das Jahr nicht nur der deutschen, sondern einer europäischen Revolution. Auf das gleiche Jahr aber geht auch jenes revolutionäre Manifest von Karl Marx zurück, dessen Ideen inzwischen in wahrhaft apokalyptischer Weise einen Teil der Welt umgewälzt und umgestaltet haben.

Als sollten aber alle Schrecken der Apokalypse in einem fürchterlichen Akkord zusammenklingen und uns an das Ende aller menschlichen Dinge gemahnen, haben sich die apokalyptischen Reiter in unseren Tagen gleichsam gesammelt eingestellt. Die Weltpest des Faschismus, die einer geistigen Epidemie gleich die Völker — vor allem das deutsche — ergriff, hat mit frevelndem Wahnsinn einen Weltkrieg heraufgeführt, der sich zu einer Weltrevolution ohnegleichen gestaltete. Wenn Stefan George prophetisch verkündigte: Zehntausend muß der heilige Wahnsinn schlagen, Zehntausend muß die heilige Seuche raffen, Zehntausende der heilige Krieg — so müssen wir von Millionen sprechen, und es waren keine heiligen Kriege, und es war kein heiliger Wahnsinn, dem diese noch ungezählten Millionen zum Opfer fielen.

Tiefer als je zuvor ist die Menschheit als Ganzes heute vom Leid durchpflügt, erschüttert, aufgerüttelt. Und sie fragt nach dem Sinn alles dessen, was an Schrecken und Not über sie verhängt war.

Wir fragen auch und suchen zu einem bescheidenen Teil zu antworten — als Christen, denen der Herr der Geschichte jenseits aller Not eine Verheißung gegeben hat, die über alle irdischen Hoffnungen und Verheißungen ist, wenn sie uns auch nicht die kleinste der irdischen Nöte erspart.

GEIST
DES
ANTICHRIST

ZWÖLF Jahre hindurch hat Deutschland und zum Teil auch Europa, ja die ganze Welt unter der Suggestion einer Erscheinung gestanden, deren im tiefsten böser Charakter niemandem zweifelhaft sein konnte. Gewiß gibt es heute keinen Menschen von gesunden Sinnen mehr, der das infernalische Wesen des Nazismus und den satanischen Charakter Hitlers verkennt, aber darum muß nur um so dringlicher gefragt werden, warum es erst der Katastrophe bedurfte, um dieser Einsicht die allgemeine Gültigkeit zu verschaffen. Warum stand alle Welt dem Phänomen, das ihr so plötzlich vor Augen trat, mit so tiefer Ratlosigkeit gegenüber? Was war das für ein rätselhafter Mangel an Realismus, noch dazu in einer Zeit, die sich als ganzes auf ihren unbestechlichen Wirklichkeitssinn nicht genug zugute zu tun wußte?

Was immer man zur Begründung anführen mag, die Tatsache des Versagens gerade der Geistigen kann nicht geleugnet werden. Während in der Vergangenheit Wandlungen der Wirklichkeit immer ihre geistige Entsprechung fanden, ja zumeist ihre Schatten im Geistesraume weit vorauswarfen, ist unsere Zeit ohne alle geistigen Waffen in eine Auseinandersetzung mit dem Bösen hineingegangen, derengleichen es nie zuvor gegeben hat.

Und nicht genug damit: sind nicht durch die Erfahrungen der Gegenwart alle herkömmlichen Begriffe von gut und böse durchaus entwertet und unbrauchbar geworden? Ist nicht heute böse, was gestern gut schien und umgekehrt? Sind wir nicht gleichsam vor den Sündenfall zurückgeworfen, ohne den Baum der Erkenntnis und — ohne das Paradies?

Zur Philosophie des Bösen

Vielleicht ist dies die tiefste geistige Not unserer Zeit, daß wir dem Bösen gegenüberstehen, ohne um sein eigentliches Wesen zu wissen. Wir haben die abgründigsten Erfahrungen mit dem Bösen gemacht, aber wir haben keine Philosophie des Bösen. Die Philosophie ist uns bislang die Antwort auf die entscheidende Frage der Zeit schuldig geblieben, ja sie hat unbegreiflicherweise die Frage noch nicht einmal aufgeworfen und scheint die Fragestellung in ihrer wahrhaft „existenziellen" Bedeutung noch nicht erkannt zu haben.

So müssen wir, wenn wir ein so grundböses Phänomen wie das „Dritte Reich" enträtseln wollen, erst selber die geistigen Voraussetzungen schaffen, indem wir die besondere Problematik des Bösen zu durchdringen und, soweit das heute bereits möglich ist, zu klären versuchen. Dadurch soll eine philosophische Ergründung des Bösen nicht etwa überflüssig gemacht, es soll im Gegenteil ihre ganze Dringlichkeit deutlich gemacht werden. Denn wir können im Rahmen unserer Fragestellung die Problematik des Gegenstandes nicht erschöpfen, sondern nur umreißen. Vielleicht aber können die dazu nötigen Überlegungen einer künftigen Philosophie des Bösen zur Anregung und zum Anstoß dienen.

Wenn wir von unseren unmittelbaren Erfahrungen ausgehen, so scheint uns eine der bemerkenswertesten Eigenheiten des Bösen die zu sein, daß es nur selten offen zutage tritt. Es gehört zur Verruchtheit seines Wesens, daß es sich der Tarnungen bedient, daß es mit ausgesprochener Vorliebe sogar in der Maske des Guten auftritt und unter ihr seine erstaunlichsten Triumphe feiern kann. Denn viel tiefer wird die Ordnung dort zerrüttet, wo ihr Zerstörer als der Träger einer Heilsbotschaft, als dort, wo er mit unverhüllter Brutalität auftritt.

Es gälte demnach vor anderem, die mannigfachen Maskierungen und Verlarvungen des Bösen zu durchschauen, um ihm gewappnet zu begegnen. Aber mit dieser Einsicht ist für die Erkenntnis des Bösen noch nicht allzuviel gewonnen, da sie uns ja nur auf die Erfahrung zurückverweist. Erst mit der Feststellung, daß es verschiedene, deutlich voneinander unterscheid-

bare Erscheinungsformen des Bösen gibt, dringen wir tiefer in die Materie ein.

Denn wir kennen das Böse sowohl in seiner herrischen und gewaltsamen als auch in seiner niedrigen und schleichenden Form, als das Titanisch-Prometheische, das bewußt den Zorn der Götter herausfordert und als das Sklavisch-Rechnerische, das sich sein Ziel erlisten will. Wir tun gut, diese beiden Erscheinungsformen der Bosheit um der Klarheit der Begriffe willen auch in der Benennung zu unterscheiden, wozu gerade unsere Sprache eine ausgezeichnete Handhabe bietet. Denn wir haben neben dem Begriff des eigentlich Bösen den durchaus gesonderten oder zumindest zu sondernden Begriff des Schlechten als des Gemeinen, Niederen, Niedrig-Bösen. Zwar gehört „schlecht" etymologisch zu „schlicht" und hat in Wendungen wie „schlecht und recht" und „schlechterdings" noch einen ähnlichen Sinn bewahrt, aber durch „Bedeutungsverschlechterung", wie die Philologen sie auch bei anderen Worten kennen, hat es den scharf umrissenen und unbestrittenen heutigen Sinn erhalten, der uns erlaubt, das Schlechte als eine verruchtere, eine potenzierte Form des Bösen diesem nicht nur an die Seite, sondern sogar unterscheidend gegenüberzustellen.

Nietzsche hat zuerst derartige Unterscheidungen angewandt. In seiner „Genealogie der Moral" ist die gesamte erste der drei Abhandlungen, in die sie gegliedert ist, der Unterscheidung zwischen „gut und böse" und „gut und schlecht" gewidmet. Nietzsche legt dieser Unterscheidung allerdings eine allzu subjektive und willkürliche eigene Wertung unter, indem er „gut oder böse" als die Alternative der christlichen Sklavenmoral, „gut oder schlecht" als die seiner Herrenmoral bezeichnet. Doch braucht man diese Verstiegenheit keineswegs mitzuvollziehen, um die Fruchtbarkeit der Unterscheidung doch zu erkennen und anzuerkennen.

Denn wir sehen die Welt des Bösen schärfer und plastischer, gleichsam stereoskopisch, wenn wir uns nicht vor die Alternative zwischen gut und böse, sondern vor die Dreiheit gut — böse — schlecht gestellt haben. Wir werden fähig zu erkennen, daß viel Gewalttätig-Böses, so sehr es mit Zerstörung einhergehen mag, durch Vitalität legitimiert sein kann, ja, daß es oft

sogar einen Zug tierhafter Unschuld erhält, und wir erkennen auch, daß es vor allem das „Schlechte“ ist, das sich aller denkbaren Tarnungen bedient, um das Reich der Ordnung zu zerrütten. Es ist die eigentliche Tarnungsmacht, das fast immer als gut getarnte Böse, das die trotz allem bestehende, unverrückbar beständige Alternative zwischen Gut und Böse nicht wahrhaben will.

Wir können unseren Blick für die Eigenart des Phänomens noch weiter schärfen, wenn wir aus dem Raume der Ethik in den der Erkenntnis hinüberschauen. Auch hier gibt es nicht allein Wahrheit und Irrtum als einfaches Gegensatzpaar, sondern zu ihnen gesellt sich als ein Drittes, zur Wahrheit in tieferem Gegensatz Stehendes die fälschende, täuschende Illusion. Carl Haensel hat dem Unterschied zwischen den Irrtümern im einfachen Verstande und den verhängnisvollen und sittlich verwerflichen Täuschungen, die aus Charakterfehlern entspringen, eine Untersuchung gewidmet, die zu der Feststellung gelangt, daß auch ein Irrtum, ein leidenschaftlich gedachter und geglaubter Irrtum, noch Wirklichkeit sein kann — nur die Täuschung hebt sie auf.

Auch zwischen Wahrheit und Lüge besteht ein entsprechendes Verhältnis. Der eigentliche Feind der Wahrheit ist nicht so sehr die offene Lüge als vielmehr jene versteckte und maskierte Lüge, die mit dem Anspruch auftritt, ein Ersatz der Wahrheit zu sein. Die Lüge ist wie die offene Bosheit weitaus seltener und entsprechend weniger gefährlich als die Heuchelei, der betrügerische Wahrheitsersatz — die raffiniertere und doch auch wieder plumpere, gemeinere, niedrigere Abart der Lüge.

Ein gleisnerisches Zwischenreich tut sich uns auf, in dem die Konturen unfest werden, gut nicht mehr gut und böse nicht mehr böse scheint, die Wahrheit als Lüge und die Lüge als Wahrheit maskiert ist, und wir sind versucht, bei aller Vorsicht gegenüber einem viel mißbrauchten Begriff, von Dämonen zu sprechen. Und in der Tat können wir die Macht des Bösen nicht begreifen, wenn wir an seinem dämonischen, zugleich schöpferischen und zerstörerischen Charakter vorbeisehen.

In jedem Künstler ist das Dämonische mächtig, gleichviel ob es ihm zur Überwindung der Dämonie oder zu ihrer Herr-

schaftsausbreitung dient. Jeder Staatsmann hat mit der Dämonie zu ringen, die der Macht innewohnt und wird ihrer oft nur mit dämonischer Leidenschaft Herr. Und auch das Reich dieser Dämonen ist ein merkwürdiges Zwischenreich an den Grenzen der Wirklichkeit. Ritter, der Historiker, hat es in seiner Studie über Morus und Machiavelli sehr prägnant formuliert, das Dämonische sei nicht reine Negation des Guten, nicht die Sphäre völligen Dunkels im Gegensatz zum Licht, sondern „des Zwielichts, der Mehrdeutigkeit, des Ungewissen, des Unheimlichen".

Paul Tillich hat noch tiefer in diese Zusammenhänge hineingeleuchtet, als er sagte, daß im Dämonischen, das auf der Spannung zwischen Formschöpfung und Formzerstörung beruht, nicht nur das Satanische, sondern auch das Göttliche mächtig ist. Darauf beruht alle „heilige Dämonie", ob sie im Bilde des Moloch oder im vergeistigten des Großinquisitors Dostojewskis ihren Ausdruck fand. Die dämonisch-bösen Mächte selber sind es also, die die Grenzen zwischen Gut und Böse unfest machen und in Frage stellen, und ihr Zwischenreich ist es, in dem die satanisch-schlechten ihr gleisnerisches Gaukelwesen treiben.

Dämonologie und Satanalogie

Es kann keine Philosophie des Bösen geben ohne solide Fundierung auf eine Theologie des Bösen, keine Dämonologie ohne Satanologie, und vielleicht muß man das bisherige Versagen der Philosophen vor der Problematik des Bösen wesentlich und ursächlich darauf zurückführen, daß sich mit wenigen Ausnahmen die Theologen dem ihnen so viel näher liegenden Gegenstand versagt haben. Denn was wäre eine philosophische Dämonenkunde ohne eine theologische Teufelskunde, was könnten uns die Aussagen der Philosophen über *das* Böse ohne die der Theologen über *den* Bösen nützen?

Dabei fehlt es keineswegs an fruchtbaren Problemstellungen einer Theologie des Bösen. Der Widersacher Gottes, der „böse Feind", erscheint in der Schrift alten und neuen Testamentes in so vielfältiger Gestalt, daß schon daraus die mannigfaltigsten Fragestellungen und Probleme erwachsen.

Was bedeutet es, daß Satan im Prolog des Buches Hiob unter den „Söhnen Gottes", also in seinem Hofstaate auftritt und als ein Gott dienstbares Wesen die Aufgabe erhält, den Frommen auf die Probe zu stellen? Wieso gilt Satanas als gefallener Engel, und warum wird er noch immer, auch nach dem Fall, als Luzifer, der Lichtträger, angesprochen? Was ist mit dem Namen Diabolos, des „Durcheinanderwerfers" ausgesagt, und welche Linie führt von ihm zu unserem Teufel, sei es in der Gestalt des dummen oder des Hochmutsteufels? Wie verhalten sich Belial und Beelzebub zu ihm, und wie steht es um den Apollyon der Apokalypse? Klingt der Name dieses verderberischen Herren des Höllenabgrundes nur zufällig an den des griechischen Apollon an, den schon Äschylos von dem Wort für verderben herleitet? Was ist uns mit dem Leviathan der Hiobschrift gesagt und was mit dem Legion des Evangeliums?

Sind das alles nur leere Namen, allenfalls aus ihrer mythologischen Herkunft interpretierbar? Sind nur einige Eigenschaften des „Fürsten dieser Welt" in ihnen personifiziert, und ist demnach alle Beschäftigung damit nur Spielerei und Spekulation?

Aber mahnt nicht gerade diese Bezeichnung Satans als eines Weltfürsten oder gar eines „Gottes dieser Welt" daran, alle in den wechselnden Namen gemachten Aussagen sehr ernst zu nehmen? So ernst zu nehmen, wie sie das Mittelalter nahm, das ja auch weit mehr als wir von Dämonen wußte, dafür aber seine Ordnung auch gegen ihren Ansturm zu bewahren verstand.

Welch gewaltige Anschauung hatte im Mittelalter nicht allein die Theologie vom Widersacher des Herrn! Man lese im letzten Gesang von Dantes Inferno nach, wie der Dichter den Herrn der Hölle beschreibt, der mit seinen drei Gesichtern die göttliche Dreifaltigkeit travestiert. Oder man betrachte Grünewalds „Kopf mit drei Gesichtern", auch er das Bild einer höllischen Trinität. Auch darin war gewiß Tieferes als nur die subjektive Phantasie des Künstlers lebendig, kündet doch das letzte Buch der Bibel, die Offenbarung Johannis, vernehmlich genug von einer Dreiheit des Bösen in Satanas als dem Drachen, im Antichrist als dem Tier und in seinem falschen Propheten.

Nicht ganz so selten wie die Aussagen der Theologen zur Satanskunde sind die zum Themakreis des Antichrist, der die Problematik des Bösen in ganz eigener und uns heute besonders angehender Form enthüllt. Vor allem aber können wir hier an eine reiche kirchliche Tradition anknüpfen, der es eigentlich nie an kundigen Interpreten gefehlt hat.

Das Antichristthema ist so alt wie der christliche Glaube selber, ja es geht mit seiner Vorgeschichte sogar bis ins alte Testament zurück, dessen Messiaserwartungen zum Teil bereits solche eines Antimessias entgegenstehen. So spricht der Prophet Daniel nicht allein als erster vom Menschensohn, sondern auch von jenen letzten Zeiten, in denen ein weder Frauenliebe noch Gottes Achtender Greuel der Verwüstung aufrichten wird.

Auf Daniels Worte beziehen sich Christi eigene Worte in den Endzeitkapiteln der Evangelien, mit denen er über die „falschen Christi" spricht, die aufstehen und viele verführen werden. Und der vierte Evangelist, Johannes, hat das wichtigste aller Herrenworte über den Antichrist überliefert: „Ich bin gekommen in meines Vaters Namen und ihr nehmt mich nicht auf; so ein anderer kommen wird in seinem eigenen Namen, den werdet ihr annehmen."

Den Widerchristen nennt ihn Johannes in seinen Briefen, der ihm als Apokalyptiker ein ganzes Buch gewidmet hat, denn die Offenbarung als Prophetie von der Endzeit hat notwendig die Antichristgestalt zum Mittelpunkt. Daneben aber kündet am gewaltigsten Paulus von ihm. „Der Mensch der Sünden und das Kind des Verderbens", heißt bei ihm der Antichrist, „der da ist ein Widerwärtiger und sich überhebt über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich setzt in den Tempel Gottes als ein Gott und gibt sich aus, er sei Gott."

Deutlich und überdeutlich und in vielfältig abgewandelter Form spricht die Schrift zu jedem, der Ohren hat zu hören, von der christlichen Endzeiterwartung und vom Antichrist als dem Menschen, in dem sich am Ende der Zeiten alle Bosheit des Menschengeschlechtes verdichten soll, so daß der Endkampf zwischen Christus und diesem seinem Widersacher unausweichlich

wird. Man kann den Antichrist als die zentrale Figur aller christlichen Geschichtsbetrachtung bezeichnen, denn in ihm spiegelt sich in ganz einzigartiger Weise die ungeheure Dramatik der erwarteten Endzeit.

Und da die gläubigen Christen aller Zeiten unter dem Gedanken des verheißenen Gerichtes gelebt haben, so ist die christliche Geschichtsvorstellung immer von dem Gedanken an den Antichrist überschattet gewesen. Wie das jüngste Gericht stets wiederkehrender Gegenstand der Malerei und Plastik war, so war die zur dramatischen Gestaltung hindrängende Gestalt des Antichrist immer wieder Gegenstand der Literatur und Dichtung. Beinahe jede Generation der Christenheit hat das Thema auf ihre Weise gestaltet, sei es in der Frühzeit als Prophetie des Kirchenvaters, sei es als kühne Geschichtsdeutung wie vor der Jahrtausendwende in dem „Libellus de Antichristo" des französischen Abtes Adso von Moutier en Der, sei es als mächtiges Drama wie in dem Tegernseer „Ludus de Antichristo", der mit Recht zu den berühmtesten Dichtungen des Mittelalters zählt.

Schon der Kirchenvater Ephraem, von der frühen Christenheit als Prophet der Syrer gefeiert, hat das Bild des Antichrist so gezeichnet, wie es dann durch die Jahrhunderte gültig blieb. Kein brutaler Bösewicht ist der Erzfrevler, wie ihn Ephraem nennt, vielmehr wird er wie ein Dieb kommen, alle zu betrügen, „demütig ruhig, jedes Unrecht hassend, gut, die Armen liebend, sehr wohlgestaltet, heiter gegen jedermann". Bestrebt, allen zu gefallen, wird er „kein Geschenk annehmen, nicht zornig werden, sich nicht niedergeschlagen zeigen, sondern *durch den Anschein eines wohlgeordneten Wesens die Welt täuschen,* bis er sich die Herrschaft errungen hat". Wenn ihn die Völker aber dann seiner unvergleichlichen Tugenden wegen zu ihrem König ausgerufen haben, „dann erhebt er sich stolz in seinem Herzen, und der Drache wird sein Gift ausspeien, die ganze Erde verwirren und die äußersten Grenzen aufregen".

Dieses eindrucksvoll prophetische Bild des Antichrist aus der Zeit der Väter ist über mehr als ein Jahrtausend hin noch in jedem der späteren Antichristdramen nachzuweisen, deren es im ausgehenden Mittelalter eine ganze Anzahl gab. Wir kennen außer

dem Tegernseer ein Spiel von Besançon von 1398 und eine gleichzeitige Münchener „Entkrist-Vasnacht", später ein Dortmunder Drama von 1513, den Antichristus von Chur von 1517 und den Luzerner Entcrist von 1549. Und obgleich diese Volksstücke zum Teil recht plump und moritatenhaft gemacht sind, so pflegt Christi Widersacher darin doch nie als bloßer finsterer Wüterich aufzutreten, wie es der derb-volkstümlichen Auffassung eigentlich naheliegen mußte, sondern vielmehr immer als ein Verführer mit mehr oder weniger gauklerischen und gleisnerischen Zügen.

Am großartigsten und überzeugendsten ist diese Auffassung in dem Ludus vom Antichrist durchgeführt, der in der Glanzzeit des mittelalterlichen Reiches unter den Staufern geschrieben wurde und vom ritterlichen Pathos seines Zeitalters erfüllt ist. Hier ist nicht nur alle Geschichte von der Heilsgeschichte umfaßt und in sie eingefügt, auch dem Gegenspieler Christi und seines Reiches ist eine eigenartige Größe zuerkannt, allerdings eine abgründige Größe von infernalischer Art, wie sie dem Typus Antichristi und seiner Bedeutung angemessen ist.

Als maßloser Tyrann beendet der Antichrist des Ludus seine Bahn, die er aber als ein wohlmeinender Reformer und Weltverbesserer betritt. Die Ypokriten oder Heuchler gehen ihm als seine Wegbereiter voraus und verkünden ein Reich der Selbstgerechtigkeit. Dann erst betritt er, von Heuchelei und Ketzerei begleitet, im unscheinbaren Gewande des asketischen Denkers die Bühne.

Seine wachsende Anhängerschaft gewinnt ihm Thron um Thron und Land um Land. Ein Volk um das andere fällt ihm als Opfer unermüdlicher und intensiver Propaganda zu — zuletzt die Deutschen, die er durch Wundertaten gewinnt. Dann aber entpuppt sich der asketische Reformer als ein nackter und brutaler Gewaltmensch, dessen Reich der Bosheit und der Willkür nur durch die Wiederkehr Christi vernichtet werden kann.

So endet das Spiel mit dem Jüngsten Gericht, das mit einem Donnerschlag hereinbricht, während die Kirche das Richterwort über den Antichrist spricht: „Siehe den Menschen, der Gott nicht zu seinem Helfer setzt."

Es ist ein merkwürdiger, aber bis jetzt wenig beachteter Sachverhalt, daß mit Renaissance und Reformation die Reihe der Antichristdramen fast unversehens abbricht, als habe die Christenheit plötzlich die Mahnung vergessen, die ihr mit dieser Gestalt gegeben war. Das Luzerner Spiel von 1549 war das letzte einer langen Reihe, dem nur ein einsamer Nachzügler folgte. Das mag zum Teil durch die polemische Gleichsetzung von Antichrist- und Papsttum bei den Reformatoren bedingt sein, die als ein eschatologischer Kurzschluß die Antichristgestalt ohne ihre unmittelbare Beziehung zur Endgeschichte verstand und sie damit entwirklichte.

Aber gänzlich ist das plötzliche Abbrechen aller Antichristüberlieferungen damit nicht erklärt. Und ist es nicht überaus auffällig, daß fast gleichzeitig die Geschichte des Doktor Faust, dieses Gauklers und Schwarzkünstlers und typischen Renaissancemenschen, in den Vordergrund trat? 1587 erschien das älteste deutsche Faustbuch, das fast noch von einem Zeitgenossen des seltsamen Teufelsbeschwörers stammen könnte und 1599 jenes zweite, das dem bis in die neueste Zeit immer wieder aufgelegten Volksbuch als Vorlage diente. Von dem ältesten Volksbuche aber ließ sich bereits 1590 der Engländer Marlowe, Shakespeares Vorläufer und Zeitgenosse, zur ersten Bearbeitung des Stoffes in einer Tragödie anregen, die, durch englische Komödianten nach Deutschland gebracht, hier in jenem Puppenspiel eine merkwürdige Fortsetzung fand, das jahrhundertelang eins der beliebtesten Stücke der Marionettentheater war.

Die deutsche Klassik hat Faust dann ganz neu entdeckt. Bereits Lessing hat dem Thema ein bruchstückhaftes Drama gewidmet, die Dichter des Sturm und Drang wie Maler Müller und Maximilian Klinger fühlten sich von ihm besonders angezogen, bis es endlich in Goethe seinen glanzvollsten Gestalter fand.

Aber auch nach Goethe haben noch viele Dichter von Rang wie Grabbe, Lenau, Heine und Chamisso das Faustthema zu gestalten versucht, so als sei in ihm das eigentliche und tiefste Anliegen des ganzen Zeitalters ausgesprochen.

Und das mag in der Tat der Fall sein, wenn auch vielleicht in etwas anderer Weise, als es die Zeitgenossenschaft jener Faustdichter verstanden haben wollte. Denn es besteht offenbar ein tiefer und geistesgeschichtlich sehr bemerkenswerter Zusammenhang zwischen den beiden hier aufgezeigten Tatsachen: nicht zufällig ist mit dem Beginn der Neuzeit die Faustgestalt an die Stelle des Antichrist getreten, nicht zufällig hat beinahe jede Generation seit der Renaissance das Thema auf seine Weise gestaltet und bewältigt — *Faust ist nichts anderes als die moderne* und unchristliche *Variante des Antichristmotivs.* Zwar tritt der Antichrist als Faust in einer merkwürdigen Tarnung auf, die ihn nicht immer leicht erkennen läßt, aber was er an wirklich wesentlichen Zügen hat, kommt ihm von seinem Vorbild her, und so ist er für geschärfte Augen auch in seiner Vermummung nicht einmal allzuschwer zu erkennen.

Faust selber, das geschichtliche Vorbild aller von ihm handelnden Bücher, Spiele und Dramen, war nicht zufällig ein Kind der Renaissance, jener tiefsten und gewaltigsten Erschütterung, die die Geschichte des christlichen Abendlandes verzeichnet, jenes Zeitalters, von dem an Christenheit und Abendland gesonderte geschichtliche Wege zu gehen begannen. Es hat einen tiefen Sinn, daß Faust, der von Geheimnissen umwitterte Zauberkünstler und Teufelskumpan, ein Zeitgenosse nicht nur Luthers und Calvins, des Erasmus und Ignatius von Loyola, sondern auch des Paracelsus und Matthias Grünewalds, Lionardos und Michelangelos, Machiavellis und Thomas Morus' ist. Alles, was diese Gestalten an titanenhaften Wesenszügen besitzen, das ist bei ihm ins Unwirkliche, Schauspielerische, Charlataneske verkehrt und gewinnt daher den Charakter gespensterhafter Unheimlichkeit.

Das ist ähnlich bei einer anderen Gestalt der Fall, die wir ebenso wie Faust als einen zeitweiligen Platzhalter des Antichrist in der Geistesgeschichte des Abendlandes ansprechen dürfen, bei Don Juan. Wir können den Spanier, wenn wir vom geschichtlichen Vorbild ausgehen, sogar als einen Vorläufer Faustens ansehen, denn wie Faust der Renaissance, so gehörte der Sevillaner Don Juan Tenorio jenem Zeitalter an, das als geistige Renaissance seit etwa 1350 der politischen Renaissance von 1500 vor-

aufging. War er, wie angenommen wird, ein Zeitgenosse Peters des Grausamen von Kastilien, so hat Don Juan eben um 1350 gelebt.

Gegenstand der dramatischen Dichtung aber wurde auch Don Juan erst mit dem Versickern der Antichristtradition. Bald nach 1600, also beinahe gleichzeitig mit Faust, gelangte er in einem Schauspiel Tirso de Molinas zum erstenmal auf die Bühne, die er seither nicht wieder verlassen sollte. Was für den germanischen Norden der Faust, das war für den romanischen Westen und Süden Europas Don Juan – von Molière und dem jüngeren Corneille bis zu Dumas und Mérimée war er Gegenstand französischer Dichtung, und von Goldoni führt eine Linie zu Mozarts Textdichter Daponte, der den südländischen Stoff auch im Norden Europas heimisch werden ließ. Doch erscheint er bei den Dichtern des Nordens meist in unmittelbarer Nähe des Faustthemas: Lenau, der ein Don-Juan-Drama dichtete, hat auch den Faust dramatisiert, und Grabbe hat gar beide Gestalten in einem Drama vereint und gegeneinander gestellt. Lord Byron aber, in vieler Hinsicht ein Nachfahr des genialischen Marlowe, hat uns nicht nur sein Epos von Don Juan als ein unvollendetes Meisterwerk hinterlassen, er hat zugleich auch das Faust- und sogar das Antichristthema gestaltet: denn sein „Manfred" mit den Gestalten Ahrimans und der Astarte ist ebensosehr ein antichristischer Faust wie der „Kain" mit Luzifer in Mephistos Rolle ein faustischer Antichrist.

Daß Don Juan und Faust wie feindliche Brüder zueinander gehören, ist keine neue Feststellung. Jedoch als Platzhalter des Antichrist ist Don Juan weit schwieriger als der Faust nachzuweisen, weil die eschatologischen Züge bei ihm mehr als bei jenem verkümmert sind. Nur mit Mühe läßt sich in der Figur des Leporello noch der Mephisto ahnen, mit dem er einst identisch gewesen sein mag. Es bleibt nur Don Juan selber als das Bild eines dämonisch getriebenen Menschen ohne Wesensmitte, dessen unersättliches Liebesverlangen keiner Überkraft, sondern einem letzten Unvermögen entstammt. Kein Geringerer als Kierkegaard hat Don Juan mit Faust und Ahasver als Vergegenwärtigungen des Lebens außerhalb der Religion in seiner dreifältigen Zielrichtung verstanden.

Auch Faust ist nicht ganz mühelos als Antichrist zu identifizieren. Vor allem in Goethes großem Schauspiel ist er mit so vielen heroisch-titanischen Wesenszügen ausgestattet, daß wir ihn schwerlich als den Schwarzkünstler und Charlatan wiedererkennen, der er im Grunde seines Wesens doch ist und bleibt. Faust ist geradezu zur Sinngestalt abendländischer Tragik geworden, und Oswald Spengler hat mit dem Epitheton „faustisch" sogar die Kultur des Abendlandes als ein Ganzes zu kennzeichnen versucht. Anderseits erscheint Faust mehr als Verführter denn als eigentlicher Verführer wie der Antichrist, so daß auch darin der Vergleich zu hinken scheint.

Und doch trifft er eben in den wesentlichen Punkten zu, so sehr, daß wir sagen zu dürfen glauben, daß es kein tieferes Verständnis der Faustgestalt als das im Bilde des Antichrist gibt, ja daß es sich hierbei sogar um das einzig echte und reale Verständnis der Faustidee handelt. Faust ist der Antichrist — aber in ebenso vielfältiger wie sorgfältiger Tarnung. Was Wunder, wenn seine Gestaltungen immer nur in Einzelzügen auf die Grund- und Urgestalt des Widersachers Christi hinweisen, wenn sich die größte aller Fausttragödien geradezu wie eine einzige Irreführung von jener Urgestalt fort darstellt — um dann doch in überraschenden Durchblicken verräterischer Entlarvung geradeswegs zu ihr zurückzuführen.

Ein kaum bekannter evangelischer Theologe, der Pfälzer Theodor Culmann, hat in einer Anmerkung seiner 1863 erschienenen „Christlichen Ethik" die substanzhafteste, ganze gelehrte Kompendien aufwiegende Faustkritik ausgesprochen, indem er sagte, daß Faust konsequenterweise entweder wie Byrons Manfred im Selbstmord enden mußte, oder aber „er mußte im Bund mit dem Teufel, der freilich dann etwas tiefer zu fassen war denn bloß als maître de plaisir, gegen Staat und Kirche zu Feld ziehen und sein Reich zu gründen suchen". Und in Fortführung dieses Gedankens weist Culmann unmittelbar auf den Antichrist hin: „Diese Seite ist bis jetzt noch nicht ausgebeutet worden — der Charakter des Antichrist wartet noch seines Dichters."

Was dem Faust Goethes und aller anderen, die sich an dieser Gestalt versuchten, zum vollgültigen Antichrist fehlt, ist demnach vor allem dies, daß er in der privaten Sphäre stecken

bleibt. Das ist um so erstaunlicher, als ihm in Mephisto eine Gestalt beigegeben ist, die an den falschen Propheten, das „andere Tier" der Apokalypse erinnert, jene Fleischwerdung eines höllischen Parakleten, der dem Nebeneinander von Satan und Antichrist erst seinen pseudotrinitarischen Abschluß gibt. Heinrich Heine, der selbst ein Faustpoem gedichtet hat, erwähnt dabei die Begegnung mit einem volkstümlichen Faustdrama, dessen teuflischer Dämon statt Mephisto Astaroth geheißen habe. Dies aber weist ganz unmittelbar auf die Antichristspiele des Mittelalters zurück, führt doch der Gehilfe des Antichrist im Luzerner Spiel den gleichen merkwürdigen Namen.

Aber auch der Gestalt des privaten Faust bleibt noch genug von unverkennbar antichristischem Wesen, um das Urbild durch die Tarnung und auch durch die Abwandlung hindurch zu erkennen. Reinhold Schneider hat jüngst in seiner Abhandlung über Fausts Rettung das Wesen der Faustgestalt, wie sie sich dem Christen darstellt, in einigen höchst charakteristischen Zügen gezeichnet, die ohne eigentliche Absicht, aber dafür um so überzeugender seine Ähnlichkeit mit dem Antichrist enthüllen.

Schneider geht von der Tatsache aus, daß Goethe in seinem Faust keineswegs, wie es das allgemeine Mißverständnis annimmt, ein Idealbild habe zeichnen wollen, daß er mit ihm vielmehr — ähnlich wie mit dem Werther seiner Jugend — eine Gefahr beschworen habe, die ihn persönlich bedrängte und die er auch sein Volk bedrängen spürte. Goethe war so sehr und zugleich so wenig Faust, wie der junge Goethe ein Werther war: „Faust war der Teil seines Selbst, an dem er mit leidenschaftlichem Herzen hing und von dem er gleichwohl frei werden mußte. Goethe hatte das Faustische, das Rastlos-Unselige in sich getragen und bezwungen und überwunden, indem er Faust gestaltete."

Die vergangenen Generationen haben an Faust vor allem die edlen Züge seines Suchertums ins Auge gefaßt: indem sie seine von Goethe durchaus fragwürdig gesehene und in Frage gestellte Gestalt idealisierten, konnten sie zugleich ihrem eigenen unheilvollen und unseligen Streben einen idealistischen Mantel umhängen, und so geschah im Namen des Faust noch mehr Betrug als in seiner Gestalt angelegt war. Fausts Problematik ist aber

nicht nur die des suchenden Menschen. Reinhold Schneider zeigt auf eindringliche Weise, wie es im Grunde um sein viel gerühmtes Kämpfertum bestellt ist. In der Eingangsszene weist Faust die Botschaft der österlichen Chöre ab, weil sie nur für weiche Menschen tauge, aber in Wahrheit erweist eben er sich als sentimentaler Weichling, indem er, der Härte der Glaubensentscheidung ausweichend, sich von Gefühlen und Erinnerungen übermannen läßt: „Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Mit beinahe erbarmungsloser Nüchternheit stellt Schneider fest, daß Faust etwas von jener verhängnisvollen Weichheit hat, die sich, um sich selber zu entgehen, in die Härte und Gewalttätigkeit flüchtet, „Weichheit, die nicht zur echten Form gelangt und darum eine scheinhafte Härte erzwingt". Wie sehr ist Faust gerade darin Typus und Sinnbild! Sehen wir nicht den Typus Antichristi geradezu greifbar vor uns im Bilde des notorischen Weichlings, der sich zu einer phrasenhaften Härte bekennt und damit die grauenhafteste Bestialität heraufbeschwört?

Reinhold Schneider dringt noch tiefer in die Faustdichtung ein, um die Gestalt Fausts allen idealistischen Flitterschmuckes zu entkleiden und das eigentliche Wesensbild zu enthüllen. Er weist darauf hin, daß die Ära Goethes zugleich die Napoleons war und der „Vorbereitung eines bisher beispiellosen Angriffs unterirdischer Mächte auf den Menschen, seine Würde und seine Ordnung und den Frieden der Erde." So spiegele sich im Faustdrama das tief Zwiespältige einer Zeit, die von Dämonenscharen verfinstert war und zugleich am Ideale höchster Menschlichkeit dichtete. Wie Wallenstein und Napoleon, die den gleichen Typus in der geschichtlichen Wirklichkeit repräsentieren, schwankt Faust „zwischen der Hingabe an seine Eigensucht und dem Durst nach der Menschheit, zwischen den Verruchtheiten der Tiefe und weltbeglückenden Träumen hin und her."

Schneider weist die Unwahrhaftigkeit, die nackte Lügenhaftigkeit des Schwankens zwischen den „beiden Seelen" in der einen Brust auf: „Das Wort ist hart und kann doch nicht unterdrückt werden, daß einer niedrigen Absicht niemals ein idealer Schein, hochgestimmtem Streben selten der Nachklang eines derben Verlangens fehlt." So ist es das eigentlich Grauenhafte

an Faust, daß er sich nicht selbst erkennt und sich über sich selbst betrügt, „daß er nicht unbedingt wahrhaftig ist, wie es doch selbst ein großer Sünder sein könnte." Und von hier kommt Schneider schließlich zu der das Faustproblem in seiner ganzen Abgründigkeit aufreißenden Frage: „Ist Faust nicht das grotesk-gigantische Ich, das die Philosophie jener Jahre konzipierte in seinem schauerlichen, verbrecherischen Mißverhältnis zur Welt?"

Die Untersuchung Reinhold Schneiders ist der Frage nach der Rettung Faustens gewidmet, die ja das problematischste Teilthema der Faustdichtung ist und die Faust am entschiedensten vom Antichrist abhebt, allerdings nur bei Goethe, während das Volksbuch wie das Marionettenspiel und die meisten Faustdramen mit „Fausts Höllenfahrt" enden. Auch bei Goethe „strebt alles dem finstersten Ausgang zu", und so war Lenau doch wohl tiefer im Recht, wenn er an dem Ende der Tragödie aufs leidenschaftlichste Anstoß nahm. Und wenn wir den Faust vom Antichrist her betrachten, so will uns dieses in christliche Formen gekleidete Ende sogar als ein besonders raffiniertes und gefährliches geistiges Versuchertum erscheinen. Denn zweifellos hätte die Faustdichtung nur in sehr viel geringerem Maße zu idealistischen Mißverständnissen führen können, wenn sie mit der ihr innewohnenden Logik ihren Helden in die Hölle und nicht in den Himmel geführt hätte. Die Himmelfahrt des Antichrist — das ist wahrhaftig die äußerste aller denkbaren Blasphemien!

Mit Goethes Dichtung hat die Faustthematik, die die Jahrhunderte davor zu immer neuen Gestaltungen reizte, nicht nur ihren Kulminationspunkt erreicht, sie scheint sich mit Lenau und Grabbe, also der Generation unmittelbar nach Goethe, sogar erschöpft zu haben, denn es gibt seitdem kaum noch Faustdichtungen von Rang, von Einzelgängern wie Valéry abgesehen, der das Thema in unserer Zeit neu aufgegriffen hat, bemerkenswerterweise mit einem durch die Technik entmachteten und übertrumpften Mephisto.

Dafür aber scheint das ältere Thema vom Antichrist wieder lebendig geworden zu sein. Nicht nur, daß der Antichrist selber unserer Zeit wieder zu einem geläufigen, wenn auch nur selten klaren Begriff geworden ist, wir können auch auf eine neue

Antichristdichtung hinweisen, die zudem dieses Thema in sehr eigenartiger Weise mit dem Faustthema verknüpft: das Moabiter Antichristspiel von Wilhelm Herbst.

Denn der Antichrist des Moabiter Spieles ist, ohne daß Fausts Name irgendwann genannt würde, selber in mehr als einem charakteristischen Zuge eine Abwandlung des Faust. Mag für den ersten Blick zwischen dem Stubengelehrten Goethes und Herbsts „Kaiser der Völker" ein weiter Abstand klaffen, so beginnen sich bei näherem Zusehen die beiden Gestalten doch auffällig einander anzugleichen. Nicht nur, daß dem Völkerkaiser bei Wilhelm Herbst ein Mephisto beigegeben ist, der die zweite Hauptrolle spielt und sich oft sogar in den Vordergrund drängt, auch in der sonstigen Auffassung hat Herbsts Antichrist mancherlei „Faustisches". Während der Antichrist der Bibel und des Ludus der Mensch der Bosheit schlechthin ist, erscheint er hier als eine Herrschergestalt mit teilweise sogar edlen Zügen. Er ringt immer wieder um die Wahrheit und verfällt erst nach und nach den Versuchungen des Widersachers. Aber auch dann noch wird er fast bis ans Ende von Skrupeln und Zweifeln gequält, die seinem besseren Selbst Ehre machten, wenn er — Faust wäre und nicht der Antichrist.

So ist dieses Antichristspiel von einem Zwiespalt durchzogen, der schon in seiner Konzeption angelegt ist. Aber diese Feststellung ist weniger ein Einwand als vielmehr ein neuerlicher Hinweis und Beweisgrund für die viel zu wenig beachtete Tatsache der inneren Zusammengehörigkeit von Antichrist- und Faustthematik: da der Faust in der Geistesgeschichte des Abendlandes für mehrere Jahrhunderte an die Stelle des Antichrist getreten ist, gehört die faustische Problematik durchaus und notwendig in den Problemkreis der Apokalyptik und Eschatologie. Auch wenn Faust nur eine zeitliche Sonderprägung der viel wuchtigeren und bedeutungsvolleren Gestalt des Antichrist ist, müssen wir uns doch mit dem geistigen Erbe auseinandersetzen, das in seiner Figur verkörpert ist. Es gilt, um es in einer kurzen Formel zu sagen, sowohl den Antichrist vom Faustischen her als auch die Faustgestalt apokalyptisch zu begreifen.

Noch in einer anderen Richtung aber gibt uns der Moabiter Antichrist einen wichtigen Hinweis. Das Spiel des evangelischen

Großstadtpfarrers Herbst ist nämlich noch stärker als durch den Faust durch ein anderes Werk beeinflußt: durch Wladimir Solowjows, des großen russischen Religionsphilosophen „Erzählung vom Antichrist". Diese aber ist nicht allein eine der großartigsten Gedankendichtungen der Gegenwart, sondern zugleich auch die gedankentiefste Verknüpfung der faustischen Frage mit der nach dem Antichrist.

Der Dostojewski-Jünger Solowjow, nach dessen Bild der Dichter die unvergängliche Figur seines Aljoscha Karamasoff entwarf, ist eine der glanzvollsten Erscheinungen der neueren Geistesgeschichte. Schon in jungen Jahren kam er, der der deutschen Philosophie die stärksten Anregungen verdankte, durch kühne geistige Spekulationen in den Ruf eines großen Gelehrten, blieb aber dabei ein schlichter gläubiger Christ, der seinen Glaubensüberzeugungen nicht nur die glänzend begonnene Laufbahn, sondern seine ganze Existenz zum Opfer brachte und noch nicht fünfzigjährig starb.

Er hat eben bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts gelebt, denn 1900 ist sein Todesjahr, und dem gleichen Jahre entstammen auch jene erst nach seinem Tode veröffentlichten „Drei Gespräche", deren Kernstück die Antichristerzählung ist. Solowjow hatte im Laufe seines wechselreichen Lebens viel über das Böse nachgedacht und in mehr als einem seiner Werke von ihm gehandelt. Die Erzählung vom Antichrist stellt daher gleichsam das abschließende Kompendium seiner Erfahrungen mit dem Bösen dar und ist in der Tat eine der überzeugendsten Offenbarungen von dessen Wesen.

Solowjows Antichrist ist ein Mensch mit durchaus modernen Charakterzügen. Er ist geradezu als eine Verkörperung der Moderne beschrieben: „Dank seiner hohen Genialität genoß er bereits mit 33 Jahren weit und breit den Ruf eines großen Denkers, Schriftstellers und geistigen Führers." Er ist auch keineswegs unedel, sondern besitzt Eigenschaften, die ihn den edelsten Ausformungen faustischen Menschentums an die Seite stellen: „Außer einer seltenen Genialität, Schönheit und Vornehmheit bewies der Übermensch in höchstem Maße Enthaltung und Uneigennützigkeit." Ja, sogar den religiösen Werten steht er anfänglich aufgeschlossen gegenüber, allerdings mit einem leisen

Vorbehalt, den Solowjow auf überaus feine Weise formuliert, indem er sagt: „Er glaubte an Gott, doch in der Tiefe seines Herzens zog er, unwillkürlich und ohne sich darüber klar zu sein, sich selber Gott vor, an den er dabei glaubte."

Dieser Übermensch, der sich durch seine edlen Eigenschaften zum Messias ausersehen glaubt, wartet auf die göttliche Bestätigung seines Erlösertums. Da diese aber ausbleibt, verschreibt er sich wie Faust in seiner Verzweiflung dem Bösen. Und damit beginnt sein Aufstieg zur Macht. Von einer zuvor in ihm nicht vorhanden gewesenen Kraft inspiriert, schreibt er ein großes Werk über den Weg zu Frieden und Wohlfahrt der Welt, das in Millionen von Exemplaren verkauft wird und seinen Ruhm über die ganze Erde verbreitet. Jeder findet in ihm, was ihm angenehm ist, und so ergibt es sich fast ohne weiteres Zutun, daß der „kommende Mann" beim drohenden Ausbruch eines neuen Weltkrieges zum Führer ausgerufen wird und sich als Herr der Vereinigten Staaten von Europa in kurzer Zeit den ganzen Erdkreis unterwerfen kann.

Als Weltkaiser entfaltet er nun eine ungeheure Betriebsamkeit. Er wird aus Machttrieb zum Wohltäter der Menschheit und organisiert die „Gleichheit des allgemeinen Sattseins". Nicht als Freund der Menschen allein erweist er sich, sondern selbst der Tiere: er ist Vegetarier und fördert die Tierschutzvereine in jeder Hinsicht. Auch die Freude der Menschen wird organisiert, wobei ihm ein Zauberer Apollonius — der Mephisto dieses Faust und zugleich der Prophet des biblischen Antichrist — die wichtigsten Dienste leistet.

So kommt er endlich zu seiner zentralen Aufgabe, zur Organisation der Gewissen, mit den Worten von Dostojewskis Großinquisitor zu sprechen. Er beruft die Kirchen zu einem Weltkonzil nach Jerusalem, wo er ihnen um den Preis der Anerkennung seiner obersten, auch religiösen Autorität die glänzendsten Anerbieten macht. Die Masse des Kirchenvolkes läuft ihm begeistert zu, aber das Häuflein der Gläubigen erkennt in ihm nur um so deutlicher den geweissagten Antichrist. Papst Petrus II. spricht sein furchtbares Anathema über ihn, und wenn er auch getötet wird, so geht die erneuerte ökumenische Kirche doch unerschrocken ihren Weg durch die schrecklichen Nöte der End-

zeit. Während die Welt sich in den Krämpfen einer immer wüsteren Dämonokratie windet, warten die Christen geduldig auf die Wiederkehr ihres Herrn, der endlich in seiner himmlischen Herrlichkeit kommt und dem Spuk des Usurpators ein Ende bereitet, um sein ewiges Reich aufzurichten.

In einem Vorwort zu dieser Erzählung hat Solowjow die Frage nach dem radikalen Bösen aufgeworfen, nicht nach jenem, das — goethisch-faustisch-mephistophelisch gesehen — nur ein stimulantischer Faktor der Weltentwicklung ist, sondern nach dem Unbedingt-Bösen, dessen unheimliches Anwachsen im Verlauf der menschlichen Geschichtsentfaltung das erregende Grundthema aller Geschichte ist. Da das Antichristentum aber die äußerste Steigerung eines Grundbösen im letzten Akt der Geschichtstragödie ist, so wird es nach Solowjow nicht einfach Unglaube oder Ablehnung des Christentums und auch nicht Materialismus oder etwas diesem Ähnliches sein, sondern „eine religiöse Usurpation, in der sich solche Kräfte in der Menschheit des Namens Christi bemächtigen werden, die in Wirklichkeit Christus und seinem Geiste fremd, ja feindlich sind."

Wir werden hier an die Antichristvorstellung eines eigenartigen deutschen Denkers unserer Tage erinnert: Edgar Dacqués, der in seinem Buch „Vom Sinn der Erkenntnis" die Auffassung vertritt, vielleicht werde der Antichrist, wenn er einmal in Menschengestalt erscheine, ein gefallener Heiliger sein: „Jenes Einfließen von Gottes Kraft und dann die Zurückwendung zur Selbstvollendung, zur geistigen Selbstvergottung, bringt in dem eben noch Heiligen nun den Teufel aufs Fürchterlichste zum Triumph — das ist die äußerste, höchste, lebendigste, unverantwortlichste Form des Antichrist."

Wie tief verborgen das Geheimnis des Bösen aber selbst noch in seiner äußersten Steigerung sein kann, das hat Solowjow in einem seiner Antichristerzählung folgenden Gespräch aufgewiesen. Hier bemerkt ein Partner, er verstehe nicht, warum der Antichrist Gott so hasse. Denn im Grunde genommen sei er doch gut und nicht böse. Auf diesen ratlosen Einwand gibt Solowjow eine ebenso schlichte wie tiefe Antwort: „Das ist es ja gerade, daß er es im Grunde genommen nicht ist. Er ist durch ein höchst einfältiges Sprichwort vollauf gekennzeichnet: Es ist nicht alles

Gold, was glänzt. An Glanz fehlt es dieser Imitation des Guten nicht. Was aber fehlt, ist *die wirkliche Kraft!*"

Solowjow sah die Gefahr des kommenden Antichristentums in ungeheurer Schärfe und Realistik. Und er gab sich keiner Illusion über die Aussichten hin, mit denen die Menschheit und insbesondere ihr gläubiger Kern, die Christenheit, dieser äußersten Bedrohung werde entgegentreten können. Noch auf seinem Totenbette sprach er zu seinem Freunde Trubetzkoi bedeutsame Worte über das von ihm für nahe Zeiten erwartete Weltende: „Ich fühle, es geht mit allem zu Ende, diejenige Magistrale der allgemeinen Geschichte, die in eine alte, mittelalterliche und neue zerfiel, ist an ihrer Endstation angelangt. Und mit welch moralischem Gepäck gehen wir in den Krieg: Das Christentum existiert nicht, Ideen haben wir nicht mehr als um die Zeit des trojanischen Krieges, aber damals kämpften junge Riesen, und jetzt gehen Greise — lauter Greise."

Dialektik der Dämonie

So sehr Faust und der Typus Antichristi sich ähneln und einander zustreben, um zuletzt, eben im Antichrist selber, ganz identisch zu werden, so ist doch auch ein eigenartiges Gegeneinander beider Gestalten nicht zu verkennen. In ihm kehrt in abgewandelter Form jener merkwürdige Dualismus des Bösen wieder, den wir mit dem Begriffspaar böse-schlecht umschrieben. Vielleicht darf man sogar von einer Dialektik des Bösen sprechen, da in der Sonderung der Erscheinungsformen die Kräfte des Bösen nicht geschwächt, sondern im Gegenteil zu einer höchsten Steigerung geführt werden. Wenn das Schlechte ein multipliziertes Böses ist, so steigert es sich im dialektischen Widereinander mit dem eigentlich Bösen endlich zu einer höchsten, nicht mehr zu übersteigernden Potenz der Bosheit — in der Gestalt des Antichrist.

Um das tief verborgene wahre Wesen des Antichrist zu ergründen, sehen wir uns daher immer erneut vor die Aufgabe gestellt, die wichtigsten Erscheinungsformen des Bösen gleicher-

weise zu sichten wie zu deuten. Wir müssen das engelhaft-übermenschliche Böse, das wir mit mythischen Bezeichnungen wie titanisch oder prometheisch oder auch als luziferisch oder — faustisch ansprechen, in seinem verwirrenden Neben- und Gegeneinander, mit dem anderen, dem tierhaft-untermenschlichen Bösen sehen, das wir mit biblischen Namen wie Belial, Apollyon oder Satanas umschreiben und das in der Apokalypse höchst bildhaft als „der große Drache" und „die alte Schlange" erscheint. Wir dürfen die Sonderung allerdings auch nicht überspitzen oder bis zur Begriffsspalterei treiben, denn es ist ja Satan, der im Alten Testament unter den Gottessöhnen erscheint und von dem Christus dann selber sagt, daß er ihn „als einen Blitz" vom Himmel fallen sah. Und die Apokalypse sagt von dem Drachen und seinen Engeln, mit denen Michael streitet, daß sie aus dem Himmel ausgeworfen wurden.

Denn es handelt sich ja nicht um grund- und wesensverschiedene Mächte, sondern nur um gesonderte, aber in ihrer Sonderung bedeutsame Erscheinungsformen der einen bösen Macht, die zu unterscheiden gerade wegen ihrer unscharfen Konturen so überaus schwierig ist. Daher ist es auch erklärbar und verständlich, daß bisher so wenig zur Erkenntnis dieser Dinge geschehen ist und eigentlich erst uns nach unseren Erfahrungen mit den Mächten des Abgrundes die Problematik des Bösen auf den Nägeln brennt.

Ricarda Huch hat in ihrer Schrift über den Glauben Luthers bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten — nur leider in etwas verwirrender Formulierung — auf die besondere Problematik des Bösen hingewiesen. Sie unterschied zwischen dem gemeinen oder bösen Teufel, der gleichwie die bösen Gedanken aus dem Herzen komme und dem Teufel in seiner Majestät, den sie Luzifer nennt. Den einen habe Luther als einen Feind gehaßt, den anderen aber nur mit Furcht und Grauen erkannt: „Luzifer verstellt sich in einen Engel des Lichts, sein eigentliches Wesen, seine Selbstliebe verlarvt er — das ist der Punkt, weswegen er so gefährlich ist: an die Stelle der heißen Hölle tritt die kalte oder das Nichts." Wenn der „böse Teufel" eine Hemmung der Kraft sei, die die Kraft erst hervortreten lasse, so sei Luzifer eine Hemmung der Hemmung, die das Spiel des Lebens aufhebe und

den Menschen zu einem Automaten erstarren lasse. Insofern aber „die aus Gott abgeleitete und sich Gott widersetzende Kraft ihrem Wesen nach der Mann ist, kann man die luziferische Hemmung auch eine Selbstentmannung nennen, deren Folge Unproduktivität ist".

Reinhold Schneider hat, die Dämonie allen Künstlertums beschreibend, ein ähnliches Gegensatzpaar mit den Namen Dämon und Satan benannt. Er sagt, es scheine dämonischer Kräfte zu bedürfen, um das Dämonische zu gestalten und nur selten sei das Schöpfertum nicht von einer Ader unterirdischen Feuers durchzogen: „Wenn sie sich vom Dämonischen abwendete, würde die Kunst eine Stelle verlassen, die sie besetzt halten muß, denn sie soll an ihrem Ort dazu beitragen, daß das Dämonische gestaltet wird, auf daß es erkannt werde — es ist ihr ein immer sich erneuerndes Wissen um das Dämonische anvertraut, das über ihr nur die Kirche besitzt."

Diese dämonenbannende Aufgabe der Kunst aber sieht Schneider begrenzt durch das Satanische, das das Dämonische nicht mehr bildet, um es auszusagen und zu überwinden, sondern das Dämonische als solches bejaht, indem es sich auf dessen Stufe stellt und ihm die Mittel der Kunst ausliefert, so daß nur mehr der Dämon aus dem Kunstwerk spricht, nicht mehr die höhere Wahrheit. Die um ihrer selbst willen bejahte Dämonie wird zum Satanismus, und der Teufelsbann wird zur Teufelsbeschwörung.

Auch Paul Tillich unterscheidet in seiner bereits zitierten Studie über das Dämonische zwischen Dämon und Satan. Dem Göttlichen, dem er die Formschöpfung zuordnet, stehen sowohl das Dämonische als Formzerstörung wie das Satanische als Formzerfall gegenüber. Aber die Dämonie erschöpft sich nicht in der Zerstörung, ist nach seiner Formulierung vielmehr gestaltwidriges Hervorbrechen des schöpferischen Grundes in den Dingen: „Im Dämonischen ist immer noch das Göttliche, die Einheit von Grund und Abgrund, von Gestalt und Verzehren der Gestalt enthalten; darum kann das Dämonische zur Existenz kommen, freilich in der Spannung beider Elemente."

Durch diese Spannung, auf der das Dämonische beruht, sieht Tillich es abgegrenzt gegen das Satanische, in dem die Zerstö-

rung ohne Schöpfung gedacht ist. Als das Satanische aber bezeichnet er das im Dämonischen wirksame zerstörerische, sinnfeindliche Prinzip, in Isolierung und Vergegenständlichung gedacht: „Mythologisch gesprochen ist der Satan der oberste der Dämonen, ontologisch gesprochen ist er das im Dämonischen enthaltene negative Prinzip."

Danach ist im Dämonischen eine schöpferische und eine zerstörerische Kraft derart ineinander gewirkt, daß sich die schöpferische in die zerstörerische verkehren und als zerstörerische auswirken kann, ohne doch ihre Herkunft aus dem Schöpferisch-Göttlichen und damit gleichsam ihren angestammten Adel zu verleugnen. Tillich spricht daher folgerichtig von einer Dialektik des Dämonischen, die auch den schwankenden Sprachgebrauch des Wortes erkläre und stellt fest, die Tiefe des Dämonischen sei eben das Dialektische an ihm. Denn das Satanische sei, wo es gewollt ist, unfähig, zur Verwirklichung zu kommen, dafür aber nähere sich das Dämonische um so mehr dem Satanischen, je leerer und negativer es werde, bis die Annäherung endlich jenen Punkt erreiche, wo der Eindruck des Satanischen unmittelbar entstehe. Und doch werde eine eindringende Analyse immer, selbst hier noch, einen „dämonisch-positiven Rest" feststellen können.

Luzifer und Ahriman bei Dostojewski

Diese verschiedenen Aussagen stellen, mögen sie zum Teil einander widersprüchlich scheinen, doch bereits einen recht beachtlichen dämonologischen Befund dar. Wie über den Antichrist, so hat aber auch über die Dämonen die tiefsten Aussagen ein Russe gemacht: Dostojewski, ein Kenner und Erforscher des Bösen in allen seinen Untiefen und verborgensten Abgründen, wie es ihn nie zuvor gegeben hat. Wir brauchen nur seine gewaltigen Dichtungen zu interpretieren, so gelangen wir zu einer Philosophie des Bösen, wie sie von keinem Philosophen, und zu einer Theologie des Bösen, wie sie von keinem Theologen besser und kenntnisreicher geschrieben werden könnte.

Wjatscheslaw Iwanow, der bedeutende russische Dichter und christliche Denker der Gegenwart, hat dieser Aufgabe einen wesentlichen Teil seiner eindringenden Dostojewski-Untersuchungen gewidmet. Er nennt Dostojewski einen wahren „Höllenforscher", doch ist das der Dämonologie Dostojewskis gewidmete Kapitel seines Buches derart kenntnisreich, daß er diesen so seltsamen wie seltenen Titel mit dem gleichen Recht auch für sich selbst beanspruchen könnte. Es hat fast den Charakter einer erregenden Fahrt in die Unterwelt, einer Höllenfahrt im Sinne Dantes, wenn wir seinen Entdeckungen nachdenkend folgen.

Bemerkenswerterweise geht Iwanow in seiner Deutung des Bösen bei Dostojewski vom Faust aus. Er nennt den Nikolai Stawrogin der „Dämonen", die abgründigste aller Dostojewski-Gestalten, den ins Negative gewandten russischen Faust, und spinnt den Vergleich auch im einzelnen aus, indem er Peter Werchowenski in der Rolle des Mephisto, Marja Timofejewna in der Gretchens erblickt und die Schüler Stawrogins mit ihren Homunkulusideen mit Faustens Wagner vergleicht.

Aber nicht nur Dostojewskis „Dämonen" fordern zum Vergleich heraus. Auch Raskolnikow hat unverkennbare faustische Züge, und ihm steht als nihilistisch-mephistophelischer Dämon Swidrigailow gegenüber. Und in ganz ähnlicher Weise sind Iwan Karamasow und Smerdjakow nebeneinander und zugleich gegeneinander gestellt. In diesem Neben- und Gegeneinander aber sieht Iwanow nicht eine mehr oder minder interessante literarhistorische Parallele, sondern die Aussage über einen Tatbestand der Wirklichkeit, nämlich der verborgenen Wirklichkeit des Bösen.

Iwanow stellt als „die zwei Gott in der Welt bekämpfenden Mächte" Luzifer und Ahriman vor unsere Augen, und wir erkennen darin trotz aller Abwandlung unschwer jene Zweiheit wieder, die uns bei Ricarda Huch unter den Namen Teufel und Luzifer und bei Reinhold Schneider und Paul Tillich als Dämon und Satan begegnet ist. Iwanow charakterisiert die beiden Mächte als das Urbild der Vereinsamung und das Unbild der Verderbnis, als den Geist der leuchtenden und der gähnenden Finsternis: „Da aber das Böse in seiner ontologischen Nichtig-

keit das wahrhaft seiende Sein zugleich negiert und nachahmt, so erscheinen diese beiden Schemen einer Wesenheit, die wesensmäßig keine ist, in der Trennung und in einer gegenseitigen Verneinung; zu einer ureigenen Selbstbestimmung können sie nicht gelangen, und so sind sie gezwungen, ihr Wesen zu suchen — und schaudernd finden sie es — ein jeder in seinem Entgegengesetzten, in sich den Abgrund des anderen wiederholend, wie zwei einander gegenübergestellte leere Spiegel."

Iwanow beschreibt das Verhalten der beiden Dämonen, wie er sie nennt, in ihrer Einwirkung auf den Menschen auf die genaueste Weise: „Luzifer ist eine alles verschließende, Ahriman eine alles zersetzende Macht. Der Luzifer im Menschen ist das Prinzip des selbstischen Insichseins, der stolzen Eigenständigkeit, der eigenwilligen Sichbehauptung in der Loslösung vom Ganzen. Luzifer verkündet den Menschen: ihr werdet sein wie Götter, doch bleibt diese Gottähnlichkeit in der inneren Welt der Persönlichkeit verschlossen, so daß diese an ihrem eigensten Sein verzweifelt. Diese Verzweiflung nun nutzt Ahriman aus. Hierin unterscheiden sich die Einflüsterungen der beiden Dämonen: Luzifer mißbraucht das dem Menschen innewohnende göttliche ‚ich bin', indem er dessen Sinn und Kraft und damit den tiefinnersten menschlichen Willen entstellt; Ahriman, der den menschlichen Willen verführt, deckt die Wesenlosigkeit des ‚ich bin' selbst auf, wie es in dem entstellten und verwesenden Willen lebt."

In Raskolnikow und Swidrigailow sieht Iwanow diese invertierende Einwirkung Luzifers der pervertierenden Ahrimans gegenübergestellt.

Obwohl Iwanow den „in phosphorischem Glanze schimmernden Luzifer, den Fahnenträger des ewigen Aufstandes", den er dem mächtigen Geist des Großinquisitors an die Seite stellt und anderseits „den allzersetzenden, allbesudelnden, argerfüllten Ahriman, das Gespenst des Bösen in der ganzen Schwarzheit seiner sich schamlos entblößenden Leere und endlichen Nichtigkeit" als zwei Antlitze der einen Macht auffaßt, die Satan heißt, verkennt er doch keineswegs, daß die ganze menschliche Kultur unter der mächtigen Beihilfe Luzifers geschaffen ist, daß sowohl unsere produktiven als auch unsere zerstörerischen Energien in

hohem Maße seine Energien sind, „daß wir durch ihn so schön erscheinen in der Kühnheit des trotzigen Beginnens, in der Unbeugsamkeit der Selbstbehauptung, in dem Wagemut des Kampfes um Macht und Ruhm".

Aber er sieht auch die gefährliche Kehrseite dieser Tatsache, daß die Wirkung der luziferischen Energien die Grundlage aller historischen Kultur bildet, die bis auf den heutigen Tag heidnisch geblieben sei. Denn die Kultur habe nur in einigen ihrer Teile die Taufe empfangen und trage nur in den seltensten Fällen den Abglanz Christi. Daher sei der Einfluß Luzifers gefährlich, aber noch nicht verderblich unter der Voraussetzung einer ständigen Bewegung, der unermüdlichen Überwindung aller Formen menschlicher Selbstbehauptung durch neue Formen eines würdigeren Seins. „Er verwandelt sich aber in tödliches Gift beim Erlöschen der dynamischen Geisteskräfte, in den toten Wassern des Stillstandes, über die Ahriman seine schwarzen Fittiche breitet. Wo die zum Stillstand gekommene Selbstbestimmung des Menschen oder der Gesellschaft in sich ihre Nahrung findet und sich durch sich als oberstes und selbstgenügsames Prinzip behauptet, da flimmert in der Finsternis Ahrimans, gleich dem phosphorischen Leuchten der Fäulnis, der luziferische Widerschein auf."

Im Verfolg dieser Gedanken aber zeigt Iwanow auf, daß der wahre Gegenspieler Christi nicht Luzifer, sondern Ahriman ist: „Luzifers Herrschaft über die Erde reicht nicht bis in ihre mystisch realen Tiefen hinab: er hat alle Bande mit der Realität zerrissen und vermag sie nicht einmal zu berühren. Sein Weltregiment ist rein ideal. Während vor Ahriman nur Christus der Auferstandene zu retten vermag, stürzt das luziferische Zauberreich bereits bei einer Berührung mit der lebendigen Erde in sich zusammen. Luzifer ist Idealist; seine ihm verhaßte Realisation ist Ahriman. Die realen Widersacher sind Christus und Ahriman. Christus bringt der Kreatürlichkeit jungfräuliche Ganzheit und Auferstehung, Ahriman — Schändung und Verwesung. Das Ende des luziferischen Prozesses führt zum Scheidewege, wo Luzifer die Wanderer verläßt, die nun die Entscheidung treffen müssen zwischen dem schmalen Pfade Christi und der breiten Straße Ahrimans."

Wir können an dieser Stelle die dämonologische Schau Iwanows nicht in ihrer ganzen Fülle und Gedankentiefe ausbreiten, doch erscheint mindestens ein Hinweis darauf unerläßlich, daß er das Böse sich keineswegs in der luziferisch-ahrimanischen Zweiheit erschöpfen läßt. Neben Luzifer und Ahriman weist er auf ein drittes Begriffssymbol „Legion" hin, das das Böse in der sozialen Sphäre versinnbildlicht und, wie wir glauben, in einer tiefen Beziehung zur Dämonie der Technik und des technischen Zeitalters steht.

Diese Dreiheit der Symbole, mit der sich die luziferisch-ahrimanische Dissonanz gleichsam in einem höllischen Akkord auflöst, schließt nicht aus, daß das luziferische und das ahrimanische Böse einander auf wahrhaft dialektische Weise steigern und übertrumpfen. Wenn Iwanow seine Begriffssymbole des Bösen an Gestalten der Dichtung exemplifiziert, so stellt sich uns das wie eine personifizierte Dialektik des Bösen dar: „So naht in den Spuren Luzifers Ahriman: zu Faust gesellt sich als ständiger Weggenosse Mephisto, der Anstifter zu Übeltaten und ihr Vollbringer; der edle Byronsche Kain, der sich mit dem Morgenstern befreundet hat, begeht einen Brudermord. Dasselbe gilt von den luziferischen Typen bei Dostojewski: Raskolnikow ermordet die Alte, Stawrogin verübt nach einer Reihe von Freveltaten Selbstmord, Iwan Karamasow mißbraucht, ohne sich dessen voll bewußt zu sein, Smerdjakow als Mittel zum Vatermord."

Gestalt und Schicksal von Dostojewskis „Faust" Stawrogin aber gehen uns an dieser Stelle noch besonders an, denn hier tritt uns in überaus scharfer und deutlicher Ausprägung die spezifische Antichristproblematik entgegen. Dieser ungewöhnlich begabte und ursprünglich edel angelegte Mensch, von dem ein so übermenschlicher Zauber ausgeht, daß seine Mitmenschen ihn als einen Heilbringer, den legendären Iwan-Zarewitsch verehren, übt in irgendeinem entscheidenden Augenblick seiner vor uns halb verborgenen und schrecklichen Vergangenheit Verrat an Christus und ist nun rettungs- und hoffnungslos dem Bösen verfallen. Sein Weg kann nur noch in der Katastrophe enden. Diese aber wird in der Begegnungsszene mit Marja Timofejewna Gestalt.

Daß diese halbwahnsinnige Frau in ihrer Ehe mit dem perversen Stawrogin jungfräulich geblieben ist, deutet Iwanow sehr tief im Gleichnis des „Fürsten von dieser Welt", der zwar die Herrschaft über die Seele der Welt besitzt und es doch nicht vermag, reale Macht über sie zu erlangen. In der Begegnungsszene nun begehrt die bis dahin nur passive Kreatur, als sei ihr plötzlich ein Schleier von den Augen fortgerissen, leidenschaftlich auf. Trotz ihrer nur halbwachen Sinne durchschaut das „Gretchen" dieses russischen Faust das schändliche Spiel und das bis in den Grund seiner Existenz hinabreichende Betrügertum Stawrogins, das sie nun mitleidlos enthüllt.

Einen „schlechten Komödianten" und „Usurpator" nennt sie ihn, vergleicht ihn mit dem falschen Demetrius — „Grischka Otrepjew, der mit dem Fluch von sieben Konzilien beladen ist" — und steigert ihre Beschimpfungen bis zum „Judas Ischariot" und zum „Teufel" selbst. Es ist von unheimlicher Folgerichtigkeit, wenn diese grandiose Enthüllung abgründiger Nichtigkeit ihren Abschluß und ihre äußerste Steigerung in einem „Anathema!" findet — so als sei hier jenes andere Anathema vorweggenommen, das in Solowjows Erzählung als dramatischer Wendepunkt auf die Entlarvung des Antichrist folgt.

Der heillose Mensch

Wir können die Aussagen Iwanows zu den Romanen seines großen Landsmannes durch einige Gedanken aufs glücklichste ergänzen, die wir der deutschen Dostojewski-Interpretation von Romano Guardini entnehmen. Auch bei Guardini sind uns die Bemerkungen über Stawrogin besonders wichtig, obwohl er weder den Antichrist noch die Faustgestalt in den Umkreis seiner Betrachtungen zieht.

Guardini sieht in Stawrogin den äußersten Fall des heillosen Menschen, nicht des unheiligen oder nur schlechthin weltlichen, sondern dessen, der sein Heil verloren hat. Denn angesichts solcher Gestalten bleibt uns die erschreckende Erkenntnis nicht erspart, daß Gott dem Menschen nicht allein die Freiheit zum

Bösen gegeben hat, daß der Mensch vielmehr von Gott so groß gedacht und angelegt worden ist, daß er aus freier Verantwortung und bei wachem Bewußtsein sogar sein Heil preisgeben und verlieren kann. Das ist für den Christen das Entsetzliche an der Gestalt Stawrogins, daß sie an das furchtbare Pathos jenes Bibelwortes gemahnt, das von denen spricht, „die verloren werden".

Stawrogin ist nicht allein einer von diesen „Verlorenen", sondern ein äußerster Grenzfall unter ihnen. Dostojewski sagt selbst von ihm, daß das Böse in ihm „kalt und ruhig war, es war, wenn ich mich so ausdrücken darf, vernünftig — und somit das Widerlichste, das Furchtbarste, was es überhaupt geben kann". Guardini führt diese bereits von dem Dichter gegebene Charakteristik noch weiter aus und sagt: „Was gibt der Leidenschaft ihren Sinn? Nur das Herz vermag das, mit seiner Liebe. Fällt das aus, dann sinkt alles ins Niedrige und Zerstörende. Ist aber der Geist, um den es sich handelt, noch bewußt und raffiniert dazu, ist er gewalttätig und ohnmächtig zugleich — dann entsteht jene Schändlichkeit, von der hier die Rede ist."

Gewalttat aus Ohnmacht, aus innerster Unkraft — das ist in der Tat die äußerste, die grauenhafteste Schändung der Schöpfung. „Unzucht wider die Natur des Bösen" hat Richard von Schaukal einmal die Ohnmacht, die sich als Macht verkleidet, die Armseligkeit, die mit dem Bösen kindlich spielt, genannt und damit den gleichen Gedanken ausgesprochen.

Doch charakterisiert Guardini nicht allein Stawrogins Tun, auch seine Wesensgestalt umreißt er aufs deutlichste. Er erinnert an jenes „Spinnenhafte", das Dostojewski in den Memoiren aus dem Kellerloch beschrieb, in den Dämonen aber in ganz anderen Dimensionen zeigt, und nennt Stawrogin einen „Trügenden von Natur", dessen ganzes Dasein Lüge und Täuschung ist, so daß überall um ihn herum Betrug entsteht und er sogar lügt, indem er schweigt. Da er innerlich unbeteiligt ist und immer zuinnerst abgelöst und fern bleibt, wo andere ihr Herz oder zumindest ihre Haut zu Markte tragen, so entsteht Trug schlechthin aus jeder Begegnung. Und es bleibt das Bild eines „Schauspielers von Wesen", der ein Toter bei lebendigem Leibe gleichsam ein Gespenst seiner selber ist.

So führt uns Guardini in das gleiche schauerliche Schattenreich, das Iwanow Ahriman, dem „Gespenst des Bösen" zugeordnet hat. Und auch die Schatten Fausts und Don Juans können wir hier noch einmal zitieren, indem wir in diesem Zusammenhang von jenem Dichter sprechen, der die beiden Gestalten in einem Drama zusammenzuführen versucht hat — von Christian Dietrich Grabbe, der als ein abschreckender Stawrogin-Typus mitten in der harmlosesten deutschen Biedermeierliteratur auftauchte.

Grabbe ist ein fast unbegreiflicher Grenzfall menschlicher ebenso wie dichterischer Existenz. Nicht zufällig übten Gestalten wie Faust und Don Juan, aber auch typische Gewaltmenschen wie Napoleon, Sulla und Hannibal auf seine dichterische Phantasie die stärkste Anziehungskraft aus. Nicht zufällig hat er immer wieder — so im König Prusias und im Mithridates — die Figuren von Lebensschauspielern gestaltet, wie er selber einer war. Hermann Stresau nennt in seiner Grabbe-Studie diese Schauspieler und Komödianten des Menschlichen typisch Grabbesche Figuren — „das eigentlich und einzige verächtliche Wesen, das außerhalb des Spannungsfeldes steht und daher ein Unwesen ist". Auch Grabbes unlyrischer Vers verhält sich nach Stresau zur Dichtung ähnlich wie der Schauspieler zum Leben, zuweilen bis zur vollkommenen Täuschung. Und Immermann, der Grabbe wohl menschlich am nächsten stand, hat das schauerliche Wort gesprochen, daß sich vor Grabbe „die Dinge zurückzogen".

Paul Friedrich, der Herausgeber seiner Werke, hat ihn als Menschen noch näher charakterisiert. Er nennt ihn durchaus mißwachsen und biologisch auf Untergang angelegt, ein lebendes Schlachtfeld ewigen Widerstreites negativer und positiver Kräfte: „In Grabbes Natur lagen Rudel lauernder Dämonen; in einer schwächlichen Körperhülle lebte eine wilde atavistische Bestialität, die sich am Blutgeruch berauschte." Er spricht von Grabbes eiskaltem Zynismus, von einem krankhaften, aber unabweisbaren Zug zur Gemeinheit, von seiner Leidenschaft, die etwas ebenso Schleichendes und Ätzendes wie seine Lüsternheit hatte. All diese geistige Teufelei feierte schon in des jugendlichen Grabbe Erstlingsdrama „schaudervolle Feste, an denen —

als Gipfel des Gräßlichen — ein ganz nüchtern operierender Verstand beteiligt ist".

Er schloß eine Ehe, die durch sein Versagen zu einer Katastrophe wurde. Er brauchte fast sein ganzes Leben hindurch den Rausch, um sich eine Scheinkraft vorzulügen. Bei alledem aber war er keineswegs der Typus des brutalen und konsequenten Bösewichts, wie ihn in Shakespeares Königsdramen Richard der Dritte verkörpert. Friedrich nennt ihn einen allzu ausschweifend Gläubigen, den die Verzweiflung, die sich mit einer geheimen Freude an der Reizstärke des Gemeinen paarte, „aus allen Himmeln gerissen" hatte. So ist er auf eine viel schlimmere und hoffnungslosere Weise als Shakespeares Richard böse, wie Stawrogin ist er — ein heilloser Mensch.

Auch bei Grillparzer stoßen wir, hier aber nur im dichterischen Werk, auf vergleichbare Gestalten. Allerdings steht auch bei ihm, wie Reinhold Schneider meint, die bis zur Vertauschung der Person fortschreitende Tragödie des Ich im Hintergrund. Doch hat sich Grillparzer anders als Grabbe durch seine Dichtungen von dem auf ihm lastenden Bann befreien können. In der Dichtung aber geht auch bei ihm die Entartung der Persönlichkeit oft bis zur völligen Zerstörung des Menschlichen: „Steht Ottokor noch zweifelnd zwischen seinem Ich und seinem Schatten, so bleibt von dem Herzog Otto, der sich in der Gefahr hinter einem Kind verbirgt, nur noch der Schatten übrig; der Schatten siegt über den Menschen, der nur sich selber, sein Begehren wollte." Und man meint, Schneider müsse doch wohl von Stawrogin sprechen, wenn er zusammenfassend sagt: „Solche Gestalten sind nicht mehr Person vor Gott und in ihrer Beziehung zu ihm. Sie wollen das Ich um jeden Preis und verfallen, außerhalb der rettenden Bindungen, den Dämonen."

Da aber der Mensch ohne Wesensmitte heute keine Einzelerscheinung und die Auflösung der Personhaftigkeit kein Einzelproblem ist, sondern vielmehr gleich einer geheimnisvollen Seuche das verbreiteste Zeitproblem, das den modernen Menschen als solchen angeht und das zudem von der Auflösung der Person zur Auflösung des Sozialgefüges fortschreitet, so ist es höchst bedeutsam, daß Guardini von Stawrogin her die Frage aufwirft, ob denn ein solcher Mensch „aufgegeben von Natur"

und somit zum Verderben vorherbestimmt sei, ob hier also eine finstere Prädestination walte, die jede Gnadenmöglichkeit von vornherein ausschalte. Guardini verharmlost die Frage keineswegs, indem er ein billiges Ja oder Nein darauf antwortet. Er sieht sie in ihrer ganzen Schwere und Problematik, denn er weiß um die bis zur Gefahr der geistigen Selbstauslöschung gehende Existenznot unserer Zeit, die nicht selten gerade die am ernsthaftesten um eine Sinngebung ringenden Menschen betrifft.

Er fragt nach dem Sinn dieser Existenznot, die aus der Leere kommt und meint, es sei dieser Leere aufgegeben, in besonderer Weise die Endlichkeit des Seins zu erleiden, was in diesem an Ohnmacht, Unwert, Sinnlosigkeit liege, zu fühlen. Es sei ihr auferlegt, „jede Illusion zu verlieren, das enthüllte Gesicht des Daseins zu sehen und standzuhalten". Gott sei ihr nicht unmittelbar gegeben und ebenso wenig der andere Mensch und die natürliche Treuebeziehung zu ihm. „Nur Sachen und leerer Raum sind um sie herum. Sie muß den bloßen Glauben vollbringen. Sie muß ausharren, gehalten — durch eine kaum zu rechtfertigende Zuversicht; durch ein Etwas, das in der Leere liegt, dennoch. Von dort her muß sie ausharren und dienen. Dann wird Wahrheit, Güte, Einfalt; karg, herb, aber sehr rein. Und die Verheißung ist da, daß es sich allmählich in der Leere verdichtet: daß eine Wirklichkeit, eine Sinnhaftigkeit deutlich wird, jenseits alles dessen, was Vitalität oder Psychologie oder wie immer heißt."

Ganz dicht neben diese Hoffnung, die „Heilshoffnung des Heillosen", wie man sagen könnte, stellt Guardini noch einmal das Stawrogin-Schicksal in seiner Ausweglosigkeit: „Geschieht das aber nicht, dann wird aus der Leere das Nichts. Dann beginnt das Verfallen. Dann kommt die gewalttätige Ohnmacht, das Zähneknirschen, die grauenwirkende Sinnlosigkeit."

Und wir erinnern uns angesichts dieses Zeugnisses eines subtilsten geistigen Seelsorgertums wohl nicht zu Unrecht der bei manchem Heutigen gewiß nur Kopfschütteln erregenden Tatsache, daß die mittelalterlichen Scholastiker und Gottesgelehrten sich mit tiefem Ernst mit der Frage beschäftigt und auseinandergesetzt haben, ob auch dem Antichrist, dem Menschen des Verderbens, ein Schutzengel beigesellt oder ob er ihm vom göttlichen Richter schon von Anfang versagt sei.

GESCHICHTE
DES
ANTICHRIST

WIR haben versucht, etwas vom Geist des Antichrist deutlich zu machen und einen Beitrag zu seiner Geistesgeschichte zu geben. Noch deutlicher aber als in der Geschichte seines Geistes wird das Gesicht des Antichrist in der vordergründigen, der politischen und Kulturgeschichte, von der die Geistesgeschichte nur die konzentrierteste Essenz ist. Denn unbeschadet der Tatsache, daß der Antichrist erst für das Ende der Zeiten verheißen ist, gibt es doch auch eine Geschichte des Antichrist, insofern nämlich diese Endzeitgestalt ihre Vorläufer hat, in denen sich das antichristische Wesen in zunehmender Deutlichkeit manifestiert. Bereits Johannes Evangelista spricht in seinen Episteln vom Widerchrist, der schon in der Welt sei und von vielen Widerchristen, die den kommenden, den letzten Widerchrist antizipieren.

In der Geschichte der Christenheit ist daher von der urchristlichen Gemeinde an die Antichristvorstellung immer wieder mit einzelnen Gestalten der politischen Geschichte verbunden worden, sei es, daß man ihnen den Namen des Antichrist oder den eines Vorläufers beigelegt hat. Die Geschichte des Christentums als die Geschichte Christi in der Welt ist von Anfang an von einer Geschichte des Antichrist begleitet. Der *Nachfolge Christi* entspricht die *Vorläuferschaft des Antichrist*, der Güte und Heiligkeit dort die sich gegen das Ende hin mehrende Bosheit und Heillosigkeit hier.

Aber wir müssen dabei zwischen einem plumperen und einem feineren Antichristverständnis unterscheiden. Es ist zu primitiv, in jedem Christenverfolger, wie es die Frühzeit tat, einen Antichrist zu erblicken. Denn nach dem klaren biblischen Verständnis ist der Antichrist ja nicht so sehr der brutale Feind und Verfolger als vielmehr der heuchlerische Verfälscher der Bot-

schaft Christi. Um zu einem rechten Verständnis nicht nur des Antichrist, sondern auch allen Vorläufertums des Antichrist zu gelangen, ist es daher notwendig, die Antichristvorstellungen vergangener Zeiten ihres polemischen Charakters zu entkleiden und auf ihren Wesensgehalt zu prüfen.

Es ist bekannt, daß die christliche Urgemeinde den römischen Kaiser Nero, den ersten großen Verfolger ihres Glaubens, der beinahe noch selber ein irdischer Zeitgenosse Christi war, im Bilde des Antichrist angesprochen und verstanden hat. Das war gewiß ein etwas grobes Verständnis, das mit den sehr kurzfristigen eschatologischen Erwartungen des Urchristentums zusammenhing. Doch muß gleichwohl eingeräumt werden, daß in Nero selbst als einem typisch schauspielerischen Menschen wie im römischen Cäsarentum mit seiner Staats- und Kaiservergottung viel wesentliche pseudomessianische Züge angelegt sind. Wie schon bei seinem Oheim und Vorvorgänger Caligula traten bei Nero typische Züge jenes Cäsarenwahns auf, der zu den unmittelbaren Kennzeichen des Typus Antichristi gehört. Sogar noch jahrhundertelang nach seinem Tode galt Nero als die Verkörperung des Antichrist, denn nach einer Überlieferung, die bis ins fünfte Jahrhundert weit verbreitet war, sollte er dereinst zum Kampfe gegen das Reich Gottes aus dem Totenreiche wiederkehren.

In ähnlicher Weise verbreitet und in allgemeiner Gültigkeit wie bei den frühesten Christen die Vorstellung von Nero als dem Antichrist war nach dem Ende des römischen Reiches und dem Aufkommen des Islam die Identifizierung des Antichrist mit Mohammed, die bis zur Unterscheidung zwischen einem westlichen und einem östlichen Antichrist ausgebildet wurde. Kein geringerer als Papst Innozenz III. hat Mohammed als den Antichrist schlechthin bezeichnet, und noch bis in die von Türkenstürmen heimgesuchte Reformationszeit war diese Vorstellung verbreitet. Wie wenig damit das wahre Wesen und die eigentliche, tiefere Bosheit und Bösartigkeit der Antichristgestalt erfaßt war, mag eine kurze Bemerkung bei Solowjow zeigen, der von seinem „künftigen Menschen" sagt, in ähnlicher Weise wie dieser in dem noch harmlosen ersten Stadien seiner Entwicklung habe „auch Mohammed, ein ehrlicher Mann, den

man keiner bösen Absicht beschuldigen kann, sein Verhältnis zu Christus betrachtet".

Ein ähnlich schiefes und allzu grobes Bild liegt der aus dem mittelalterlichen Kampf zwischen Papst- und Kaisertum hervorgegangenen Vorstellung zugrunde, nach der der Staufer Friedrich II. der verkörperte Antichrist war. Gewiß war unter den Staufern mit den römischen Imperiumsvorstellungen auch etwas von der einstigen Staatsvergottung wiedergekehrt. Aber dabei war Friedrich doch ein echter Herrscher, und seinem Kaisertum haftete auch nicht die Spur des Usurpatorischen an, das einen Vergleich mit dem Antichrist gerechtfertigt hätte.

Vollends nur aus den polemischen Voraussetzungen ihrer Entstehungszeit heraus zu begreifen ist die der Reformationszeit entstammende Vorstellung, das Papsttum sei identisch mit dem Antichrist, die wir bereits als einen „eschatologischen Kurzschluß" gekennzeichnet haben. Selbst der entschiedenste evangelische Christ kann es heute nur kopfschüttelnd zur Kenntnis nehmen, daß diese Auffassung sogar in die Glaubensschriften der Reformation Eingang gefunden hat.

Außer dieser Linie eines polemisch-politischen Verständnisses oder Mißverständnisses der Antichristfigur gibt es eine zweite, etwas weniger grobschlächtige Linie: das Verständnis des Antichrist als des Ketzers und Häretikers. In der Tat ist die Häresie, die Pseudoreligion, der ideale Nährboden des Antichristentums in seiner endzeitlichen Gestalt, und so kommt allem geschichtlichen Häretikertum der Charakter eines Vorläufertums im Blick auf den Antichrist zu.

Dies ist bereits die Blickrichtung des Evangelisten, wenn er von den Widerchristen seiner Zeit spricht. Er hat die frühesten Vorläufer jener Gnostik im Auge, die in den ersten Jahrhunderten christlicher Geschichte die gefährlichste Versuchung der Gläubigen war, nahm sie doch dem Glauben, indem sie ihn in ein „Wissen" mehr oder minder Eingeweihter verflüchtigte, alle reale Substanz. Sie hob, wie Wilhelm Michel treffend formuliert hat, etwas auf, das ethisch im gleichen Sinne Substanz des Menschen ist, wie leiblich sein Fleisch und Blut: sie hob die Treue auf: „Wie sie die Technik des Entlarvens lehrt, so lehrt sie entsprechend auch alle Kunst der Verlarvung, der

Fahnenflucht und der Ableugnung." Als auf ein gleichnishaftes Bild hierfür weist Michel auf den Jesus der basilidischen Geheimlehre hin, der den kreuztragenden Simon von Kyrene listig in die eigene Gestalt verzauberte, so daß dieser als der Christus gekreuzigt wurde, während Jesus „lachend danebenstand". So wird der Gnosis alles Irdische unfest und gespenstisch, sie wird zum Pflanzboden der doppelten Moral und der doppelten Wahrheit. Das Prinzip der Lüge tritt in die Weltmitte und wir erleben „das erschütternde Schauspiel, wie sich der Mensch in einem Akte vermeintlicher Selbsterhöhung zur Selbstentleibung und Verflüchtigung alles Wirklichen anschickt".

Mit diesem Bilde der Gnosis als der Urhäresie ist das der Häresie aller Zeiten gezeichnet — nicht im Sinne der von der Kirche abweichenden Lehrmeinungen, sondern in dem der Verfälschung des Glaubens in seinem Wesenskern. In diesem Sinne war der Arianismus die gefährlichste aller Häresien, weshalb die Kirche den Arius mit Recht unter den Vorläufern des Antichrist nennt. Auch auf Mohammed fällt von hier aus ein neues Licht, insofern wir den Islam als die bedeutendste der christlichen Häresien begreifen können.

Im übrigen aber geht durch die Jahrhunderte der christlichen Geschichte eine kaum unterbrochene Linie pseudochristlicher Irrlehren: unmittelbar mit den Gnostikern stehen die Manichäer im Zusammenhang, deren Lehren noch den jungen Augustin verwirrten. Von ihnen kommen die Bogomilen her, in deren Lehre Satanael als ein Sohn Gottvaters neben dem Logos steht. Und was in Bulgarien abseitiges Sektierertum war, das wurde mit dem Albigensertum in Südfrankreich zur ersten gefährlichen Massenbedrohung des christlichen Glaubens, wie sie dann erst im Täufertum der Reformationszeit wiederkehrte.

Aber auch diese Linie des Antichristverständnisses, obwohl minder grob als die erstaufgeführte, reicht nicht zum vollen Verständnis der Gestalt des Antichrist aus. Denn der Häretiker ist als solcher noch so wenig wie der Glaubensverfolger ein Antichrist, er wird es erst als Ketzerkönig oder „Häresiarch" — wenn er nämlich vom Pseudomessias zum politischen Heilbringer aufsteigt, in die Sphäre der Macht eingreift und die Welt zu verwandeln strebt. So kann gleichsam aus zwei halben

Antichristverständnissen, dem politischen und dem häretischen, ein ganzes erwachsen, wenn sie in den rechten Zusammenhang gerückt werden.

Die geschichtliche Wirklichkeit aber lehrt, daß es in Wahrheit gar keiner derartigen Kompilationen bedarf. Wenn wir den Blick nur genügend schärfen, so finden wir in der Geschichte mehr als genug Gestalten, die den Typus Antichristi auf ganz unverwechselbare Weise vorwegnehmen. Zwar erscheint der Typus in so vielfältiger Gestalt, daß es oft schwer fällt, durch die tarnenden Verhüllungen hindurchzublicken. Er begegnet uns als Charlatan und Schauspieler, als Hochstapler und Dilettant, als Rattenfänger und Utopist, als Fanatiker und Parvenü, als Sektierer und Ideologe, als Putschist und Usurpator — er hat soviel Gesichter wie Eigenschaften und soviel Eigenschaften, als sich in seiner Leere zu spiegeln vermögen. Und doch bleibt er in allen Abwandlungen und hinter allen Masken als Typ unverkennbar, ist er so wenig verkennbar, daß bei näherem Zusehen sogar in jedem Einzelfalle gesagt werden kann: er ist es, oder: er ist es nicht.

COLA DI RIENZO

EIN SCHAUSPIELER DER MACHT

DAS Schauspielertum ist eine Sonderform menschlicher Existenz, die uns als Grenzerscheinung viel über das Wesen dieser Existenz aussagen kann. Denn das Theater ist eine Seinsform, in der der Schein zur Wirklichkeit wird, aber nur unter der Voraussetzung, daß er nicht mehr als Schein zu sein beansprucht: „Wo die Kulissen echt sind, sind die Schauspieler von Pappe." Daher ist die Unterscheidung zwischen echtem und unechtem, gutem und schlechtem Theater keineswegs nur eine Angelegenheit des Snobismus. Denn die Bühne zaubert entweder eine Überwirklichkeit, die die einfache Wirklichkeit überwindet, oder sie läßt sie zur Unwirklichkeit entarten. So führt der echte und gar der große Schauspieler den Menschen über sich selbst hinaus, während der Schmierenkomödiant als Typus nur noch eine Karikatur des Menschen, sein äffisches Zerrbild verkörpert.

Da aber die Schaubühne die Welt einer erhöhenden Illusion darstellt, so ist Schauspielertum überall dort fehl am Platz, wo es um die Bewältigung der Wirklichkeit in ihrer nackten Vordergründigkeit geht. Alles Lebensschauspielertum ist Lüge. Und wo die Wirklichkeit der Politik als Schaustellung aufgefaßt wird, da herrschen Lüge und Betrügertum in ihrer konzentriertesten Form.

Da die Macht ein Realissimum ist, so ist alles Schauspielertum der Macht auf verhängnisvolle Weise illusorisch. Der Machtschauspieler ist nicht allein zum Komödianten- und Schaustellertum verurteilt, er beschwört auch Verhängnisse herauf, die zu bewältigen außerhalb seiner Möglichkeiten liegt. Da er zur Wirklichkeit der Macht kein echtes Verhältnis hat und sich ein künstliches erkrampft, das ihn vor keiner Vergewaltigung der Wirklichkeit zurückschrecken läßt, geht alles mit Notwendigkeit auf eine Endkatastrophe hinaus.

gescheitert. So wirken sie wie Zwillinge in verschiedener Kostümierung, der eine auf jung, der andere auf uralt geschminkt — beide aber Schmierenkomödianten, Schauspieler der Macht und der Geschichte.

Rienzo als Konsul, Notar, Tribun und Senator

Vier Abschnitte können wir in der kometenartigen Laufbahn des Rienzo unterscheiden — kometenartig auch insofern, als es ja auch wiederkehrende Kometen gibt.

Der erste Abschnitt, den wir nach dem selbstverliehenen Titel eines Konsuls benennen können, stand im Zeichen der Durchsetzung seiner Person. Er mußte in Rom bekannt werden, gleichviel auf welche Weise, um eine öffentliche Rolle spielen zu können.

Als ihn der Papst in Avignon zum Notar ernannte, hatte er dieses Ziel erreicht, und nun begann das zweite Stadium: die Kampfzeit seiner „Bewegung", die Jahre zäher Kleinarbeit beanspruchte und nicht ohne Rückschläge war.

Als endlich wider das Erwarten aller politisch Urteilsfähigen die Machtergreifung gelang, nannte er sich Tribun. Und obwohl ihm vom Papsttum nur der Titel eines Rektors zugestanden wurde, ernannte er sich selbstherrlich sogar zum Tribunus Augustus und ließ sich als solcher feierlich krönen.

Seinem Sturz von dieser Höhe folgte dann jahrelange Wanderschaft ohne jede Titulatur, während der er ebenso als Prophet wie als Dichter auftrat, um schließlich als bestallter päpstlicher Senator noch einmal die Bühne der Macht zu betreten. Es war seine letzte Rolle. Einen Tag, nachdem er in ihr bestätigt worden war, hatte er sie bereits ausgespielt.

Winkeladvokat und Stadtoriginal

Aus der Gosse stammt der spätere Diktator, der in dem von niedrigen Hüttenstraßen durchzogenen, dichtbevölkerten Trastevere, dem transtiberischen Stadtteil des zur wüsten Steinland-

schaft gewordenen spätmittelalterlichen Rom geboren wurde. Sein Vater war ein Schankwirt namens Lorenzo, der eine ärmliche Taverne für Tagelöhner und Schiffer besaß, seine Mutter eine Wäscherin und Wasserträgerin. Da die Mutter früh starb, wuchs der Sohn des Lorenzo in der Fremde, in dem unweit von Rom gelegenen Anagni auf. Früh entwurzelt, wußte er sich doch eine gewisse Bildung, vor allem Kenntnis in der lateinischen Sprache, zu schaffen, und so konnte er, nach Rom zurückgekehrt, die Existenz eines Armenkonsulenten und Winkeladvokaten führen.

Schon damals zu pathetischer Überschwenglichkeit geneigt, nannte er sich „Konsul der Witwen, Waisen und Armen". Diese Konsulzeit des noch jugendlichen Parvenüs weist bereits alle Extravaganzen seiner späteren Glanzzeit auf. Wie der Konsultitel, der für die Vorsteher kleiner Handwerksgilden üblich war, in allen Farben schillerte und an den höchsten Rang gemahnte, den das alte Rom zu vergeben hatte, so begann der junge Rienzo mit dem Gedanken politischer Geltung zu spielen, für den das von Kaisern und Päpsten verlassene, in Adelsparteien zerrissene, sich selbst zerfleischende Rom seiner Tage gerade einem Desperadotypus wie ihm die günstigsten Voraussetzungen bot.

Das weltliche Machtstreben der Päpste hatte sich nach dem Triumph über die staufischen Kaiser in der Gestalt Bonifaz' des Achten selber ad absurdum geführt; die Linie, die von Canossa über Barbarossa bis zum Untergang des Königsknaben Konradin führte, war in Avignon ausgemündet, wo die Päpste seit 1308 im Exil saßen. Das Reich mit seinem alten Glanz war untergegangen, und die Kirche hatte ihm alsbald folgen müssen. Rom aber, die alte Hauptstadt der Welt, war verwaist. Während die Kaiser in Deutschland und die Päpste in Avignon saßen — in noch erbitterterer Feindschaft als zuvor gegeneinander — entstand in Italien und vor allem in Rom ein politisches Vakuum und als Folge davon die völlige Anarchie.

Dies war die Ausgangssituation des Rienzo. Mit einem gewissen Rednertalent begabt, wußte er sich bei den leicht entflammbaren Römern einen Ruf zu verschaffen, der seinem Geltungsbedürfnis entsprach, es aber zugleich immer weiter

stachelte und steigerte. Er bediente sich eines seltsamen Umweges, der ihn fast der Lächerlichkeit auslieferte. Nicht so sehr als Politiker, sondern vielmehr als einen Schwärmer für die Altertümer der römischen Vorzeit stellte er sich dem Volke vor und hielt ihm flammende Reden, in denen er die einstige Größe Roms mit seinem jetzigen Elend verglich. Er wurde zu einer Art von römischem Stadtoriginal, dem es zu anderen Zeiten wie ähnlichen Käuzen ergangen wäre. Das weitverbreitete Elend und die Verzweiflung der Massen aber verschaffte dem seltsamen Altertumsliebhaber nicht nur eine begeisterte Zuhörergemeinde, sondern im politisch luftleeren Raum gewann er damit zugleich unversehens ein politisches Profil.

Marktschreiertum als Politik

Als eben Dreißigjähriger erreichte er 1343 den ersten wichtigen Erfolgs- und Glanzpunkt seiner Bahn: mit einer römischen Abordnung in die Papstresidenz Avignon geschickt, konnte er dort als deren Sprecher auftreten. Mit schlauer Berechnung wußte er diese Chance zu nützen. Er freundete sich in Avignon mit Petrarca an, der ihm privaten Zutritt zum päpstlichen Hof verschaffte, und da der neue Papst, Clemens VI., um die Zustände in Rom in ernster Sorge war, gelang es Rienzo unschwer, die Aufmerksamkeit der Kurie auf sich als ein mögliches Werkzeug päpstlicher Pläne zu lenken. So konnte er im folgenden Jahr mit einem Empfehlungsbrief des Papstes, der ihm alle Wege ebnete, und überdies mit dem offiziellen Amt eines Notars der päpstlichen Kammer in Rom bekleidet, in seine Vaterstadt zurückkehren.

Diese Notariatszeit Rienzos, die die Jahre von 1344 bis 1347 umfaßt, war nun bereits ganz von politischen Umtrieben des ehrgeizigen Mannes erfüllt. Hatte er sich in einem aus Avignon datierten phrasenhaften Schreiben an seine Mitbürger als „römischer Konsul und einziger Volksgesandter für die Witwen, Waisen und Armen“ unterzeichnet, so wirkte er nun in diesem Stile weiter. Seine Schaustellungen wurden zu Massenver-

sammlungen, und von den Ansprachen, die er hielt, wird gesagt, daß sie wie Theaterstücke genossen wurden. Er beherrschte offenbar alle Register der Massenpsychologie, und von einem gewissen phantastischen Lächeln, mit dem er das Publikum zu Beifallsäußerungen hinriß, berichtet der Chronist wie von dem Spezialtrick eines beliebten Schauspielers.

Auch an das Gehabe eines Charlatans erinnern seine Methoden auf beinahe handgreifliche Weise. Er ließ riesige Bildtafeln herstellen, die in beredter Allegorie von der vormaligen Größe der ewigen Stadt sprachen. Immer riesenhafter wurden die Bilder des seltsamen Marktschreiers — einmal ließ er sogar an die Außenwand des Stadthauses ein großes allegorisches Gemälde anpinseln — immer lauter und aufreizender seine Stimme. Doch wurde er auch jetzt nur teilweise ernst genommen. Der Adel, der die Macht über Rom in den Händen hatte, hielt ihn für einen ungefährlichen Schönredner, und einzelne Adlige luden ihn sogar selber zu ihren Abendgesellschaften ein, um sich an seinen aufrührerischen Redensarten zu ergötzen. Man behandelte ihn wie einen bestellten Spaßmacher, bemerkt Vielstedt in seiner Rienzo-Biographie, „und wenn bei den Schmausereien die Stimmung vorschritt und man das Bedürfnis nach gepfefferten Darbietungen hatte, so hieß man ihn seine Ansprachen halten". So spielte Rienzo doppeltes Theater, und er sagte später selber, er habe sich in diesen Tagen bald als Narr und bald als Schauspieler, bald schlau und bald töricht, bald leidenschaftlich und bald verlegen gebärdet. Doch war er gerade mit dieser Zweideutigkeit in dem ihm angemessenen Element — wie der Erfolg aufs überraschendste auch seinen Gegnern zeigen sollte.

Durch seine scheinbare Bedeutungslosigkeit höchst wirksam getarnt, verstand er es mit einer bemerkenswerten Zielstrebigkeit, alle unzufriedenen Elemente um sich zu sammeln. Vor allem wußte sich der ehemalige Konsul der Armen unter dem reichgewordenen Bürgertum Roms, das der Adelsherrschaft überdrüssig geworden war, eine ergebene Anhängerschaft zu schaffen. Die Jugend dieses „popolo grasso", des Fettbürgertums, wie man es anderwärts genannt hat, strömte ihm begeistert zu und stellte ihm bewaffnete Mannschaften, so daß er schließlich fast risikolos den Griff zur Macht tun konnte.

Der Putsch vom Pfingstfest 1347, mit dem Rienzo sich zum Herrn von Rom machte, war ein typischer Theatercoup, der aber gerade durch das Ungewöhnliche und Theaterhafte seiner Anlage rasch zum Ziele führte. Ehe es den bestürzten Adeligen zu Bewußtsein kam, daß ihr Spaßmacher diesmal Ernst machte, hatte er sich schon in den Sattel gesetzt und die Macht an sich gerissen.

Auch die naheliegende Erwartung, er werde sich in Kürze unmöglich machen, erwies sich bald als ungerechtfertigt. Denn so wenig sein Handeln mit Politik zu schaffen hatte, auf die Nutzung der ihm wie eine Beute zugefallenen Macht verstand sich Rienzo durchaus, und er war auch keineswegs schüchtern oder gehemmt dabei. Im Gegenteil ist gerade eine unerhörte Hemmungslosigkeit das auffälligste Kennzeichen der Diktatur des Tribunen. Aus dem Nichts der Anonymität emporgestiegen, war er an keinerlei Rücksichten gebunden und von keiner Tradition belastet, so daß er zunächst wahrhaft aus dem Vollen wirtschaften konnte.

Wie er überraschend zur Macht gelangte, so gelang es ihm auch in kurzer Frist, der äußeren Anarchie Herr zu werden. Da er die Volksmeinung hinter sich wußte, konnte er die schlimmsten Mißstände rasch abstellen. Räuberunwesen und Wegelagerei, die groteske Ausmaße angenommen hatten, wurden beseitigt, Rechtspflege und Verwaltung der Stadt, von jahrhundertealter Korruption überwuchert, einer Generalreinigung unterzogen, und so war es nicht einmal gar zu sehr übertrieben, wenn Rienzo nach sechs Wochen in einem Bericht an den Papst schrieb: „Es freuen sich die Armen, es jubeln die Schwachen, die das unersättliche Wüten tyrannischer Willkür bisher ängstigte, es freuen sich die Guten, es frohlocken die Friedfertigen, es jubeln mit ihnen die Sanftmütigen zu Gott."

Auf diesen dithyrambischen Ton war die ganze Regierung des Tribunen gestimmt. Das von der Anarchie befreite Rom feierte den neuen Zustand in rauschenden und kaum je abreißenden Festen, zu denen jeder Anlaß recht war. In kostbare Gewänder gekleidet und von seiner prunkvollen Leibgarde geleitet,

ritt der Tribun durch die Straßen Roms und hielt mit glühenden Reden die Begeisterung wach oder schürte sie zu neuen Ausbrüchen an. Es gelang ihm, ganz Rom in einen wachsenden Taumel der Entzückung zu versetzen, der Wochen, ja Monate anhielt. Vielleicht dürfen wir den römischen Festetaumel als ein Zeichen dafür ansehen, daß den Tribunen selber sein rasches Glück unerwartet und absonderlich bedünkte. Doch waren die festlichen Massenaufzüge zugleich auch noch mehr für ihn: sie gaben seiner inneren Unsicherheit immer wieder die so dringend nötige äußere Bestätigung und ließen ihn, den innerlich unkräftigen, haltlosen Schwächling, als der er sich nachher erwies, die Kraft gewinnen zu Taten von anscheinend phantastischer Größe.

Denn bald beschied er sich auch nicht mehr mit Rom. Da die Häupter des römischen Adels sich auf ihre außerhalb der Stadt gelegenen Burgen zurückzogen, war er gezwungen, auch die umgebende Landschaft unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Und durch diesen Erfolg beflügelt, schickte er Gesandtschaften in alle Städte Italiens, in seine demokratischen und aristokratischen Stadtrepubliken, aber auch an die königlichen und Fürstenhöfe in Neapel, Verona und Mailand, die ihm daraufhin fast alle mit Glückwünschen aufwarteten. Sogar von den Königen von England und von Ungarn und vom Kaiser von Byzanz trafen Glückwunschschreiben ein.

So ist es nicht verwunderlich, sondern erscheint fast als logische Entwicklung, daß Rienzo bald auf eine zweite, die erste übersteigernde Revolution hinstrebte. Obwohl der Papst mit der Ernennung zum Rektor seine Machtübernahme bestätigt hatte, war er von nun an bestrebt, die lästige päpstliche Obermacht zur Schattengewalt zu erniedrigen und von Rom aus ganz Italien seinem persönlichen Machtgebot zu unterwerfen. Ein großes Fest, daß alle bisher gefeierten in den Schatten stellte und zu dem er Abgesandte aller italienischen Städte lud, sollte ihm dazu die Handhabe bieten, sollte das zauberische Mittel sein, die widerspenstige politische Wirklichkeit in den Bann seiner Vorstellungen zu zwingen.

In der Tat gelang es ihm, etwa zweihundert Abgesandte von fünfundzwanzig italienischen Städten in Rom zu versammeln,

mit denen er ein wahrhaft einmaliges Schauspiel aufführte. Soviel man dem späten Mittelalter und seiner Freude an prunkvollen Aufzügen zugute halten mag, mit Politik hatte das, was Rienzo hier in Szene setzte, kaum noch ernsthaft zu tun. Und so war in seinem anscheinend höchsten Triumph bereits sein Untergang beschlossen, der sich mit unausweichlicher Folgerichtigkeit vollzog.

In der Nacht zum 1. August, dem Tage des Kaisers Augustus, beging der Tribun seine Ritterweihe mit einem feierlichen Rosenwasserbad in der Wanne, in der einer frommen Legende zufolge tausend Jahre zuvor Kaiser Konstantin die Taufe empfangen hatte.

Tags darauf wurde der so geweihte „Ritter des heiligen Geistes" zum Tribunus Augustus ausgerufen, und in dieser Würde verkündete er von der Rednertribüne ein Dekret, nach dem das römische Volk nicht nur seine alten Herrschaftsrechte wieder für sich selber in Anspruch nahm, sondern auch die beiden einander bestreitenden Gegenkaiser des Reiches, Ludwig den Bayern und Karl von Luxemburg, mitsamt allen Kurfürsten zum Pfingstfest des folgenden Jahres nach Rom lud, um ihre vermeintlichen Ansprüche zu vertreten.

Wenn man die Anmaßung dieses Dekrets mit der politischen Wirklichkeit vergleicht, die sich auch durch die rauschendsten Feierlichkeiten ja noch in nichts verändert hatte, so möchte man meinen, bei dem Tribunen sei nach einer Anfangsperiode der Nüchternheit plötzlich eine Art von politischem Wahnsinn zum Ausbruch gekommen. In Wahrheit hat sich aber gar keine Änderung vollzogen, vielmehr war nur ein von vornherein Wahnsinniger, ein politischer Narr und Psychopath, nun an die Grenzen seiner Möglichkeiten gelangt und im Begriff, sie zu überschreiten.

Alles, was noch folgte, war Theater und zwar schlechtes, immer schlechteres Theater. Am 15. August, dem Tage Mariä Himmelfahrt, ließ sich Rienzo zum Abschluß der beiden Festwochen auf sechsfache Weise krönen und trieb damit den Kult seiner Person wahrhaftig auf die Spitze. Aber seine Pläne gingen noch höher. Kaum verhüllte Andeutungen eines im September erlassenen Rundschreibens über die am nächsten Pfingstfest

vorzunehmende Kaiserwahl zeigen, daß er allen Ernstes das Ziel verfolgt hat, sich zu Pfingsten 1348 selber zum Kaiser erheben zu lassen. Und es erscheint bei der Hemmungslosigkeit seiner Phantasie nicht ausgeschlossen, daß er, wie manche Historiker annehmen, sogar ein Papstkaisertum angestrebt hat, das die beiden höchsten Würden der Christenheit in einer, nämlich seiner Person vereinte.

Aber nach der maßlosen Übersteigerung der Augusttage wollte ihm nichts mehr gelingen. Augenblickserfolge zwar konnte er noch davontragen, so wenn er den römischen Adel in der blutigen Schlacht an der Porta San Lorenzo besiegte oder in den Wirren um den Thron von Neapel als Vermittler angerufen wurde, aber einmal unsicher geworden, beging er Fehler über Fehler. Nachdem Avignon erkannt hatte, wie wenig ihm mit diesem abenteuernden Hochstapler als seinem Sachwalter gedient war, ließ es ihn nicht nur fallen, sondern wandte sich offen gegen ihn. Das römische Volk aber wurde der prunkenden Umzüge des Tribunen, seiner pomphaften samtenen und seidenen Gewandungen und ihrer Farbenpracht, es wurde seiner fortdauernden Reden, die er wie unter einem Zwang stehend hielt, und der ewigen allegorischen Vergleiche endlich müde.

Mit dem Begeisterungstaumel der Masse aber war die eigentliche Quelle der Kraft des Tribunen versiegt, hatte er doch im Grunde nie aus echter, eigener Kraft gehandelt, sondern immer nur aus der Akklamation des Pöbels eine Scheinkraft gewonnen.

Mit dem Absinken der allgemeinen Hochstimmung ergriff ihn selber eine lähmende Mutlosigkeit, die ihn schon zu Anfang Dezember, nachdem er erst im November seinen Sieg über den Adel errungen hatte, alle bisher erlassenen Dekrete aufheben und widerrufen ließ. Und schließlich bedurfte es nur eines an sich geringfügigen Anstoßes, der Feststellung nämlich, daß sich anläßlich einer unbedeutenden Meuterei die Volksmassen seinem Ruf versagten, um seiner Herrschaft ein ebenso überraschendes wie klägliches Ende zu bereiten. Er verlor die Nerven und verließ am 15. Dezember nach knapp sieben Monaten der Herrschaft fluchtartig die Stätte seiner großartigsten Triumphe.

Was folgte, war nur mehr ein Nachspiel, aber auch dieses Nachspiel ist ungemein kennzeichnend für den Typus des politischen Desperados. Der zunächst in die Engelsburg geflüchtete Tribun verließ sehr bald das römische Gebiet und suchte auf der dem Golf von Neapel vorgelagerten Insel Ponza eine Zuflucht, dann aber wandte er sich in die einsamen Klüfte des Apennin, in die Gegend des Gran Sasso und anderer schwer zugänglicher Gebirge. Hier fand er bei den franziskanischen Spiritualen, jenen hochmütigen Eremiten und Sektierern, die der Lehre des Joachim von Floris von einem kommenden Dritten Reich des Heiligen Geistes anhingen, nicht nur Zuflucht, sondern auch geistliche Tröstung. Die Lehren der Joachimiten konnten ihm noch nachträglich als eine ideelle Rechtfertigung seiner Herrschaft erscheinen, war er doch von seiner pfingstlichen Machtergreifung an immer als Vorkämpfer und Ritter des Heiligen Geistes aufgetreten.

Über ein Jahr — es war das Jahr, da in Europa die Pest wütete und über ein Viertel der Bevölkerung fortraffte — verbrachte Rienzo unter den Spiritualen, aber auf die Dauer konnte ihn die Rolle des grüblerischen Gottsuchers nicht befriedigen. Politische Bestrebungen joachimitischer Kreise kamen seinem eigenen wiedererwachenden politischen Ehrgeiz entgegen. Nachdem ihn ein in besonderem Rufe der Heiligkeit stehender Asket, der Frater Angelus, aufgesucht und ihm den himmlischen Auftrag übermittelt hatte, als Prophet und Wegbereiter des kommenden Geistesreiches aufzutreten, war Rienzos erschüttertes Selbstbewußtsein wieder hergestellt, und er zögerte nun nicht länger, in die Welt der großen Politik zurückzukehren.

Als Emissär der Eremiten machte er sich im Jahre 1350, das in Rom feierlich als Jubeljahr begangen wurde, auf den Weg nach Prag, in die Residenz eben jenes Luxemburgers Karl, den er einst voller Anmaßung nach Rom zitiert hatte. Er trat hier zuerst in der Rolle des geisterfüllten Propheten auf, als er aber damit bei dem nüchternen Kaiser nicht den mindesten Eindruck machte, versuchte er sein Glück als ein um das Wohl des Reiches besorgter Ghibelline und verschmähte es schließlich, um

sich anzubiedern, nicht einmal, seiner verstorbenen Mutter Schimpf anzutun, indem er sich als Sohn Kaiser Heinrichs — und damit als Oheim Karls — ausgab. Dieser aber verlor nun die Geduld mit dem merkwürdigen Verwandten, den er, um ihn als Druckmittel gegen Avignon benutzen zu können, in Haft nahm.

Als er auch zu diesem Zwecke nicht mehr zu gebrauchen war, lieferte der Kaiser Rienzo der Kurie aus. In Avignon aber, wo ihm der Prozeß gemacht werden sollte, gab er alle bisherigen Ideen auf und mauserte sich über den angemaßten Ruhm eines Dichters, mit dem er sogar den ihm so nahe befreundeten Petrarca erboste, erneut zum überzeugten Parteigänger des Papsttums. Wie ein Jahrzehnt zuvor zu Beginn seiner Laufbahn erwies er sich als ein willfähriger Schüler der Kurie, der zu jedem Gesinnungswechsel bereit ist, wenn er ihm nur die Aussicht eröffnet, wieder an die Macht zu gelangen. Er hatte in jedem Stadium seiner Lebensbahn die Haltung, zu der er sich im vorigen bekannte, bedenkenlos verraten. Er hatte dem römischen Stadtpöbel und den apenninischen Einsiedlern zu Munde geredet, hatte Ghibellinen und Guelfen als Parteiungen verdammt, um dann nacheinander in Prag als Ghibelline und in Avignon als Guelfe aufzutreten, warum sollte er nun nicht den ketzerischen Sektierern und seiner ganzen übrigen Vergangenheit abschwören, wenn ihm dadurch der Weg nach Rom geebnet wurde?

Und in der Tat: seiner Charakterlosigkeit gelang das unmöglich Scheinende. Papst Clemens starb eben zur rechten Zeit, und sein Nachfolger Innozenz ließ sich zu einem neuen Versuch mit Rienzo herbei. Am 1. August 1354, sieben Jahre nach dem Tage seines höchsten Triumphes, konnte er als beauftragter päpstlicher Statthalter in seine Vaterstadt einziehen, als sein eigener Wiedergänger sozusagen, aber in Wahrheit wie ein Insekt, das in den todbringenden Lichtkegel fliegt.

Es schien ein neuer Triumph und — war doch nicht einmal der Schatten eines solchen. Die Stadt zwar war wie nur je in den Tagen ihrer seligsten Freudentaumel mit Teppichen und Triumphbögen für ihren Befreier geschmückt, die Geistlichkeit empfing ihn mit Gesang, das Volk umjubelte ihn, als ob er, meint ein Zeitgenosse, Scipio Africanus wäre, und aus den Fen-

stern und von den Dächern herunter ertönten immer neue Vivatrufe. Es sah so aus, als sollte der Wirbel und Taumel des Jahres 1347 noch einmal von vorn beginnen.

Aber es schien nur so. Der Aufschwung der Begeisterung, so ehrlich er auf beiden Seiten gemeint sein mochte, reichte diesmal nicht aus. In ganz kurzer Zeit schon war alles schal geworden. Man kann einen Trick, auch einen unbewußten, nicht wiederholen, und es erwies sich jetzt vor aller Augen, daß es nur ein Roßtäuschertrick war, dem Rienzo seine rauschhaften Erfolge dankte. Nun versagte dieser Trick, mit vorweggenommenen Siegesfeiern Siege zu halluzinieren. Rienzo brauchte jetzt nur den Salzpreis zu erhöhen, um seine gesamte Autorität und Popularität zu erschöpfen.

Es kam nicht einmal mehr dazu, die Bestätigung seiner Ernennung durch den Papst öffentlich bekanntzugeben. Am 7. Oktober, in der zehnten Woche seines neuen Regimes, hatte er diese Bestätigung empfangen, aber schon am nächsten Tage rottete sich das Volk mit dem Ruf: „Tod dem Verräter, der die neue Steuer eingeführt hat!" vor seinem Palast zusammen und drohte ihn zu stürmen. Mit geschwärztem Gesicht und abgeschnittenem Barte konnte er noch eben entfliehen, wurde aber an seinen goldenen Armbändern erkannt und nun vom Pöbel buchstäblich in Stücke gerissen. Man schleifte seinen Leichnam, dem unterwegs der Kopf abriß, in ein anderes Viertel, wo man ihn an den Füßen aufhängte, und ließ ihn schließlich von den Juden auf einem Feuer von trockenen Disteln verbrennen.

Das Reich des Homo Pestifer

Gegen Ende seines ersten Tribunats, als Rienzo dem äußeren Anschein nach noch auf der Höhe seiner Macht stand, ließ die Kurie aus Avignon drei gleichzeitige Bullen ergehen, in deren an das römische Volk gerichteter erster und umfangreichster der Tribunus Augustus als „Vorläufer des Antichrist" gekennzeichnet wurde. Und diesen Bullen war bereits ein päpstliches Schreiben an die römischen Barone vorangegangen, in dem

diese zum offenen Abfall von jenem „homo pestifer“ aufgefordert wurden. Wenn die Kurie so ihren eigenen Sendling in die Nähe Luzifers und des Antichrist rückte, so zeigt das, wie deutlich sie, mindestens zeitweilig, die apokalyptischen Wesenszüge an ihm sah.

Uns aber will es heute unwahrscheinlich bedünken, daß man sie überhaupt je hat übersehen können. Gewiß trat Rienzo in der Rolle des Biedermanns auf und wußte sie lange genug täuschend zu spielen. Aber es gibt neben den theaterhaft-skurrilen Zügen in Rienzos Charakterbild auch solche, die von einer abstoßenden, geradezu perversen Grausamkeit zeugen. Er bediente sich im Kampf gegen den römischen Adel zum Teil politisch völlig sinnloser Gewaltakte, die beweisen, daß er bei aller prunkhaften Verspieltheit auch der äußersten Brutalität fähig war. Er spielte nicht allein mit dem Übermenschentum eines großen Machtanspruchs, sondern ließ nur allzu oft ein finsteres Untermenschentum ahnen.

Dadurch aber erhielt es den Charakter einer grotesken Blasphemie, wenn er gleichzeitig mit messianischen Gebärden auftrat. Er legte nicht nur Wert darauf, als ein religiöser Mensch zu gelten, sondern war darüber hinaus von Anfang an bestrebt, seine politische Aufgabe religiös zu verbrämen und als eine religiöse Sendung auszulegen. Ohne eigentliche theologische Bildung, hatte er sich doch bereits vor der Begegnung mit den Spiritualen eine wahre Technik in der Ausdeutung biblischer und insbesondere apokalyptischer Symbole zu eigen gemacht. Er muß ganze Teile der Bibel auswendig gekannt haben und kam, mit Vielstedt zu sprechen, „sein ganzes Leben hindurch nicht von jener zweifelhaften Kunst los, kleinste Dinge des Tages mit den ewigen Worten in Verbindung zu bringen“. Da er aber diese Kunst nur als eine äußerliche Technik handhabte, stellt Vielstedt mit vollem Recht fest, daß Rienzo in der Theologie wie ein Zauberlehrling war, der sich die wirkungsvollsten Praktiken angeeignet hat und davongelaufen ist, bevor ihm der tiefere Sinn der Lehre aufging.

Bis zu welchen Verstiegenheiten der Kult ging, den Rienzo mit sich treiben ließ, kann man aus Äußerungen Petrarcas entnehmen, der ihn zeitweise wie einen Abgott verhimmelte. Der

große Dichter meinte, Rienzos Tribunat habe bewirkt, daß der Kern der Dinge sich ändere, daß das Antlitz der Erde und der Zustand der Geister ein anderer wurde, und noch nach Rienzos Untergang schien ihm, daß seit dem Ursprung der Welt nie etwas Größeres versucht worden sei als die Erneuerung Roms, die mehr für ein Werk Gottes als das eines Menschen gehalten werden müsse.

Auch die übrige Zeitgenossenschaft huldigte in ihrem enthusiastischeren Teil ähnlichen Vorstellungen. Die joachimitischen Prophezeiungen über das Zeitalter des Heiligen Geistes als ein Drittes Imperium nach den Reichen des Vaters und seines Sohnes knüpften an alte gnostische Überlieferungen an, nach denen auch der Geist Gottes, der von Christus verkündete Paraklet, seine Verkörperung und Menschwerdung finden werde. Von den Zeiten des Simon Magus an hatte es über die Montanisten und Manichäer die mannigfaltigsten Häresien gegeben, die solchen Lehren huldigten, und so braucht es uns nicht zu verwundern, wenn auch Rienzo und seine schwärmerischen Anhänger mit dem Gedanken spielten, daß in ihm der Heilige Geist Fleisch geworden sei. So ließ er bei einer der zahlreichen Feiern die Domherren von Sankt Peter beim Nahen eines von ihm angeführten Festzuges die Hymne „Veni creator spiritus" singen, und Vielstedt stellt dazu fest, daß der Tribun „für seine Umgebung und für sich selbst bereits die Eigenschaften des sündebehafteten Menschen verloren zu haben schien".

Und auch vor einem Vergleich mit Christus selber schreckte Rienzo schließlich nicht mehr zurück. Hatte er sich schon durch die Annahme des Augustustitels in eine gefährliche Nähe zur Staatsvergottung und dem Gottkaisertum der Antike begeben, so vermaß er sich im Übermut der Siegestrunkenheit sogar, seinen Aufstieg mit der Himmelfahrt Christi zu vergleichen: Wie Christus im dreiunddreißigsten Jahr nach Niederwerfung der höllischen Tyrannen und Befreiung der Seelen triumphgekrönt zum Himmel aufgestiegen sei, so habe er, Rienzo, in fast dem gleichen Alter nach Niederwerfung der römischen Tyrannen und Befreiung des Volkes am Himmelfahrtsfest Mariä die sechsfache Krone des Triumphes erhalten. Bei diesen Worten habe, so wird berichtet, ein Franziskanermönch vom Kloster Ara Coeli,

während der Jubel der Menge kein Ende nahm, bitterlich zu weinen begonnen. Und von einem Anhänger des Tribunen nach dem Grund seiner Tränen befragt, habe er geantwortet: „Heute ist dein Herr aus dem Himmel gestürzt."

Von Rienzo zu Robespierre

Der Burdachschüler und Renaissanceforscher Paul Piur, dem wir eine gute Darstellung von Rienzos Leben danken, weist gegen das Ende seiner Biographie, die um Verständnis für den Tribunen zu werben sucht, auf den starr-doktrinären, mitleidslosen Zug hin, den das Antlitz des „Träumers" Rienzo bei der Erörterung staatspolitischer Notwendigkeiten erhalten habe. Nach Piur ist dieser Zug Revolutionären, die von der Literatur herkommen, nicht selten eigen, und in diesem Sinne sei Rienzo ebenso als Vorläufer der französischen Revolution wie auch als Vorläufer des Faschismus anzusprechen.

Der Vergleich mit der französischen Revolution könnte verfehlt erscheinen, wenn man an deren echten Vulkanismus und an Kraftnaturen wie Danton oder Mirabeau denkt. Um so präziser trifft der Vergleich dafür aber auf jenen Mann zu, in dem die Revolution in eigentümlicher Weise sich selbst übergipfelt und überspitzt und schließlich ad absurdum geführt hat: auf Robespierre. Es ist über ein Halbjahrtausend hinweg der gleiche Typus, mit dem wir es hier und dort zu schaffen haben, mögen hier die schauspielerisch-charlatanesken Züge, dort die fanatisch-ideologischen mehr zutage treten. Und ist es nicht bis ins letzte vorweggenommener Robespierre, dieselbe Berauschung am Gedanken übersteigerter Gewaltsamkeit, wenn von Rienzo berichtet wird, er habe noch viele Jahre nach dem Ende seines Tribunats drohend erklärt, er hätte die oberitalienischen Signoren, die er zur Kaiserwahlsynode nach Rom geladen hatte, allesamt an einem Tage aufhängen lassen?

Auch zu anderen Zwielichtgestalten der Geschichte sind Beziehungen der Analogie unverkennbar. Wir wiesen bereits auf den falschen Waldemar als unmittelbaren Zeitgenossen des

Rienzo hin. An einen weiteren geschichtlichen Revenant, den russischen Demetrius, sowie an Wallenstein werden wir durch die Tatsache erinnert, daß Schiller, der offenbar durch die eigene Problematik derartiger Gestalten besonders angezogen wurde, der erste war, der unserem Volke die Bekanntschaft mit Rienzo vermittelte. In einer von Schiller zwar nicht verfaßten, aber herausgegebenen „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" sind auf hundert Seiten auch Rienzos Schicksale behandelt. Und zwar ist das Urteil des Verfassers von solcher Prägnanz, daß man glauben möchte, es handele sich um Schillers eigene Meinung: „Es blieb noch immer unvermeidlich", heißt es da, „daß ein Mensch, der nie handelte wie andere Menschen, zuweilen handeln mußte wie ein großer Mensch", und entsprechend lautet die zusammenfassende Charakteristik: „Rienzo war im Grunde ein kleiner Mensch, der sich nur durch gewaltsame Verdrehung seines Geistes zu einer gewissen Größe hinaufgeschwungen hatte." Wie deutlich ist in diesen Worten der Typus des Machtschauspielers gekennzeichnet, der auch in seinem Ende unverkennbar er selber bleibt: „Durch seinen Tod vollendete Rienzo seine Bestimmung, immer außerordentlich und nie groß zu sein."

Auch von Napoleon, dem wesentlich größeren, dem gewiß größten aller Schauspieler der Macht und der Politik, führt über die Literatur eine Linie zurück zu dem römischen Tribunen. Denn es ist sicher nicht nur als Symptom, sondern als ein Symbol zu werten, daß sich unter dem Reisegepäck des bei Waterloo geschlagenen Napoleon ein Exemplar der berühmten französischen Rienzo-Biographie befand, die seit ihrem ersten Erscheinen 1733 in Paris bereits viermal neu aufgelegt worden war.

Masaniello und Mussolini

Das Beispiel Napoleons, des Korsen italienischer Muttersprache, legt die Frage nahe, wie es um die Nachfolge Rienzos in Italien selber bestellt war. Denn in mehr als einem Charakterzug und vor allem eben in seinem Schauspielertum will uns

Rienzo als eine typisch italienische Figur erscheinen. Es liegt nahe, an Savonarola zu denken, der in dem Florenz der Renaissance ein dem Tribunat ähnlich scheinendes Regime errichtete und wie Rienzo mit einer Katastrophe endete, aber gerade die schauspielerischen und charlatanesken Züge fehlen bei Savonarola vollkommen, so daß er eher in die Nähe Calvins und Cromwells als in die des Rienzo gehört.

Burdach und Piur weisen mehrfach auf eine „geheime geistige Verwandtschaft zwischen Machiavelli und Rienzo" hin. Aber Machiavelli war ein solider und gründlicher Staatsdenker, jeder Charlatanerie unbedingt abhold und insofern eher ein Gegentypus als ein Verwandter des Tribunen. Auch zum Bösen stand er in einer klareren, aufrichtigeren und minder komplizierten Beziehung als Rienzo, dessen mit guten Vorsätzen gepflasterter Weg nur um so sicherer in den Abgrund des Verderbens führte.

Wertvoller ist ein anderer Hinweis bei Piur, nämlich der auf Arnold von Brescia, der genau 200 Jahre vor Rienzo — von 1147 bis 1155 — ähnliche Ziele wie er verfolgte. Vielleicht darf man sogar, insoweit Arnold die Linie der Mailänder Patarener fortführt, von einer ganzen Tradition „lumpenproletarischer" Revolutionen in Italien sprechen, die im Laufe der Jahrhunderte immer neue Charlatane an die Oberfläche der politischen Öffentlichkeit schwemmten. Und man könnte danach Proletariat und „Patariat" als die Träger zweier grundverschiedener Typen der Revolution begreifen, die in unserer Zeit ihren bisher gewaltigsten Ausbruch gefunden haben.

Denn das anscheinend Neuartige am Faschismus war ja, daß er weder wie die französische Revolution an einen Stand noch wie die russische an eine Klasse, sondern an die Massen als solche appellierte, indem er ihre unedelsten und pöbelhaftesten Instinkte ansprach. So fand er weder beim Bürgertum noch beim eigentlichen Proletariat Widerhall, sondern bei jener depossedierten und deklassierten Zwischenschicht zwischen beiden Klassen, die man je nach dem Standort als Kleinbürgertum oder als Lumpenproletariat kennzeichnen kann. Diese typisch unpolitische Schicht, die sich weder für den bürgerlichen Kapitalismus noch für einen proletarischen Sozialismus entscheiden kann, fällt daher mit Zwangsläufigkeit jenen mit der Gebärde des

Heilbringers auftretenden politischen Verführern als Beute zu, deren Typus mit Mussolini und Hitler seine bisher schärfsten Ausprägungen gefunden hat. Unsere Zeit mit ihrer verworrenen gesellschaftlichen Struktur war offenbar besonders anfällig für diese Sonderform der Revolution, obwohl das Beispiel des Rienzo und des Brescianers zeigt, wie weit sich seine Ursprünge in die Vergangenheit zurückverfolgen lassen.

Genau ein Halbjahrtausend nach Arnold von Brescia und dreihundert Jahre nach Rienzo hat Italien die Revolte eines Mannes erlebt, der unter dem patarenischen, dem „lumpenproletarischen" Gesichtspunkt in besonderer Weise als ein Vorläufer Mussolinis gelten kann: den Aufstand des Obsthändlers Tommaso Aniello, genannt Masaniello, gegen den Vizekönig von Neapel im Jahre 1647.

Die Machtergreifung Masaniellos hat einen so tumultuarischen Charakter wie selten ein Vorgang in der Geschichte. In dem einst so reichen Neapel, das nach über einem Jahrhundert der spanischen Herrschaft derart verarmt und heruntergekommen war, daß es nur noch einen Schatten seiner selbst darstellte, führte eine neue Obststeuer im Juli 1647 zu einem Auflauf, der sich angesichts der allgemeinen Gärung rasch zu einer Revolte der Massen entwickelte. Dabei machte sich der erst vierundzwanzigjährige Aniello zum Sprecher der erbitterten Massen, die die Zollhäuser stürmten, plünderten und niederrissen, die Gefängnisse öffneten und eine wahre Schreckensherrschaft entfesselten. Masaniello wurde nach der Flucht des spanischen Statthalters zum Generalkapitän von der Stadt erwählt, über die er eine völlig unumschränkte Herrschaft ausübte. Täglich hielt er auf dem Marktplatz blutiges Gericht und ließ seine Todesurteile auf der Stelle vollziehen.

Nachdem es seinen fanatisierten Anhängern sogar gelungen war, die herangeführten spanischen Truppen zurückzuschlagen, sah sich der Vizekönig zu einer Übereinkunft mit den Aufrührern gezwungen, zu deren Abschluß sich der Volkskapitän, von mehr als hunderttausend Menschen geleitet, hoch zu Roß begab. Aber unmittelbar nach dem so rasch errrungenen totalen Sieg zeigte sich die Unfähigkeit Masaniellos so kraß, daß man ihn für irrsinnig halten mußte. Er war offenbar den Verführungen des

Erfolges nicht gewachsen, denn er erwies sich nun als ein eitler und selbstgefälliger Mensch, den der Größenwahn packte.

So war es dem Statthalter ein leichtes, das noch immer erregte, aber jetzt auch erschreckte Volk seinem so offensichtlich von Gott gezeichneten Führer abspenstig zu machen. Schon drei Tage nach seinem höchsten Triumph wurde der von seiner Anhängerschaft aufgegebene Masaniello durch Banditen getötet, so daß die ganze Episode vom Beginn des Steueraufläufes an nur neun Tage gedauert hatte. Daher erscheint das Ganze nur wie ein schattenhaftes Nachspiel der Herrschaft des Rienzo, die erst sieben Monate und dann noch einmal zehn Wochen dauerte. Und doch war es zugleich auch ein Vorspiel: auf die über zwei Jahrzehnte des faschistischen Regimes in unseren Tagen.

JAN BOCKELSON

RATTENFÄNGER DER REFORMATION

RATTEN galten von je als Träger und Ausgeburten einer unheimlichen Unterwelt. Ihrem huschenden, schattenhaften, das Licht scheuenden Wesen, gar ihrem Gewimmel, wo sie zu vielen auftreten, haftete immer etwas Erschreckendes und Beklemmendes an. Eine Ahnung der Tatsache mochte dabei mitspielen, daß sie — in vergangenen Jahrhunderten mehr als heute — die Verbreiter unheilvoller Krankheiten, vor allem der mörderischen Pest waren.

Ein wenig von der Unheimlichkeit, die dem Rattenvolk anhaftete, umwitterte auch den Ruf jenes Gewerbes, das seine Vertilgung betrieb: der Rattenfänger wurde, als sei er wie sein Wild, das animal pestifer, selbst ein Pestträger, eine verrufene Figur. Die Sage aber, in Hameln lokalisiert, überhöhte ihn noch zu einer dämonischen Gestalt, in der die deutende Forschung mythische Totengötter oder gar den Teufel selber verkörpert sah.

In der Tat ist der Rattenfänger der Hamelner Sage eine Gestalt von tiefem symbolischen Sinngehalt. Denn der „Pieper", der hier im Jahre 1284 — also bald nach dem Untergang des Stauferreiches — aufgetreten sein soll, hat seinem verrufenen Gewerbe zum Trotz alle Kennzeichen eines Verführers. Alle Darstellungen bilden ihn nicht als bösen Dämon, sondern als strahlenden Jüngling ab, der auf einer silbernen Flöte blies. Daß er, statt Ratten zu fangen, die Hamelner Kinder, die unerfahrene Jugend der Stadt, verlockte, daß er sie zum Kalvarienberge, dem Orte des Gerichtes, führte und dort verschwinden ließ, ja daß, nach der in einem alten Text angeführten Überlieferung, die Bürger von Hameln nach diesem Ereignis eine neue Zeitrechnung datierten und wieder mit dem Jahre 1 zu zählen begannen, das alles verweist unverkennbar in chiliastische und eschatologische Zusammenhänge. Der Rattenfänger

von Hameln war mehr als nur ein Kammerjäger und auch viel mehr als nur ein Kinderverführer. Er war der Zeitgenosse jener Flagellanten, die 1261 von Oberitalien aus in massenhaften Geißlerfahrten über die Alpen zogen und die sich dann 1348 zu ganzen Büßergesellschaften organisieren sollten. So daß wir ihn wohl am sinngerechtesten als das Urbild eines Spekulanten auf den Massenwahn begreifen und verstehen, wie wir ja längst gewohnt sind, in übertragenem Verstande von politischen und geistigen Rattenfängern zu sprechen.

Der Pfeifer von Niklashausen

Gehören schon in der Zeit der staufischen Katastrophe Flagellantenzüge und Rattenfängersage zueinander, so sind dann im Zeitalter der Reformation mit seinen noch tieferen geistigen und vor allem sozialen Erschütterungen Rattenfängertypus und Massenwahn auf noch deutlichere Weise miteinander verbunden. Immer wieder und unter den merkwürdigsten äußeren Umständen ist dieser Typus hier in die Erscheinung getreten.

Ein früher Vorläufer der zahlreichen „Rattenfänger der Reformation" war der sogenannte Pfeifer oder Pauker von Niklashausen, ein Hirte namens Hans Böhm aus einem unterfränkischen Dorfe, der feiertags in den Herbergen die Pauke zu schlagen und belustigende Lieder zu singen pflegte, bis er eines Tages mit allen bisherigen Lebensgewohnheiten brach, vor der Pfarrkirche des Wallfahrtsortes Niklashausen seine Pauke verbrannte und Bußpredigten zu halten begann. Obwohl er keineswegs neue Ideen verkündete, fanden die allsonntäglichen Predigten des schwärmerischen Hirten doch wachsenden Zulauf. Züge von vielen Tausenden strömten nicht nur aus Franken und Bayern, Thüringen und Sachsen, sondern auch aus dem Elsaß und vom Rhein in dem kleinen Niklashausen zusammen, mochten sie durch die Verheißungen des „Pfeiferhänsle" vom nahe bevorstehenden Gottesreiche, mochten sie durch seine merkwürdige Persönlichkeit oder durch die ihm angedichteten Wunder angezogen werden.

Vom März bis zum Juli 1476 ging dieses Treiben, dem die Obrigkeit untätig, wenn auch kritisch zusah. Erst als der Massenwahn zu handgreiflichen Folgen zu führen drohte, nachdem der Pfeifer nämlich eines Sonntags seine männlichen Zuhörer aufgefordert hatte, sich am anderen Sonntag bewaffnet in Niklashausen einzufinden, wurde er vom Würzburger Bischof aufgehoben. Darauf zog jedoch ein fanatisierter Haufen von zwölftausend Anhängern Böhms zur Bischofsresidenz, um seine Befreiung zu erzwingen. Der Pfeifer und Pauker wurde nun zum Feuertod verurteilt und am 19. Juli verbrannt. Aber der Zulauf nach Niklashausen war damit noch nicht zu Ende. Auch Verhängung von Bann und Interdikt über die Wallfahrer nutzten nichts. Und als man 1477 sogar die Kirche von Niklashausen abbrach, fuhren die fanatischsten Anhänger des Paukers noch immer fort, zur Nachtzeit zwischen den Ruinen der abgebrochenen Kirche zu beten.

Die Revolution in der Reformation.

Der Massenwahn von Niklashausen war wie ein Wetterleuchten, dem ein Halbjahrhundert später das große Ungewitter folgte. Als mit der politischen Renaissance dem schon verblaßten Reichsgedanken des Mittelalters der völlige Untergang drohte, erreichte die eigentlich bereits seit dem Ende der Staufer und ihres Nachfahren Heinrich von Luxemburg latente Krise ihren Höhepunkt. Wie Luthers Reformation ihren Ausgang von dem Bestreben nahm, zur Gläubigkeit und Frömmigkeit des Mittelalters zurückzukehren, so lag auch den mannigfachen politischen Reformationsbestrebungen die offene oder geheime Absicht zugrunde, die gestörte Reichsordnung wiederherzustellen. Auch der Bauernkrieg stand anfänglich in diesem Zeichen, so sehr er zugleich auch die Kennzeichen des wirklichen Aufstandes, nämlich einer sozialen Revolution an sich trug.

Neben diesen reformatorischen und revolutionären Strömungen, mochten sie die religiöse, die politische oder die soziale

Ebene betreffen, ging ein seltsames Schwarmgeistertum einher, das die Erschütterungen der Zeit für seine eigenen Zielsetzungen zu nutzen suchte. Sowohl die durch die Reformation geweckte religiöse Erregung wie die durch die Reichsreform angeregten Bestrebungen als auch die durch den Bauernkrieg ausgelöste soziale Bewegung mußten den Schwärmern dazu dienen, das Feuer des Massenwahns anzufachen. Es ist bekannt, mit welcher Leidenschaft sich Luther den schwärmerischen Verfälschern seiner Lehre wie Karlstadt und Münzer entgegenstellte. Auch die besonneneren Bauernführer haben ihren Einfluß, wenngleich vergeblich, geltend gemacht. Aber der Zug der Zeit ging ins Extreme, und so konnte das Schwärmertum an mehr als einem Orte Triumphe feiern, denen allerdings überall die mehr oder minder schreckliche Katastrophe folgte.

Daß die Schwarmgeister zumeist als „Wiedertäufer" aufzutreten pflegten, ist gewiß symptomatisch, denn die Forderung der Erwachsenentaufe setzte ein rationalistisches Verständnis des Sakramentes voraus. Aber weitaus kennzeichnender ist das ihnen eigene Auserwähltheitsgefühl, sowie die von ihnen fortgeführte spiritualistische Lehre von den drei Zeitaltern, die Ranke in den Mittelpunkt seiner Betrachtung der Täuferei gestellt hat: die erste Lebenszeit der Welt habe mit der Sintflut geendet; in der zweiten Epoche habe Gott seinen Sohn gesendet, aber — vergebens; ehe daher Christus wieder erscheine, müsse seinen Feinden die Macht genommen und ein Reich der Gerechtigkeit aufgerichtet werden. Das ist zwar die völlige Verkehrung christlicher Eschatologie in einen häretischen Chiliasmus, aber als zündende Parole von Massenbewegungen um so geeigneter, wie die Geschichte des Reformationszeitalters bezeugt.

Wie gern mit solcher Pseudogeistigkeit auch primitivste Gewalttätigkeit übereinging, geht aus der Tatsache hervor, daß das Täufertum zum Teil auch in Berührung mit dem Antisemitismus auftrat: der Bayer Balthasar Hubmayer, der das Verbindungsglied zwischen den thüringischen und den Schweizer Wiedertäufern darstellte und später in Wien auf dem Scheiterhaufen endete, hat 1516 durch aufreizende Predigten gegen den Judenwucher die Regensburger Bevölkerung zur Zerstörung der dortigen Synagoge angefeuert.

Wie entschieden die Tendenz zum Massenwahn dem ganzen Zeitalter innewohnte, läßt sich schon allein daraus ersehen, daß sie — nach dem Vorspiel des Pfeiferhans von Niklashausen — in zwei ganz verschiedenen Erscheinungen, die auch zeitlich um ein Jahrzehnt voneinander getrennt sind, ihren Ausdruck fand: in Thomas Münzers Herrschaft über Mühlhausen 1524 bis 1525 und im Zionskönigreich zu Münster 1534 bis 1535.

Thomas Münzer verkörpert den Typus des irrlichternden Propheten und unsteten Neurasthenikers, des schwärmerischen Chiliasten und ewigen Unruhstifters in solcher Schärfe und Deutlichkeit, daß wir ihn geradezu den Rattenfänger in Person nennen möchten. Nirgends wohl in der Geschichte ist dieser Typus deutlicher Gestalt geworden, obwohl er allerdings in Jan Bockelson von Münster zu weit massiverer Entfaltung gelangte.

Anders als Hans Böhm, der Hirte und Spielmann, oder später Bockelson, der Schneider und Schankwirt, war Thomas Münzer ein studierter Theologe, nur um einige Jahre jünger als Luther, dem er auch landsmannschaftlich nahe stand. Aber schon früh ging er eigene Wege. 1520 kam er als Prediger nach Zwickau, das immer in gewissen geistigen Beziehungen zum böhmischen Hussitismus gestanden hatte. Auch Hans Böhm in Niklashausen war zweifellos von hussitischen Ideen angeregt, die er in seinen Predigten popularisierte. In Zwickau nun war schon vor Münzer aus der Begegnung von Reformation und Hussitismus ein merkwürdiges Schwärmertum hervorgegangen, das unter den dortigen Tuchknappen grassierte und dessen „Prophet" der Tuchmacher Nikolaus Storch war.

Münzer machte die Sache der Zwickauer Propheten zu seiner eigenen, so daß sie zu einer Bewegung von bedrohlicher Gefährlichkeit wurde, zumal die Tuchknappen ohnehin ein Element der sozialen Unruhe darstellten. Er mußte daher rasch die Stadt verlassen und wandte sich nun bezeichnenderweise nach Prag, wo er aber trotz pathetischer Proklamationen und Predigten, in denen er Böhmen das auserwählte Land der neuen Kirche nannte, keinen Anhang fand. Er wurde sogar einige Zeit in Haft gehalten und kehrte im folgenden Jahr nach Thüringen zurück.

1523 wurde er Pfarrer von Allstedt bei Eisleben, wo er in kurzem eine überaus rührige Tätigkeit entfaltete. Er begann die neue Kirche, die er in Prag vergeblich verkündigt hatte, zu bauen, indem er mit 500 Mansfelder Bergknappen einen „Bund des göttlichen Willens" begründete und durch seine Predigten die Bevölkerung des gesamten Landstrichs revolutionierte. Hatte der Pfeifer von Niklashausen nur halbverstandene Phrasen gebraucht, so konnte der Rattenfänger von Allstadt nun auch mit theologischen Fertigkeiten aufwarten, so daß seine Wirksamkeit sich bald zu einer Gefährdung der Reformation auswuchs. Daher wandte sich Luther nun mit aller Entschiedenheit gegen den „Teufel von Allstedt", wie er ihn nannte und veranlaßte seine Amtsentsetzung.

Münzer ging nun zunächst nach Nürnberg, wo er mit Hans Denk zusammentraf, der der „Papst der Wiedertäufer" hieß und ihr führender geistiger Kopf war. Dann wandte er sich nach Südwestdeutschland, das damals die Hochburg des Täufertums, zugleich aber auch der Herd des kommenden und sich bereits ankündigenden Bauernkrieges war. Noch vor dessen Ausbruch aber kehrte er nach Thüringen zurück, wo er vor allem in der alten Reichsstadt Mühlhausen Anhang gewann. Ein entlaufener Mönch mit dem ominösen Namen Pfeifer half ihm hier nach Absetzung des alten Rates ein neues Regime einrichten, das mit der Plünderung der Klöster und der reichen Bürger begann und sich im ganzen wie eine Probe auf das Zionskönigreich von Münster darstellt.

Zum ruhigen Ausbau seiner Herrschaft über Mühlhausen kam Münzer jedoch nicht, weil die beginnende Bauernrevolution all seine Kräfte beanspruchte. Denn als nun die Bauern und Bergleute Thüringens zum Krieg gegen „Fürsten und Pfaffen" aufstanden, fiel Thomas Münzer wie von selber die Rolle des Führers zu, in der er nun allerdings aufs schändlichtse versagen sollte. Zwar gelang es ihm, von Mühlhausen als seinem Hauptquartier aus ein Bauernheer von nicht weniger als neuntausend Mann aufzustellen, aber als es am 15. Mai 1525 bei Frankenhausen zur Entscheidungsschlacht kam, konnten alle prophetischen Beschwörungen des Himmels die verführten Bauern nicht davor bewahren, daß sie von der fürstlichen Reiterei erbar-

mungslos zu Paaren getrieben wurden. Ein letzter Rest von dreihundert Mann, der in der Stadt Frankenhausen Zuflucht gesucht hatte, wurde hier vom Scharfrichter geköpft.

Der Prophet aber hatte inzwischen sein Heil in der Flucht gesucht. Man stöberte ihn in einem Bett auf, wo er Krankheit simulierte. Auf der Folter verlor er dann alles Rückgrat. Während Pfeifer reuelos und aufrecht blieb, ging Münzer schlotternd in die Verhöre und war um Ausflüchte nicht verlegen, die allerdings nur einem Winkeltheologen Ehre machen konnten. Auch der Versuch, dadurch sein Leben zu retten oder den Tod zu mildern, daß er das Abendmahl in katholischer Form nahm, war vergeblich. So kann man sein Ende unter dem Schwert des Henkers noch nicht einmal tragisch nennen.

Michael Freund hat ihn in einer Studie als einen „mißglückten Entwurf der Geschichte, der wieder fortgeworfen wurde", zwischen Rienzo und Cromwell gestellt: „Wie Rienzo in die Wanne Konstantins steigt, um als Geweihter des Herrn, begnadet mit einer unsichtbaren Krone, als Träger geistiger und irdischer Gewalt, als Künder Gottes und als Herrscher über die Menschen daraus hervorzugehen, glaubt sich Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideonis umgürtet und dünkt sich als ein Herrscher — in dem ursprünglichen und grandiosen Sinne: von Gottes Gnaden." Doch will uns dieser Vergleich fast noch zu wohlwollend erscheinen, zum mindesten, soweit er Cromwell betrifft. Denn dieser war ein echter, Geschichte gestaltender Revolutionär, Münzer aber — noch einmal mit Freund zu sprechen — „Künder einer Revolution, die uns in die Dämmerung des Geschichtslosen entführen will."

Vom Bauernkrieg zum Handwerkeraufstand

Schon Ranke hat darauf hingewiesen, daß die durch das Täufertum entfesselte Bewegung, die zehn Jahre nach dem Bauernkrieg ihren Höhepunkt erreichte, eine Art „Handwerkerkrieg" darstellte: „Die Wiedertäufer wandten sich mit ihren Lehren

diesmal nicht an die Bauern, sondern an die Handwerker; die dunklen Werkstätten wurden plötzlich von den Meteoren einer nahen seligen Zukunft erleuchtet; unwiderstehlich griff dieser Wahn um sich."

Die Kleinbürgerrevolte des Täufertums, wie sie jetzt in Münster zur Durchsetzung gelangen sollte, war aber keineswegs etwas völlig Neues in der Geschichte. Wir sprachen schon von Mühlhausen als von einem von Thomas Münzer gemachten Probefall. Und wenn man will, kann man auch die Bürgerrevolte, die zur Zeit Rienzos und des falschen Waldemar in der Stadt Nürnberg für kurze Zeit das Unterste zu oberst kehrte, in diesen Zusammenhang rücken. Auch dort hatte man die Großbürger aus der Stadt getrieben und von der Gleichheit der Menschen und der christlichen Armut gepredigt, wenn es auch noch keine Propheten und Zionskönige gab.

In Münster war es merkwürdigerweise das Schneidergewerbe, das sich in seiner Bürgerrevolution besonders hervortat, wie diese Revolution ja dann auch ihre Krönung mit dem angemaßten Königtum eines Schneidergesellen fand. Der Machtergreifung der täuferischen Handwerker aber ging das Wirken eines Mannes vorher, die wieder in überraschend deutlicher Weise den Rattenfängertypus verkörpert.

Wie im Falle Münzers handelt es sich auch in Münster um einen Theologen, den Prediger Bernhard Rothmann, der mit einer erstaunlichen Eloquenz die nüchternen Gemüter der niederdeutschen Stadt mit den Spekulationen täuferischer Schwarmgeisterei vertraut zu machen wußte. Luther hatte schon 1532 den münsterschen Rat vor Predigern wie Rothmann gewarnt, und die Ratsherrn hatten mehr als einmal versucht, den vielgewandten Mann aus der Stadt zu vertreiben. Aber dieser verfügte über eine stets wachsende Partei von Anhängern, die schließlich so stark war, daß sie im Februar 1534, von auswärtigen Elementen unterstüzt, zum Gegenangriff übergehen und durch eine neue Ratswahl die Macht an sich reißen konnten.

„Die Wahlherren wurden", mit Ranke zu sprechen, „nicht mehr nach dem Fleisch, sondern nach dem Geiste gewählt: es waren lauter erleuchtete Handwerker; sie besetzten, wie sich versteht, alle öffentlichen Ämter mit ihren Glaubensgenossen".

Hierbei aber konnte das ehrsame Schneiderhandwerk den höchsten Triumph verbuchen, denn beide nun gewählte Bürgermeister der Stadt, Knipperdolling und Kibbenbrock mit Namen, waren Gewandschneider von Beruf.

Theokratie — Ideokratie — Prophetokratie

Der zeitgenössische Chronist Kerssenbroch hat die täuferischen Wahlmänner sehr drastisch als ein verkommenes Gesindel bezeichnet, das der alte Rat „nicht einmal zur Wartung der städtischen Gefängnisse oder als Pferdeburschen oder Hundejungen" angestellt hätte. So blieb es auch nicht allzu lange bei der merkwürdigen Schneiderherrschaft. Kaum hatte sich der Ruf der Stadt Münster als einer Hochburg des Täufertums im Lande verbreitet, da setzte von allen Seiten ein Zustrom täuferischer Elemente ein, dem eine ständig wachsende Emigration aller Altgläubigen — Lutheraner wie Katholiken — entsprach. Bald war es so weit, daß nur, wer sich taufen ließ, in der Stadt bleiben durfte, und die zuletzt und offensichtlich nur unter Zwang Getauften blieben einem dauernden Terror unterworfen.

Waren Knipperdolling und Rothmann noch eingesessene Münsteraner, so kam mit der Ausbildung der münsterschen Theokratie immer stärker der Einfluß der Zuwanderer zu Geltung. Die Theokratie wurde zur Ideokratie, in der die Ideologie des Täufertums immer tollere Triumphe feierte, und schließlich zur persönlichen Prophetokratie der gewalttätigsten unter den Ideologen.

Das war zunächst Jan Matthison, ein Bäcker aus Harlem, der von Melchior Hofmann, dem obersten aller Täuferpropheten, selber zum Propheten ernannt worden war. Matthison ist eine abschreckend finstere Gestalt. Ihr haftet durchaus nichts Rattenfängerisches an, wie auch Knipperdolling, der versponnene Sektierer, ein völlig anderer Typus als etwa Rothmann ist. Der schwarzbärtige Bäckermeister verschaffte sich als oberster Prophet in kurzem die unbedingte Gewalt über die Stadt, die er einem schrecklichen Terrorregime unterwarf. Auf die geringfügigsten Vergehen wurde in Gesetzen und Verordnungen die Todesstrafe verhängt: nicht

nur auf Gotteslästerung oder Ehebruch, auch auf Ungehorsam oder Kritik an den Behörden der neuen Gottesstadt stand die Todesstrafe, ja sogar, wer andere als die vorgeschriebene Kleidung anlegte, hatte sein Leben verwirkt. Und einer der führenden Revolutionäre, der Schneider und Bürgermeister Knipperdolling, stieg entsprechend zur Würde des Staatsscharfrichters der Täufergemeinde auf.

Und noch weit seltsamere Dinge geschahen in jenen Tagen in Münster. So wurden im März alle Bücher, die in der Stadt vorhanden waren, mit einziger Ausnahme der Bibel beschlagnahmt und in einer großen öffentlichen Aktion auf dem Marktplatz verbrannt. Und nicht viel später, allerdings bereits nach Matthisons Tode, wurden nach einer Vision Knipperdollings sämtliche Kirchturmspitzen der Stadt abgetragen. Im Dom aber wurden dazu noch die Glasfenster eingeschlagen, die kunstvolle Uhr mit Schmiedehämmern, die Stein- und Holzplastiken mit Äxten zerschlagen, die alte Orgel sorgfältig Pfeife um Pfeife zerstört.

„Johann von Leyden"

Als die Zerstörung diese ihre tollsten Triumphe feierte, war der Harlemer Bäckerprophet bereits tot. Bei einem bewaffneten Ausfall aus der nun durch ihren Bischof belagerten Stadt war Jan Matthison schon nach kurzer Herrschaft gefallen — bei all seiner finsteren Art und abstoßenden Gewaltsamkeit immerhin ein wirklicher Revolutionär, gleichsam der Savonarola oder Marat der Revolution von Münster, auf den nun der Machtmensch als Nutznießer der Revolution folgte, der „Napoleon von Münster" mit Namen Bockelson.

Jan Bockelson aus dem holländischen Leyden, dem auch Lukas van Leyden entstammt, ist als „Jan van Leyden" oder „Johann von Leyden" nicht unähnlich Rienzo zum Helden manch eines rührseligen Romans oder Dramas avanciert, das den im Jünglingsalter zum König von eigenen Gnaden Emporgestiegenen idealisierte und mit einem Strahlenkranze der Bewunderung umgab. Auch Thomas Münzer ist ja seinem ruhmlosen und schmählichen Ende zu Trotz nicht ohne posthume Bewunderer geblieben.

Aber im Falle Bockelson ist mit der Verkennung seines wahren Wesens die schlimmste Pervertierung aller Wertmaße verbunden. Denn dieser Mensch war in fast jedem und noch dem geringsten Charakterzug eine Ausgeburt des Abgrundes, nicht nur ein Rattenfänger, als den wir Münzer oder Rothmann zur Not noch begreifen können, sondern geradezu ein Rattenkönig: während dem schrecklichen Matthison alles Rattenfängerhafte abging, war es bei Bockelson im Sinne des Pesthaften nur umso konzentrierter vertreten.

Als Bockelson sich nach Matthisons Tode zum Herrn des Täuferstaates von Münster machte, war er ein eben fünfundzwanzigjähriger junger Mann, hatte aber bereits eine überaus wechselreiche Vergangenheit hinter sich. Er war 1509 als im Ehebruch gezeugter Sohn eines holländischen Dorfschulzen und einer münsterländischen Leibeigenen geboren. Der Vater Bockel oder Beuckels — gleichen Namens mit dem Erfinder der Bökelheringe — ließ den illegitimen Sprößling das Schneiderhandwerk erlernen, und als wandernder Schneidergeselle kam der junge Beuckelszoon, wie sein Name in holländischer Schreibung lautet, nach Flandern und England, nach Lübeck und sogar bis nach Portugal. Endlich ging er in Leyden sozusagen an Land, heiratete hier als Zwanzigjähriger die erheblich ältere Witwe eines Schiffers und wurde, des Schneiderhandwerks müde, nun Kaufmann. Doch wird berichtet, der Handel habe ihm statt Gewinns nur Verluste gebracht. Dann machte er eine übelberüchtigte Schankwirtschaft auf, die auch im Rufe der Kuppelei stand und betätigte sich daneben literarisch: er war eifriges Mitglied des Vereins der „Rederijker" oder Rhetoriker, für dessen Aufführungen er allerlei Stücke dichtete, in denen er zum Teil selber als Schauspieler aufzutreten pflegte. Mit Vorliebe soll er schon damals die Rolle von Königen gespielt haben.

Die Holland überflutende Welle der Täuferbewegung ergriff auch Bockelson in Leyden und ließ ihn zu neuen Wanderfahrten aufbrechen, die er nun als Missionar unternahm. Er stieg bald zu einem der wichtigsten Apostel der Täuferei auf und wirkte mit erstaunlichem Erfolg. Vor allem Frauen sollen sich der Anziehungskraft des wohlgebauten Jünglings mit dem verderbten Mund und dem bösen Blick selten haben entziehen können. Auch nach Mün-

ster kam Bockelson schon früh, und infolge seines Eifers erlangte er bald die Stellung des „zweiten Heiligen" nach Matthison im neuen Gottesstaat. So war er der berufene Nachfolger des Propheten, als der er sich nach dessen Tode geschickt in Szene zu setzen wußte.

Ehegesetze

Mit einem Appell an die Massenhysterie begann Bockelson seine Herrschaft über Münster. Kaum war Matthison gefallen, als er sich auch schon der Täufergemeinde als durch eine himmlische Vision zum Nachfolger Ersehener vorstellte und mit geschickter Rede so rauschenden Beifall erntete, wie ihn der unheimliche Matthison nie erzielt hatte. Auch daß er Matthisons hinterlassene Witwe, die schöne Divara, heiratete, obwohl er bekanntermaßen eine rechtmäßige Frau daheim in Leyden hatte, wurde ihm auf Grund seiner „Vision" ohne weiteres zugestanden.

In diesem Stile aber ging es dann unversehens weiter. Kaum hatte sich der ehemalige Kuppelwirt der münsterschen Prophetokratie bemächtigt, als er auch schon mit einer Sensation aufwartete, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte. Es ist möglich, daß derlei Sensationen zum Teil dadurch bedingt waren und immer notwendiger wurden, daß sich in der Zwischenzeit der Belagerungsring immer fester um die Münsterer Gemarkung schloß. Aber ein Regisseur von dem Geschick Bockelsons hätte gewiß auch auf andere Gedanken verfallen können als eben gerade auf die Einführung der Vielweiberei.

Reck-Malleczewen weist in seiner Bockelson-Biographie darauf hin, daß der Gedanke der Polygamie in Deutschland gegen 1520 beinahe Mode wurde und daß auch an Luther nicht wenige seiner Anhänger mit dem Ansinnen herantraten, er möge die Vielehe sanktionieren. In Wiedertäuferkreisen gar war die Mehrehe vielerorts offener oder geheimer Brauch. Schweizerischen und schwäbischen Täufern wurde oft der begründete Vorwurf der Weibergemeinschaft gemacht, und der Züricher Täuferapostel Ludwig Hetzer wurde 1529 zu Konstanz wegen Bigamie mit dem Schwerte hingerichtet.

Nirgends aber von den Zeiten Mohammeds bis hinauf zu den Mormonen des vergangenen Jahrhunderts wurde die Vielweiberei derart zum System erhoben wie in dem Münster Jan Bockelsons. Wieder war es nach bewährten Mustern eine „göttliche Aufforderung", die die Einführung der umwälzenden Ehegesetze bewirkte, und Reck bemerkt dazu sarkastisch, daß die damals in Münster gehörten inneren Stimmen die angenehme Eigenschaft hätten, all den unterschiedlichen Propheten immer nur das jeweils Gewünschte und Begehrte, nie aber das Widrige und Unwillkommene aufzutragen.

Nach einigem Hin und Her und offenbar auch nicht ohne einigen Widerstand schamhafterer Prädikanten setzte Bockelson seinen Willen durch, der in einem umfänglichen Gesetz Gestalt erhielt. Danach wurden alle früheren Ehen für ungültig erklärt, da sie mit der Sündenlast der alten Zustände behangen seien. Alle Frauen, auch die, deren Männer abwesend waren, wurden bei Strafe des Todes verpflichtet, Männer zu nehmen. War eine Ehe unfruchtbar, so wurde sie ohne Rücksicht auf den Willen der Eheleute geschieden: „die Frau wird dann zu einem anderen Manne gelegt". Wurde aber eine Frau schwanger, so war der Mann berechtigt, eine zweite Frau und nach dieser eine dritte und vierte zu nehmen.

Das sind nur einige Kernbestimmungen der Münsterer Ehegesetze, die noch allerlei Finessen enthalten, mit denen aber ihr eigentlicher Sinn und ihr Ziel, die Entfesselung niederster menschlicher Instinkte, nur mühsam verschleiert wird. Die Folgen redeten zumindest eine deutliche Sprache: die führenden Wiedertäufer umgaben sich, unabhängig von den einschränkenden Bestimmungen ihrer eigenen Gesetze, mit einem umfangreichen Harem. Bockelson selbst brachte es auf insgesamt sechzehn Frauen, der schon zuvor bei der Münsterer Weiblichkeit sehr beliebte Prediger Rothmann auf nicht weniger als neun, während die ausgesprochenen Sektierer wie Knipperdolling sich mit zweien oder dreien begnügten.

Ein höchst merkwürdiger und wohl auch bezeichnender Sachverhalt ist es dabei, mit Reck zu sprechen, „daß diese im Wege der Hundehochzeit zustande gekommenen Ehen ziemlich unfruchtbar blieben". Im Frauenhause Bockelsons wurden im Laufe eines vollen Jahres nur zwei Kinder geboren, deren eines noch dazu der Ehe von Frau Divara mit Jan Matthison entstammte. Wozu ein

Zeitgenosse in kräftigem Niederdeutsch einen unzweideutigen Kommentar gab: „Dieselven wiederdoepers, die viel frowen hedden, sie kriegen allermindest Kinder; up dat leste sind sie dem fleisch abgestorven und sie weren nicht anders denn huit und beine so weren sie verschmachtet, dat sie do alle wiever verlietten".

Königreich der Unterwelt

Die im Juni verkündete neue Ehegesetzgebung griff derart tief in das soziale Gefüge der Münsterer Bürgerschaft ein, daß es in ihrem Gefolge zur einzigen ernsthaften Auflehnung gegen die Prophetokratie der Täufer kam. Unter der Führung des Waffenmeisters der Stadt taten sich zweihundert entschlossene Männer zusammen und setzten sämtliche Propheten und Prädikanten gefangen. Es fehlte gar nicht viel, so hätte hier schon der unselige Täuferspuk sein Ende gefunden. Aber noch hatte die fanatisierte Masse das Übergewicht. Die Propheten wurden befreit und ließen nun über die Aufständischen ein furchtbares Strafgericht ergehen: etwa achtzig Menschen wurden hingerichtet, so daß der Staatshenker Knipperdolling tagelang zu schaffen hatte und auch private Helfer fand; „Wer lusten hedde, einen doit zu schlain", berichtet der Chronist, „der moichte den nemmen und schlain den doit".

Bald danach kam es auch an der Außenfront zur ersten entscheidenden Auseinandersetzung. Das Belagerungsheer des Bischofs setzte, nachdem es Verstärkungen erhalten hatte, am 31. August zum Generalsturm an. Doch reichten die angesetzten Kräfte bei weitem nicht aus, die zäh verteidigte Stadt zu überrumpeln. Die erfolgreiche Abwehr wurde von den Täufern in überschwenglichen Siegesfesten gefeiert, denn sie wußten, daß nun ihre Herrschaft für absehbare Zeit auf festen Fundamenten ruhte.

So trat nun inmitten der Siegesfeiern auch ein neuer Prophet auf, der eigens als Wegbereiter und Steigbügelhalter Bockelsons fungierte: der lahme Goldschmied Dusendschnur aus Warendorf, nach Reck ein armer Krüppel mit gewaltigem Mundwerk. Das Wort dieses hinkenden Propheten galt bald sehr viel in Münster,

und so hatte er einen durchschlagenden Erfolg, als er im September den neuesten Gottesauftrag verkündete, Jan Bockelson zum König des neuen Zion zu erheben.

Wie Bockelson bei seinen späteren Vernehmungen selber zugegeben hat, war dies ein verabredetes Theaterspiel. Denn sogleich war ein Staatsschwert zur Hand, das Dusendschnur dem neuen König als Herrschaftssymbol überreichte, sowie auch eine Büchse mit Chrysamöl, mit dem er zum Erben auf Davids Stuhl gesalbt wurde. Wie diese Proklamation Theater war, so war es auch das Verhalten Bockelsons, der sich mit dem Gesicht auf die Erde warf, sich zu jung für die Bürde eines königlichen Amtes nannte und sich am Ende doch nur zu bereit fand, die Krone anzunehmen.

Wie ernst es dem Schneidergesellen mit seinem Königspiel war, konnte man sehr bald feststellen; er hatte offenbar nicht ohne Erfolg schon als „Rederijker" Königsrollen gespielt. Er umgab sich mit einem Hofstaat, wie ihn auch ein geborener König sich nicht hätte pomphafter ausdenken können. Zur Vermehrung seines Glanzes waren die besten westfälischen Adelsnamen eben gut genug, und so finden wir in dem alsbald veröffentlichten umfangreichen Hofkalender des Zionskönigreiches einen Herrn von Spee unter den Hoftrabanten und einen von dem Bussche als königlichen Ofenheizer, einen anderen Bussche als Lakaien des königlichen Harems. Und während Knipperdolling zum Stadthalter und Rothmann zum Kanzler avancierten, wartete König Bockelson ein ganzes Heer von königlichen Kellermeistern, Vorschneidern, Büchsenspannern und Küchenmeistern über die fette und über die magere Kost auf.

Doch konnte der König von Münster trotz allem den Schneider nicht verleugnen; das frühere Handwerk bestimmte seinen Geschmack: gold- und silberdurchwirkt, pelz- und spitzenbesetzt, samten und seiden glänzten seine Gewänder. Seine Leibwache kleidete er in blaue und rote Stoffe, die Königin Divara in grüne und blaue und das Volk in aschgraue, aber grünverzierte Kleider. Auch der Hofstaat hob sich durch prunkende Gewandung vor dem übrigen Volke hervor.

Seine Königsgewalt war tatsächlich absolut. Wer vor ihn trat, mußte sich zweimal verneigen und dann zu Boden werfen. Auf

dem städtischen Markte aber thronte er und hielt hier sein königliches Gericht, gleichfalls mit einem märchenhaften Überfluß an Aufwand, als wolle er Masaniellos neapolitanische Komödie um ein Jahrhundert vorwegnehmen. Hoch zu Roß erschien der König hier jeden zweiten Tag im pomphaften Gefolge seines Harems und Hofstaates, bestieg den auf einer Empore aufgestellten Thron und fällte seine Richtsprüche. Und wenn sie eingeführter täuferischer Gewohnheit zufolge auf Tod lauteten, verschmähte er es zuweilen selber nicht, auch als Henker in Funktion zu treten.

Spielte so der „Theaterkönig und Hurenoberst", wie der Zeitgenosse Kerssenbroch ihn nennt, neben anderen Rollen auch die des Henkers, so zeigt anderseits auch der Staatsscharfrichter Knipperdolling königliche Ehrgeize. Offenbar war dem eingesessenen Münsterer der hergelaufene Schneider nun doch etwas zu hoch gestiegen. Knipperdolling machte die mannigfaltigsten Versuche, dem weltlichen Königtum Bockelsons ein „geistliches" Königtum eigener Provenienz an die Seite zu stellen, aber aller Ehrgeiz und all seine Intrigen scheiterten an dem viel brutaleren Machtinstinkt Bockelsons, der den Gegenspieler, um ihm seine Übermacht zu beweisen, kurzerhand einsperren ließ.

Nach der Überspielung auch dieses letzten Nebenbuhlers kannte Bockelsons Macht keinerlei Grenzen mehr. Er war jetzt wahrhaftig, wie er sich von vornherein genannt hatte: „Johann von Gottes Gnaden", ein Messias und Erdenfürst alttestamentarischer Prägung.

Er schrieb an Philipp von Hessen, den Besieger Thomas Münzers, vertrauliche Briefe, in denen er, der König, den Reichsfürsten und Landgrafen mit „Lieber Lips" anredete. Er ließ sich nicht nur eine Königskrone, sondern sogar eine der Krone Karls des Großen nachgebildete Kaiserkrone schmieden, und zeitgenössische Berichte sprechen sogar von einer aus drei Teilkronen zusammengeschmiedeten Tiara. Und auf der Brust hing ihm als Zeichen himmlischer und irdischer Macht eine goldene, von zwei Schwertern kreuzweise durchbohrte Kugel. Die Münzen aber, die der Stadtstaat Münster schlagen ließ, trugen die Inschrift: „Das Wort ist Fleisch geworden und wohnet unter uns", oder, noch deutlicher: „Ein König aufrecht über alle, ein Glaube, eine Taufe zu Münster 1534".

Täuferischer Weltwahn

Wenn jede Revolution ein Element der Expansion in sich trägt, so war dies bei der Täuferrevolte von Münster noch in besonderer Weise der Fall. Denn die Täuferbewegung war ja von vornherein eine weit über die Stadt Münster hinaus verbreitete Erscheinung, die in vielen Landschaften des damaligen Reiches unter der Oberfläche gärte und explosionsartige Ausbrüche ähnlich dem des Bauernkrieges erwarten ließ. So war es nicht allein alberne Großsprecherei, wenn Dusendschnur bei der Proklamation des Zionskönigreiches zu Bockelson sagte: „Empfange das Schwert der Gerechtigkeit und mit demselben zugleich alle Gewalt, mit welcher du alle Völker der Erde in deine Botmäßigkeit zwingen wirst". Und Ranke bemerkt dazu, daß dieser junge phantastische Handwerker tatsächlich und allen Ernstes geglaubt habe, daß die Zukunft der Welt auf ihm beruhe.

Anders als aus solchem Wahn wäre auch der weitere Fortgang der münsterschen Komödie schwerlich zu erklären. Denn als die Welt nach der bischöflichen Niederlage begriff, welch ein schlimmes Spiel in Münster begonnen hatte, daß hier am Körper des Reiches eine gefährliche Pestbeule aufgebrochen war und zu einem Krankheitsherd zu werden drohte, wurde nun auch endlich Ernst mit den Gegenmaßnahmen gemacht. Der Wormser Reichstag bewilligte Mittel für die Kriegführung gegen den Täuferkönig, deren wirksamste Form die des Hungerkrieges war. Je enger und dichter der Belagerungsring wurde, um so bedrohlicher stieg in der Gottesstadt das Gespenst der Hungersnot empor.

Jetzt aber offenbarte sich erst die ganze Macht des täuferischen Wahnes. Je karger die Vorräte wurden, um so inbrünstiger wurde der Glaube an auswärtige Hilfe, an Täuferheere, die vom Niederrhein oder aus den Niederlanden zum Entsatz ihrer Königsstadt heranrücken sollten, gehegt. Und schließlich wurden nicht weniger als siebenundzwanzig Apostel erwählt, die die Stadt Münster zu den Täufergemeinden draußen im Lande entsandte, um die Entsetzung der umlagerten Feste in großem Maßstab zu organisieren. Mit Dusendschnur an der Spitze widmeten sich die meisten münsterschen Prädikanten und Propheten dieser Aufgabe, die fast allen Aposteln den Tod einbrachte. Nur Rothmann war unabkömmlich.

Er besorgte die gedruckte Propaganda, die in Traktätchenform ins Land hinausging. Und in der Tat war der Aufwand an Propaganda keineswegs unnütz vertan. Mehrfach wird von Chronisten von täuferischen Heerhaufen berichtet, die im Anmarsch auf Münster waren. Einmal handelte es sich um einen Haufen von tausend Täufern, einmal sogar um einen von achtzehntausend, der in der Gegend von Utrecht durch reguläre Truppen zerstreut werden mußte.

Im ganzen aber blieben alle diese Bemühungen doch ohne den erstrebten Effekt. Das hungernde Münster blieb sich selber überlassen, und jetzt erst wurde es vollends zu einem Königreich der Unterwelt. Denn während schon die ersten Fälle des Hungertodes auftraten, scheute König Bockelson sich nicht, alle erreichbaren Vorräte an Eßwaren in seinem Palaste zu horten und seinem Regime immer krassere Formen der Gewaltherrschaft zu geben. Münster wurde zur Bühne eines Totentanzes von grauenhaften Ausmaßen.

Aber auch jetzt noch ließ den Schneiderkönig seine ausschweifende Phantasie keineswgs im Stich. Als er die Stadt im Mai 1535 zur Wahrung eiserner Disziplin in zwölf Unterbezirke teilte, unterstellte er jeden dieser Bezirke einem „Herzog" und eröffnete diesen seinen herzoglichen Vasallen, die von Herkunft Handwerker, Kleriker oder Krämer waren, nach dem Siege des Täufertums werde er beim Neubau des Reiches jeden von ihnen mit einem deutschen Lande belohnen. So verschenkte er das Erzbistum Köln an einen Herzog Meier, Jülich und Kleve an den städtischen Fischmeister Redeker, Braunschweig an den Gewandschneider Bernhard thor Moer, und entsprechend verfuhr er mit Sachsen und Westfalen und allen übrigen deutschen Ländern — mit der einzigen Ausnahme Hessens, dessen Landgrafen Philipp er anscheinend im Amte zu lassen gedachte.

Reck erinnert in diesem Zusammenhang an Napoleon, der ja auch aus Bäckern und Metzgern Herzöge gemacht hat. Doch tat er das zweifellos mit besserem Recht als sein Münsterer Vorläufer, dessen Laufbahn ja bereits in ihrem Endstadium stand. Aber auch ein Napoleon hat ja zum Schluß, als ihm die Wirklichkeit unter den Händen zerran, seine Getreuen mit entwerteten Papieren dotiert.

Das Täuferdrama von Münster trieb nun unausweichlich seinem katastrophalen Ende zu. Bockelson allerdings dachte nicht daran, vor dem Hunger zu kapitulieren, obwohl das Volk längst dazu übergegangen war, Katzen und Ratten, Igel und Hamster und Ringelnattern zu verzehren, obwohl die Menschen weiß wie Leinentücher und mit vom Hungerödem geschwollenen Beinen und Bäuchen herumwankten und obwohl die Leichen wie in Pestzeiten durch den Schinderkarren in die Massengräber geschafft werden mußten. „Nie wurde", sagt Reck, „in deutschen Landen ein Totentanz so bis zum letzten Atemzug und so bis zur Schwelle des Narrenhauses getanzt."

Nach sechzehn Monaten der Belagerung gelang dem bischöflichen Heer endlich in der Johannisnacht 1535 der entscheidende Sturm auf die ausgehungerte und ausgeblutete Stadt, und nun begann in Münster ein erbarmungsloses Schlachten, der Katastrophe von Frankenhausen vergleichbar, nur in ganz anderen, kolossalischen Maßstäben. Man kannte die verhungerten Täufer unschwer an ihren bleigrauen Gesichtern und schlug sie tot, wo man sie antraf. Das Täufertum wurde buchstäblich vernichtet: mit Stumpf und Stil ausgerottet, und lediglich die Frauen wurden verschont, soweit sie sich von ihrem Irrglauben lossagten.

Auch über die Führer der Revolution erging nun das Gericht, das sie teils in aufrechter und mannhafter, zum Teil aber auch in der niedrigsten und erbärmlichsten Haltung über sich ergehen ließen. Der Henker und Statthalter Knipperdolling und der Königsleutnant Krechting fochten bis zuletzt an der Seite der von ihnen fanatisierten Massen, und so blieb auch ihre Haltung bei den langwierigen Vernehmungen und auf der Folter bis zum Schafott zwar stur und verbissen, aber doch männlich und klar. Nachdem sie Tausende und Abertausende für sich hatten in den Tod gehen lassen, gingen sie auch selber ungebeugt für ihre Überzeugung in den Tod.

Allein Bockelson, der oberste und Erzschuldige dieses verbrecherischen Wahnes, enthüllte sich nun erst in seiner ganzen grauenhaften Nichtswürdigkeit. Daß er nicht bis zum Ende kämpfte, sondern sich in seinem Palast versteckte, wo er von

einem Landsknecht aufgespürt und über die Treppen gejagt wurde, ist schon kein sehr rühmliches Zeichen. Eine noch weit fragwürdigere Figur aber machte der vom Thron gefallene Schneider im weiteren Verlauf der Dinge. Zunächst suchte er seine Königswürde, allerdings auf die kümmerliche Weise des Komödianten, zu wahren; als ihm der Bischof die Frage stellte: „Bist du ein König?", fragte er rhetorisch zurück: „Bist du ein Bischof?" und vertrat die Ansicht, der Bischof sei nur von Kaiser und Papst, er aber von Gott selber in sein Amt eingesetzt worden.

Doch gab er diese Haltung, die zu verpflichtend war, bald auf und flüchtete sich in einen Zynismus, der ihm weit besser zu Gesichte stand. Er begründete sein Königtum nun mit dem Recht, das jedermann habe, der sich über die anderen erheben und sich zu ihrem Herrn machen könne. Und auf die Frage, ob er denn wirklich soviel Weiber genommen habe, antwortete er mit dem unverfälschten Zynismus des Unterweltlers, er „habe keineswegs Weiber, sondern Mädchen genommen und sie zu Weibern gemacht." Der einstige Schankwirt von Leyden hatte offenbar völlig über den Zionskönig von Münster gesiegt.

Kaum minder zynisch war der Vorschlag, den er dem Bischof auf dessen Klage über die ungeheuerlichen Kosten machte, die der Täuferaufstand dem Lande bereitet habe. Bockelson meinte, er könne den Bischof wieder reich machen. Er brauche ihn nur in einem eisernen Käfig als Schaustück durch das Land fahren zu lassen und Eintrittsgeld zu erheben. Obwohl dieses schamlose Anerbieten gewiß nicht ernst gemeint war, liegt doch ganz unverkennbar ein gewisses Kokettieren mit dem Ruhm der Absonderlichkeit darin. Und so ist es dem Bischof nicht zu verübeln, daß er den gegebenen Rat wörtlich nahm und den Gefangenen, an ein Halseisen geschmiedet, von Stadt zu Stadt führen ließ.

Im letzten Akte aber, im unmittelbaren Angesicht des Todes, verlor er alle Haltung. Zwei Predigern gegenüber, die ihn über seine theologischen Meinungen befragten, fiel er noch einmal in seine frühere Rolle zurück, so daß sie berichten mußten: „Welche Dinge, guter Gott, schwatzte er . . . wie erfüllte er die Räume mit seinen Worten!" Aber dann erbat er eine zweite

Unterredung, in der er zugänglicher zu sein versprach und in deren Verlauf er sich dann in nackten Worten erbot, wenn man ihm das Leben schenke, wolle er zu den Täufern in Holland, Friesland und Brabant gehen und sie bereden, daß sie Gehorsam hielten und ihre Kinder taufen ließen. Er scheute sich auch nicht, das Protokoll dieser Erklärungen mit eigener Hand zu unterzeichnen und damit den Sturz in die Kloake der Schande, das Dementi der eigenen Persönlichkeit, wie Reck es nennt, feierlich zu beglaubigen: „Von Rechts wegen hätten ja nun wohl all die Münsterer Toten, alle diese verbrannten und geköpften Apostel in diese Zelle kommen und ihn fragen müssen, zu was ihr Leiden und Sterben eigentlich gut gewesen, nun sie der König, das Haupt der Gemeinde und der Höchste auf dem Berge Zion, verleugne."

Aber auch der Verrat an der eigenen Sache brachte Bockelson keinen Nutzen mehr. Die Folter zwar blieb ihm — anders als Knipperdolling — erspart, da er ohnehin beinahe redselig alles ausplauderte, was man von ihm erfragte, wie er sich auch im Gegensatz zu den anderen Delinquenten dem Zuspruch eines katholischen Priesters zugänglich zeigte. Endlich aber war doch die Stunde des Henkers da: am 22. Januar 1536, über ein halbes Jahr nach dem Ende seines Reiches, wurde Bockelson zusammen mit Knipperdolling und Krechting hingerichtet. Ihre verbrannten und zerrissenen Leichen wurden in drei Käfigen an der Westseite des Lambertiturmes aufgehängt, von wo der Gestank noch monatelang die Straßen der Stadt verpestete.

Beuckelszoon und Joriszoon

Noch merkwürdiger vielleicht als das Ende Bockelsons ist das eines anderen führenden Mannes von Münster: des Predigers Bernhard Rothmann. Es ist das wohl am typischsten rattenfängermäßige der Täuferschicksale, denn Rothmann, der „intellektuelle Drahtzieher" der Revolte, den ein an Luther gegebener Bericht den „Anfänger dieses Spiels und aller Buben König" nennt und der nächst Bockelson gewiß die bedeutendste Rolle

im Reiche von Münster gespielt hat, ist mit dem Ende dieses Reiches — wie der Hamelner Rattenfänger im Kalvarienberge — spurlos verschwunden. Ihm war das gleiche Schicksal wie Bockelson, Knipperdolling und Krechting zugedacht, und er hatte es wahrhaftig wie nur einer verdient, aber es ist weder gelungen, ihn mit einem der Toten des münsterschen Endkampfes zu identifizieren, noch auch später seine Spur aufzufinden. Noch 1537 wurde er durch einen Steckbrief in Lübeck gesucht, und die Fama will wissen, er habe seine Tage als Gast eines friesischen Edelmannes friedlich geendet.

Ähnlich absonderlich ist das Schicksal eines der Nachfolger Bockelsons, denn auch an solchen hat es durchaus nicht gefehlt. So gab es in der Stadt Augsburg einen zweiten, wenn auch weit weniger gewalttätigen Wiedertäuferkönig und -propheten. In Jan Batenburg aus Overyssel fand der gewalttätige Flügel der Täuferpartei einen neuen Führer, der sich gleich Matthison und Bockelson zum Prinzip des Terrors bekannte und 1537 in der Grafschaft Artois gefangen genommen und hingerichtet wurde. Noch 1538 mußte der münstersche Landtag sich mit Maßnahmen gegen einen befürchteten Aufruhr des gemeinen Mannes befassen, denn noch immer spukte in den Köpfen die Hoffnung auf die Wiedergewinnung Münsters und die Herrschaft über die ganze Welt.

Von einigermaßen anderer Art war das, was der Flame David Joriszoon — der Sohn des Georg, kurz selber Joris genannt — erstrebte. Dieser begabte Glasmaler aus Brügge machte sich zum Haupt einer der münsterschen feindlichen Täuferpartei. Seit 1536 trat er als Prophet auf und verkündete seine Visionen. Seine Lehre bestand aus einer auf seine Person zugeschnittenen Abwandlung der joachimitischen Lehre von den drei Weltaltern. Er unterschied wie im Tempel ein Zeitalter des Vorhofs, des Heiligen und des Allerheiligsten. Mit Christus war das zweite Weltalter angebrochen, mit David Joris aber, dem Christus David, auf dem der Geist Gottes ruhte, das dritte und letzte Reich, das Zeitalter der Erfüllung.

Da die Davidisten, die sich auch Joristen oder Davidjoristen nannten, alle anderen Sektierer an Fanatismus übertrafen, ergriff die niederländische Regierung 1538 scharfe Maßregeln

gegen sie. Viele Anhänger Davids, auch seine eigene Mutter, bewährten ihren Glauben als Märtyrer. Er selbst aber verschwand und blieb spurlos verschwunden, bis zwei Jahrzehnte später, im Jahre 1559, durch Denunziation seines Schwiegersohnes bekannt wurde, daß Joris bis zu seinem Tode im Jahre 1556 als friedlicher Bürger unter dem Namen Johann von Brügge in Basel gelebt hatte und schließlich in der dortigen Leonhardskirche beigesetzt worden war. Sein Leichnam wurde nun zwar ausgegraben und mitsamt seinen Schriften vom Henker verbrannt, dem Nachruhm des Rattenfängers von Brügge aber, der so merkwürdig an Rothmann von Münster erinnert, wurde damit bei seinen Anhängern kein Eintrag getan. Wie zu seinen Lebzeiten ließen sie sich auch weiterhin ertränken, verbrennen, enthaupten und hielten sich aller Verfolgung zum Trotz noch bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts.

Lubbe von Leyden

Wie zum Zeichen dafür, auf welch gespenstische Weise Geschichte sich wiederholen kann, hat auch unsere Zeit einen Nachfahren Bockelsons hervorgebracht, zwar nur eine Randfigur der großen Geschichte, aber gerade als solche im Typus überaus aufschlußreich — jenen Marinus van der Lubbe, der als Reichstagsbrandstifter im Berlin des Jahres 1933 einen zweifelhaften Ruhm erntete und heute schon fast vergessen ist.

In Lubbe, der aus Bockelsons Heimatstadt Leyden stammt, ist der Rattenfängertypus der Sage bis fast zur Ratte eingeschrumpft, zu einer Ratte, die dem größeren Rattenfänger in die Falle ging; aber die pestige Atmosphäre, die den „Rattenkönig" Bockelson umwittert, haftet auch ihm unverkennbar an.

Nach Berichten über den Reichstagsbrandprozeß ist die Atmosphäre, aus der Marinus van der Lubbe hervorging, fast die gleiche wie die Bockelsons: „Sein Vater war Hausierer mit einem kleinen Laden in Leyden, die Mutter in bäuerlicher Wohlhabenheit aufgewachsen. Der Vater vertrinkt sein Einkommen, die Mutter muß verdienen, um die Kinder durchzu-

füttern. Marinus und seine Geschwister sinken ins Proletariat, bleiben in ihrem Wesen aber Kleinbürger, egoistische Eigenbrötler. Sie wollen etwas Besonderes sein, sich von den Arbeitern abgrenzen, in ziellosem Ehrgeiz und dumpfer Rebellion. Marinus, ein hübscher Junge, kräftig und intelligent, sehnt sich danach, eine Rolle zu spielen. Ein Unfall wirft ihn zu Boden, er droht zu erblinden, um so heftiger wird sein Verlangen, aufzusteigen, sich als Führer hervorzutun."

Ein holländischer Polizeibericht aus jener Zeit sagt von ihm: „Van der Lubbe will immer Führer sein, doch fehlen ihm hierfür alle Voraussetzungen; er ist von krankhaftem Geltungsbedürfnis erfüllt."

Ein derartiger Typus mußte sich durch den Nationalsozialismus aufs stärkste angezogen fühlen. Der österreichische Kommunist Ernst Fischer hat es in einer Studie über Dimitroff und seinen Prozeß aufs treffendste formuliert: „Van der Lubbe stammt aus den Randgebieten einer Gesellschaft, die in Fäulnis übergeht — wie Hitler, wie alle Deklassierten, aus denen sich der Verwesungskern der nationalsozialistischen Partei zusammensetzt, aus jenen Randgebieten, wo das Kleinbürgertum in den Sumpf abbröckelt."

In den Prozeßakten ist Lubbe durch einen der Rechtsanwälte in einer Weise charakterisiert, daß man den angehenden Hitler vor sich zu sehen glaubt: „Da redet er und ist recht frech, und damit ist seine Autorität unter der Straßenjungen-Gesellschaft begründet. Er spricht allein. Er sagt: ach, was in Büchern steht, das ist ja nichts, das kommt für mich nicht in Betracht, ich lerne aus dem Leben! So erzählt er auch von seiner Weltanschauung. Da kommt die ganze Phrasensammlung zum Vorschein — ein Sammelsurium von unverdauten Redewendungen."

Die Lebenswege des Leydener Kleinbürgers mit den Führeraspirationen brauchen uns nicht allzu sehr zu interessieren. Wir merken nur an, daß Lubbe im April 1931 Leyden verließ und nach Deutschland auf Wanderschaft ging. Ende April wurde er *in Münster* verhaftet und wegen unbefugten Postkartenverkaufs zu einer Geldstrafe verurteilt. Anfang Mai war er schon wieder zuhause, aber diese Reise ist trotz ihrer Kürze für sein Leben

entscheidend geworden, da sie ihn in jene Verbindung mit dem Nazismus brachte, aus der knapp zwei Jahre danach seine Verwicklung in die Brandlegung des Reichstagsgebäudes hervorging.

Die Rolle, die er hier gespielt hat, war so unendlich kläglich, daß jedes Wort zuviel wäre, das man ihr widmen wollte. Am Ende aber stand auch hier wie bei Bockelson der Henker, der ein unnützes Leben auslöschte.

DEMETRIUS

DER BETRÜGER ALS REVENANT

DEM Begriff des Revenant liegt eine grauenhafte Vorstellung zugrunde. Ein Toter, der lebendig aus dem Grabe wiederkehrt, das ist ein Bild aus wahnhaft entsetzlichen Träumen. Schon der Gedanken daran, schon die Erinnerung an solch ein schlimmes und abgründiges Traumbild mag einen schaudern und grausen machen.

Zugleich aber rührt dieses Bild an das tiefste aller Glaubensmysterien, an das Auferstehungsgeheimnis. In den Ostererzählungen des Evangeliums schwingt etwas von jenem Grauen mit, das uns natürlicherweise angesichts eines Toten befällt, der zu den Lebenden wiederkehrt, um sich dann im befreienden Jubel über die Tatsache, über die Wirklichkeit der Auferstehung zu lösen.

Dieser österliche Jubel klingt noch heute in der Kirche Christi fort, die durch die Auferstehung des Herrn den letzten Feind, den Tod bezwungen weiß.

Eine alte kirchliche Überlieferung verbindet das Ostergeheimnis eben als das zentrale Mysterium christlicher Gläubigkeit mit der Gestalt des Antichrist, der so sehr der „Affe Christi" ist, daß er sogar die Auferstehung nachzuäffen weiß. Seit alters wird der Antichrist als Revenant gedacht. Schon die Apokalypse spricht von der tödlichen Wunde des Tiers, die heil wurde, so daß die ganze Welt sich des Tiers verwunderte. Und so kann man in Apokalypsenkommentaren alter und neuer Zeit den verschiedensten Ausdeutungen begegnen, die den Antichrist als einen wiederkehrenden Toten begreifen wollen, sei solche Deutung nun auf Antiochus Epiphanes, den Gegenmessias der danielischen Weissagung oder auf Nero bezogen, oder gar, wie in einem Kommentar des vergangenen Jahrhunderts, auf Napoleon.

Fünf falsche Friedriche

Eine merkwürdige Sonderform der Wiedergängervorstellung ist die der Sage und politischen Legende. Sie hat ihre bekannteste und deutlichste Ausprägung in der Barbarossa-Sage gefunden, die ja bekanntlich ursprünglich auf Barbarossas Enkel Friedrich II., den letzten der großen Staufer bezogen war. Der Volksglaube an die Wiederkunft des Kaisers mutet wie eine Verkehrung des Antichristmythos ins Positive an. Wie zum Sinnbild dafür, daß mit dem Untergang des Stauferhauses die deutsche und die christliche Reichsgeschichte geschiedene Wege gehen sollten, wurde das, was im Falle Neros Erwartung des Unheils, des Schreckhaften und Entsetzlichen in Person gewesen war, zu einer Heilserwartung mit Zügen eines echten Messianismus, vor allem, nachdem sie von dem letzten Staufer auf die lichtere Erscheinung Friedrich Barbarossas übergegangen war.

Gewiß stand die Wiederkunftssage in einem geheimen, gleichsam unterirdischen Zusammenhang mit der Diffamierung des Kaisers als des leibhaftigen Antichrist durch die kuriale Propaganda. Um so bemerkenswerter ist es, daß nun in seinem Gefolge und im Schatten des Wiederkunftsmythos Gestalten politischer Betrüger mit unverkennbar antichristischen Zügen ans Licht traten: in den Jahrzehnten nach dem Ende der Staufer sind in Deutschland und Italien nicht weniger als fünf falsche Friedriche aufgetreten. Der letzte wurde noch 1195 in Eßlingen verbrannt, zu einer Zeit, da der wirkliche Friedrich schon über hundert Jahre alt gewesen wäre. Nur als ein Revenant, als aus dem Grabe Wiedergekehrter, konnte er also überhaupt auf Glaubwürdigkeit und auf Anhang rechnen.

Das gilt nicht minder für den bedeutendsten jener falschen Friedriche, für Dietrich Holzschuh, der niederdeutsch Tile Kolup genannt wurde. Dieser Mann trat zuerst 1283 in Köln als der vom Volke erwartete Kaiser auf. Zunächst verhöhnt, fand er im benachbarten Neuß Glauben und Anhang und machte vor allem durch die reichen Geldmittel Eindruck, über die er verfügte. Diese verdankte er wahrscheinlich den ketzerischen Kreisen, die sich als Anhänger um ihn scharten, um im neu aufzurichtenden Friedrichsreiche die Kirche zu demütigen. Der

Pseudo-Friedrich hielt zu Neuß, dessen Bewohner ihn gegen den Kölner Erzbischof verteidigten, wie ein rechter Kaiser Hof und teilte hier Privilegien und Mandate aus, die zum Teil noch heute erhalten sind. Die Friesen suchten bei ihm Schutz, das Reichsstift Essen ließ sich von ihm seine Privilegien bestätigen, und sein Ruf breitete sich rheinaufwärts bis selbst nach Oberitalien aus, das Sendboten zu ihm schickte. Seine Verbindung mit den unzufriedenen Städten ließ ihn für Rudolf von Habsburg zu einer wirklichen Gefahr werden. Als Wetzlar ihm seine Tore öffnete und der „Kaiser" nun von hier aus König Rudolf vor seinen Thron lud, sich von ihm belehnen zu lassen, schien alles ins Schwanken zu geraten. Nun aber rückte Rudolf mit einem Heer vor Wetzlar, das sich sofort ergab und den falschen Kaiser auslieferte. Nachdem er seinen wahren Namen hatte preisgeben müssen, mußte er am 7. Juli nach immerhin zweijähriger Herrlichkeit als Ketzer und Zauberer den Scheiterhaufen besteigen.

Der große und der falsche Waldemar

Es erscheint rätselhaft, wie es in der Zeit eines gesunden Realismus und einer natürlichen Gläubigkeit und Frömmigkeit einem Betrüger gelingen konnte, derart weitreichenden Anhang zu finden. Das Ende des Reiches mit dem dramatischen Untergang seiner größten Dynastie hatte offenkundig Erschütterungen hervorgerufen, die sich auch auf den seelischen Habitus der Menschen erstreckten.

Das wurde noch greifbarer deutlich, als um die Mitte des darauffolgenden Jahrhunderts in Brandenburg der falsche Waldemar auftrat. Auch hier war durch das Ende einer glanzvollen Dynastie mit dem überraschenden Tode ihres letzten überragenden Vertreters ein Land der äußeren und inneren Katastrophe ausgeliefert, so daß der Betrüger gar wie ein Heilbringer auftreten konnte, um allerdings in der letzten Folge nur noch schlimmeres Unheil und eine noch verheerendere Katastrophe heraufzubeschwören.

Markgraf Waldemar, zuweilen der Große genannt und zweifellos der glänzendste Askanier seit der Begründung der Macht des Hauses durch Albrecht den Bären, war 1281, also noch vor Tile Kolups Glanzzeit, geboren. Er hatte als tapferer Kämpfer gegen die Nachbarfürsten einschließlich der Könige von Dänemark und Schweden erfolgreiche Feldzüge und die Macht seines Geschlechtes auf den Gipfel geführt. Leipzig und Dresden gehörten zu seiner Zeit als Pfandbesitz zur Mark, und dem pommerschen Stralsund konnte er Waffenhilfe leisten. Aber noch nicht einmal vierzigjährig, starb er 1319, und im folgenden Jahr erlosch mit dem Tode eines jugendlichen Vetters der ganze brandenburgische Askanierstamm.

Da weder die Askanier von Anhalt noch die zu Wittenberg oder Lauenburg das Erbe antraten, vielmehr die Mark als erledigtes Lehen durch Ludwig den Bayern seinem gleichnamigen Sohn verliehen wurde, während gleichzeitig alle Nachbarfürsten sich an ihr schadlos hielten, folgten zeitweise chaotische Zustände, die sich noch steigerten, als 1346 Karl von Luxemburg zum deutschen Gegenkönig gewählt wurde, und 1347 Ludwig der Bayer starb. Zu dieser Zeit kam in der Mark das Gerücht auf, der große Waldemar lebe noch. Er sei von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem heimgekehrt und schweife jetzt ruhelos im Lande umher.

Nicht weniger als achtundzwanzig Jahre waren zu dieser Zeit seit Waldemars Tode vergangen, aber da Tile Kolup dreiunddreißig Jahre nach Kaiser Friedrichs Tode Glauben gefunden hatte, war das Gerücht nicht gar so ungewöhnlich. Auch war der mecklenburgische Herzog Heinrich der Pilger 1298 nach sechsundzwanzig Jahren tatsächlich aus dem Heiligen Lande wiedergekehrt, um seine Regierung neu anzutreten. Das Ungewöhnliche im Falle Waldemars aber war, daß mit ihm ein Wiedergänger tatsächlich zu einer Figur der großen Politik geworden ist.

Als sich im Sommer 1348 die Verworrenheit der Lage aufs äußerste gesteigert hatte, trat der geheimnisvolle Pilger an die Öffentlichkeit und fand beim Erzbischof von Magdeburg und bei seinen askanischen Vettern, die dem Wittelsbacher ihr angestammtes Erbe mißgönnten, sofort Anerkennung. Sie führten

ihn mit einem stattlichen Heer in die Mark, in die er unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug halten konnte. Besonders die Städte, denen er bereitwillig Privilegien erteilte, fielen ihm begeistert zu. Es schien wahrhaftig, als sei der große Waldemar von den Toten auferstanden.

Seine Echtheit war allerdings von vornherein umstritten, da er auf präzise Fragen, die die Vergangenheit betrafen, immer nur ausweichende Antworten geben konnte. Umso bedeutsamer war es, daß er bei dem den Wittelsbachern feindlich gesonnenen König Unterstützung fand. Karl IV. erkannte ihn im Oktober 1348 im Lager zu Heinersdorf gegen Abtretung der Lausitz feierlich an, und dem Betrüger wurden nun alle Ehren eines Reichsfürsten erwiesen. Er saß als Reichserzkämmerer zur Rechten des Königs an der Tafel, und folgte diesem sogar im nächsten Jahr nach Köln, wo er mit anderen Reichsfürsten zusammentraf. Nur das Auftreten der Pest, die den Belagerungsring um das den Wittelsbachern treu gebliebene Frankfurt an der Oder sprengte, hinderte ihn daran, die gesamte brandenburgische Mark seiner Herrschaft zu unterwerfen. Doch erkannten ihn im April 1349 auf einem in Spandau zusammengetretenen Landtag sechsunddreißig Städte der Mark als ihren Herrn an.

Von diesem Zeitpunkt an aber geriet seine Herrschaft auch bereits wieder ins Wanken. Die vorgetäuschte Echtheit des aus dem Totenreiche heimgekehrten Markgrafen erwies sich nur allzubald als fadenscheinig. Mag Waldemar ein zum Schildknappen aufgestiegener ehemaliger Müllergeselle oder mag er ein unehelicher Halbbruder des echten Markgrafen gewesen sein, auf jeden Fall zeigte sein unstetes und meist untätiges, völlig passives Verhalten bei wichtigen Entscheidungen nichts von der Größe seines Vorbildes, so daß zeitgenössische Chronisten ihn geradezu „delirus", also wahnsinnig nannten. Zudem söhnte der König sich nun mit den Wittelsbachern aus. So wurde Waldemar als Bundesgenosse überflüssig und endlich ein lästiger Anhänger, der abgeschüttelt werden mußte. Im April 1350 wurde Waldemar in Nürnberg, wohin er auch geladen worden war, durch ein Fürstengericht feierlich zum Betrüger erklärt, nachdem ihm schon zuvor die Mark aberkannt und den Wittelsbachern zugesprochen worden war.

Damit aber wurde die Anarchie auf die Spitze getrieben. Der falsche Markgraf wußte sich, so wenig Tatkraft er als Regent bewies, doch mit Zähigkeit im Besitz der ihm einmal zuerkannten Macht zu behaupten. Und so bedurfte es noch eines jahrelangen verheerenden Bürgerkrieges um beinahe jeden Fußbreit märkischen Bodens, ehe der hartnäckige Greis die Rolle des toten Markgrafen zu spielen aufgab. Im März 1355 entsagte er endlich der Markgrafschaft und zog sich an den Dessauer Hof seiner Vettern von Anhalt zurück, wo er im darauffolgenden Jahre starb und mit fürstlichen Ehren bestattet wurde — einer der ganz wenigen Charlatane der Weltgeschichte, die ihre Rolle bis zu einem zumindest glimpflichen Ende durchzuhalten vermochten.

Grischka Otrepjew oder Demetrius der Falsche

Die falschen Friedriche hatten nicht viel mehr als örtliche Bedeutung. Der falsche Waldemar erschütterte bereits ein ganzes deutsches Land. Mit dem falschen Demetrius aber wurde ein Reich zu eines Gauklers Beute, das noch im gleichen Jahrhundert einen staunenerregenden Aufstieg zur Großmacht erleben sollte. So kommt Demetrius von allen Prätendenten, die als wiederkehrende Tote aufgetreten sind, die umfassendste Bedeutung zu. Auch ist er durch die Zeit seines Auftretens, in der der Westen und die Renaissance zum erstenmal vernehmlich an die Pforten des riesenhaften Ostreiches klopfen, mit größeren und tieferen Problemen behaftet als seine Vorgänger in der seltsamen Laufbahn des Wiedergängertums.

Die Ausgangssituation allerdings ist fast die gleiche. Voran ging auch hier die Erschütterung alter, für ewig gehaltener Ordnungen durch das Ende eines Herrscherhauses, das sich noch zum Schluß in einer gewaltigen Figur manifestiert hatte: nach fast einem Dreivierteljahrtausend ununterbrochener Herrschaft waren mit Iwan dem Schrecklichen und seinem Sohn Fjodor 1598 die Rurikiden ausgestorben, und mit Boris Godunow, der zuvor schon den letzten Zarensprößling Demetrius

im Kindesalter hatte ermorden lassen, war ihnen ein nur teilweise anerkannter Usurpator gefolgt.

Zar Boris war bereits sechs Jahre an der Macht, als in Polen 1604 ein eben zwanzigjähriger Jüngling mit dem Anspruch auftrat, der ermordete Demetrius zu sein. Dessen Tod war zwar durch alle erdenklichen Zeugenschaften bestätigt, und die Leiche des kleinen Zarensohnes hatte nach der Mordtat acht Tage lang offen ausgelegen. Auch wurde der aus dem Grabe erstandene Prätendent allgemein mit einem entlaufenen Mönch namens Gregor Otrepjew identifiziert. Aber gleichwohl und auch trotz seiner Unterstützung durch die russenfeindlichen Polen fand der falsche Zarewitsch, nachdem er die russische Grenze mit seiner Anhängerschaft überschritten hatte, reißenden Zulauf und konnte im Dezember ein ihm entgegengesandtes Heer des Zaren schlagen. Im April starb Boris, sein Sohn und Nachfolger Fjodor wurden unter tumultarischen Umständen ermordet, und so war Grischka Otrepjew als Zar Demetrius bereits im Juni 1605 Herr von Moskau und ganz Rußland.

Es folgte ein Jahr kaum angefochtener Herrschaft des geheimnisvollen Usurpators, wobei er sich anscheinend nicht unbefähigt erwies. Er nahm ein Großteil der Reformen Peters des Großen vorweg, was nicht verwundert, da er ja aus dem zivilisatorisch aufgeschlosseneren Westen kam. Es wird ihm nachgesagt, er habe den Gedanken eines Kreuzzuges gegen die Türken erwogen, um Byzanz für Rußland zu erobern, und zu diesem Zwecke habe er eine gewaltige Aufrüstung beabsichtigt.

Auch sonst trat er nach außen trotz der Neuheit seiner Herrschaft sehr anmaßend auf. Den polnischen König, zu dem er eine Gesandtschaft nach Krakau schickte, verstimmte er durch die Forderung, der „unüberwindliche Cäsar" genannt zu werden. Und ein wegen Glaubensfragen nach Rom geschickter Privatsekretär des Zaren hatte den gleichzeitigen politischen Auftrag, die Verleihung des Kaisertitels durch den Papst anzustreben. Als Begründung dieses Wunsches, der ihm sehr am Herzen lag, wurde angeführt, auch frühere Zaren sowie Chane der Tataren seien als Kaiser tituliert worden. Auch stehe es den Fürsten frei, sich jeden beliebigen Titel zu wählen und sich Diktatoren oder Konsuln, Tribunen oder Auguren zu nennen.

Vor allem aber erkenne er außer Gott niemanden als über ihm stehend an; er sei in seinem weiten Reich der oberste Gesetzgeber und in gewissem Sinne das Gesetz selbst.

Diesen phantasievollen Plänen zum Trotz war seine Herrschaft aber nichts weniger als fest begründet. Schon im Januar 1606 waren gedungene Mörder nachts in seinen Palast eingedrungen, und der durch den Lärm geweckte Zar war im Nachtgewand erschienen, als die Wache die Männer dingfest machte — eine Szene, die uns wie eine gespenstische Vorwegnahme von Wallensteins Tod erscheinen will. Verschwörungen und Verhaftungen folgten einander, ohne daß die schleichende Krise ausreifen konnte.

Erst seine Hochzeit im Mai 1606 brachte die Lösung der Krise — in der Katastrophe. Fast ein Jahr war er bereits an der Herrschaft, als die polnische Woiwodentochter Marina Mniszek als seine erwählte Braut mit zweitausend Polen nach Moskau kam. Die Hochzeit wurde als ein Freudenfest ohnegleichen gefeiert. Eine Feier löste die andere ab, so daß Moskau sich in einem wahren Festestaumel bewegte, bis dieser Freudentaumel in einen Taumel des Mordes umschlug. Wilde Gerüchte, die die Stadt durcheilten, bestimmten das Volk, alle Polen zu ermorden, die wegen ihres Hochmuts, der sie die russischen Bräuche mißachten ließ, ohnehin unbeliebt waren.

Nach diesem Mord an den Fremden, der nur ein Auftakt war, fand die Moskauer Bluthochzeit ihre letzte Steigerung endlich in der Ermordung des falschen Zaren selber, die bis in Einzelheiten an das Ende Rienzos erinnert. Von den Mördern aufgeschreckt, versuchte Demetrius, auf einem Gerüst aus seinem Schlafgemach in den Hof seines Palastes zu klettern, verlor dabei aber das Gleichgewicht, stürzte und verletzte sich schwer. Man schleppte ihn in den Palast zurück, riß ihm die Kleider herunter und umwickelte ihn mit schmutzigen Lappen, ehe man ihm endlich den Gnadenschuß gab.

Ein infernalischer Haß mußte sich in den Menschen angespeichert haben, daß er sich in solchen Greueln entlud. Denn auch mit dem Mord selber war diesem Haß noch nicht genug getan. Die Leiche des Usurpators wurde mit Stricken gefesselt und zwei Tage lang durch die Moskauer Straßen geschleift.

Weil der Tote Belustigungen aller Art geliebt hatte, wurde ihm eine Maske aufs Gesicht gebunden, so als wolle man nach dem Mord auch noch seine Person auslöschen. Auf einem Armenfriedhof wurde die Leiche schließlich in einer Grube eingescharrt. Als sich aber das Gerücht verbreitete, daß der Geist des Ermordeten durch die Straßen irre, wurde die Leiche noch einmal ausgegraben und verbrannt und sodann die Asche in eine Kanone geladen und diese in Richtung nach dem Westen, aus dem der Abenteurer gekommen war, abgeschossen.

Viermal Demetrius – die Fälschungen des Falschen

Mit diesem Leidenschaftsausbruch war der russische Gespenstertanz aber keineswegs zu Ende, er begann vielmehr erst eigentlich richtig. Hatte es vor Demetrius dem Falschen vier rechte Zaren oder vielmehr Großfürsten dieses Namens gegeben, so sollten die Wiedergänger des letzten Demetrius es in kurzem auf die gleiche Zahl bringen. Diese aber sind auch nur wieder ein Bruchteil der Gesamtzahl aller falschen Zarewitsche, die in jener über alles Maß turbulenten Zeit aufgetreten sind.

Der unmittelbare Nachfolger des Demetrius in der Macht über Moskau war Wassilij Schuiski, ein Fürst rurikidischer Abkunft, der die Verschwörung gegen den Eindringling aus der Fremde angeführt hatte. Er ließ sich am 1. Juni 1606 zum Zaren krönen, konnte sich aber keiner gesicherten Herrschaft erfreuen. Schon im August tauchte das Gerücht auf, Demetrius sei gar nicht ermordet worden, sondern es sei ihm gelungen, dem Anschlag zu entfliehen. Zum zweitenmal also begann ein Toter in die Geschäfte der Lebenden hineinzugeistern. zum zweitenmal sogar nun schon derselbe Tote, der ein zäheres Leben als mancher Lebendige zeigte.

Allerdings trat er diesmal zunächst nicht selber auf. Vielmehr benutzte ein Abenteurer namens Bolotnikow, der Massen von Leibeigenen um sich geschart hatte, den Namen dieses angeblich zum zweitenmal geretteten Demetrius, um sich Zulauf zu sichern. Und gegen Weihnachten 1606 konnte er vorüber-

gehend sogar Moskau mit seinem Aufrührerheer bedrohen. Als der Name des verborgenen Demetrius aber seine Zugkraft zu verlieren drohte, stellte Bolotnikow einen ehemaligen Schiffsknecht als neuen Prätendenten auf, der sich Zarewitsch Peter nannte und vorgab, ein Sohn des Zaren Fjodor zu sein, obwohl dieser nie Kinder gehabt hatte. Wenig später wurde Bolotnikow besiegt, und Peters Zarentum endete damit, daß er an den Beinen aufgehängt wurde.

Nun traten immer neue Usurpatoren auf. In Astrachan erklärte ein Zarewitsch August, ein unbekannter Sohn Iwans des Schrecklichen zu sein. Ein anderer gab sich für den Sohn jenes Zarewitsch Iwan aus, den sein schrecklicher Vater mit eigener Hand getötet hatte. Und im Herbst 1607 gesellten sich diesen beiden Prätendenten acht weitere hinzu, sämtlich vorgeblich Söhne Zar Fjodors mit den unmöglichsten und ungebräuchlichsten Namen. Die Anarchie war wahrhaft vollkommen.

Da bedeutete es beinahe wieder eine Vereinfachung der Verhältnisse, als 1608 tatsächlich ein neuer Demetrius auftrat, der sogenannte Dieb von Tuschino. Er war nach einigen Überlieferungen ein Jude, nach anderen der Sohn eines Fürsten Kurbski. Er selbst behauptete, mit Otrepjew identisch zu sein, war also die Fälschung eines ohnehin schon Falschen, gleichsam ein zwiefacher Revenant. Marina Mniszek, die nach Otrepjews Ermordung verbannt worden war, erkannte ihn als ihren Gatten an. Da die Polen aber nach ihrem Sieg über Schuiski die russische Krone für ihr eigenes Königshaus beanspruchten, konnte sich der zweite Demetrius so wenig wie der erste behaupten und wurde im Dezember 1610 ermordet.

In dem darauffolgenden Interregnum von 1610 bis 1613, das noch mehr als bisher im Zeichen der polnischen Vorherrschaft stand, trat ein Diakon namens Sidor als dritter falscher Demetrius auf. Er erlangte nur noch örtliche Bedeutung in Pskow, dessen er sich bemächtigen konnte. Doch wurde er auch von dort vertrieben und 1613, als mit der Thronbesteigung des ersten Romanow-Zaren eine neue Ordnung von Dauer begründet wurde, in Moskau hingerichtet.

Lediglich ein Nachspiel stellt das Auftreten des vierten falschen Demetrius dar, das seine besondere Note dadurch er-

hielt, daß er nicht mehr in der Rolle des Revenants, sondern als ein Sohn des Grischka Otrepjew auftrat. Mehr oder weniger stehen also alle Neuverkörperungen des im Knabenalter ermordeten Zarensohnes im Schatten des aus dem Tschudow-Kloster entlaufenen Mönches. Der Grischka-Sohn Demetrius fand bei jenem König Wladislaw von Polen Hilfe und Unterstützung, der 1610 bis 1612 selber von den Bojaren erwählter Zar von Rußland gewesen war. Aber Wladislaw, der Zar aus dem polnischen Zweig der schwedischen Wasas, starb 1648, worauf der junge Demetrius erst nach Schweden und dann nach Holstein flüchtete. Von hier wurde er noch im Jahre 1648 an den russischen Zaren Alexei ausgeliefert, der ihn erdrosseln ließ. Insgesamt haben damit die Demetrius-Affären, obwohl der echte Demetrius nur von 1583 bis 1591 lebte, von 1604 bis 1648 bald ein halbes Jahrhundert die russische Geschichte überschattet.

Der „Demetrius" als Schillers „Faust"

So aufschlußreich und interessant die Figur des geschichtlichen Demetrius in ihren verschiedenen Abwandlungen ist, noch weit interessanter und vor allem bedeutender ist der literarische, der geistesgeschichtliche Demetrius. In der Dichtung hat die Figur des betrügerischen Revenants eine Tiefe und Transparenz erhalten, die sie den größten Gestaltungen des abendländischen Geistes an die Seite stellt.

Man hat Schillers „Demetrius" das dramatischste Drama der Weltliteratur genannt. Gewiß aber wäre es Schillers bedeutendste Dichtung geworden, hätte der Tod nicht den Dichter an der Vollendung gehindert. Die gesamte Anlage des Dramas und die Gestalt gewordenen Szenen, so wenig es sein mögen, zeigen eine Größe des Vorwurfs, wie sie keine der früheren Dichtungen Schillers kannte. Wahrscheinlich hätte Schillers dramatisches Werk mit einem vollendeten Demetrius eine ähnliche Krönung erfahren, wie sie im Werke Goethes der Faust darstellt.

Bei Schiller beginnt der Betrüger seine Bahn als ein Mensch guten Glaubens. Er hält sich selbst für den Zarewitsch, und der

Adel und Anstand, mit dem er vor dem Reichstag auftritt, gewinnt ihm die Herzen der Besten. Echte und edle Begeisterung strahlt von seiner Person aus und teilt sich allen mit, die an ihn und seine Sendung glauben. So fällt ihm nicht nur der begeisterungsfähige polnische Adel, auch die Herzen des russischen Volkes fallen ihm zu, nachdem er die Grenzen seines Vaterlandes überschritten hat, und der Jubel dieses Volkes über seinen Heilbringer und Befreier will kein Ende nehmen.

Auf der Höhe seiner Bahn aber, mitten in der glänzenden Erfüllung aller seiner Träume, ereilt den hoffnungsvollen Jüngling sein Schicksal. Der Mann, dem er die Kunde seiner hohen Abkunft dankt, gesteht ihm, daß er ihn betrogen habe. Er selbst habe im Auftrag Boris Godunows den Knaben Demetrius getötet, aber, vom Zaren um den Lohn der Tat betrogen, habe er zur Rache ihn als einen Pseudo-Demetrius entdeckt. Auf diese Nachricht, die die Grundlage seiner Existenz zerstört, reagiert Demetrius, indem er den Mörder seines Urbildes niederstößt, sei es aus Rache, sei es um den lästigen Zeugen zu beseitigen. Damit aber wird er aus einem gutgläubigen, ob auch betrogenen Betrüger zum bewußten Usurpator, aus dem Verfechter eines heiligen Anrechtes und der Wahrheit zu einem Vorkämpfer der nackten Gewalt und der doppelten, weil im Gewande der Wahrheit auftretenden Lüge.

Das wäre an sich der Problematik genug, um aus den daraus resultierenden Spannungen ein großes Drama zu gestalten. Denn nach diesem Vorwurf steht Usurpator gegen Usurpator, nur daß Godunow ein echter Usurpator ist, der sich politisch legitimer Mittel im Sinne eines konsequenten Machiavellismus bedient, mag dazu auch der Prätendentenmord, der Mord eben am echten Demetrius, gehören. Wogegen Demetrius viel tiefer verrucht ist, weil er in der Maske der Legitimität kommt, weil die Lüge als Mittel der Politik bei ihm nicht nackte, sozusagen ehrliche Lüge, sondern eine verlogene Lüge, Fälschung der Wahrheit ist.

Schiller sieht und deutet die Problematik der Demetrius-Gestalt aber noch tiefer. Demetrius bleibt bei ihm auch nach der Enthüllung der Wahrheit der „im Grunde genommen gute" Mensch, als der er begonnen hat. Er ist weder der echte Usur-

pator im Sinne Godunows, der in seine Aufgabe hineinwächst und Gewalt zur Macht steigert, noch auch nackter Gewaltmensch im Sinne von Shakespeares drittem Richard, der sich zur Bosheit der Gewalt im Grundsatz bekennt und kein Mittel der Tücke und der Niedertracht verschmäht. Er ist noch etwas Schlimmeres: ein Mensch, der ohne große Natur Großes erstrebt, der über sich selbst hinausspielt und dadurch zum Betrüger schon in seinem Wesenskern wird. Denn für die Aufgabe, die er sich vorsetzt, ist die blasse Güte, die er mitbringt, eine zu geringe Mitgift, sie ist in Wahrheit sogar sein eigentliches Verderben.

Da er seiner eigentlichen Natur nach gut und edelmütig ist, seine Aufgabe aber einen triebhaft bösen Menschen fordert, handelt er als ein Mensch ohne Wesensmitte, ohne Person, ohne Herz. Er spielt eine Rolle in einem Spiel, das im Grunde gar nicht das seinige ist. Er muß sich selbst zerstören, um in die ihm so ungemäße Rolle des Demetrius hineinzuwachsen. Da er sein schwaches Menschentum nicht zum Übermenschentum, seine Natur nicht zur Übernatur steigern kann, muß er sie zur Unnatur verkehren, zum Unmenschen werden. So geht alles, was er tut, auf Verunstaltung, auf Korrumpierung, auf Schändung der Schöpfung hinaus.

So ist auch das Spiel, das er spielt, trotz der tragischen Rolle, die ihm zukommt, nicht eigentlich dem Schauspieler, sondern eher dem Taschenspieler oder dem Falschspieler angemessen. Arthur Pfeiffer sagt in seiner Interpretation des „Demetrius“: „Er hält in keinem Falle und in keiner Hinsicht die Spielregeln ein. So kommt es zu einem der seltsamsten Spiele, die in einem Menschen und durch einen Menschen möglich sind, da durch dieses Spiel zwei verschiedene Naturen auf dem Spiele stehen: eine zugeschobene, nur vom Intellekt geforderte, und eine angeborene. Es handelt sich um ein Spiel, das schon nicht mehr unter abenteuerlichen Glücksrittern, sondern nur noch unter verrufenen, unheimlichen Partnern möglich ist.“

Seine höchste und dramatischste Steigerung findet dieses diabolisch unheimliche Spiel in jener Szene des Schauspieltorsos, in der Demetrius seiner Mutter gegenübertritt. Hier spielt er das verruchteste aller Spiele. Da die Anerkennung der Mutter über

sein Schicksal entscheidet, hängt alles von dieser Begegnung ab. Er weiß bereits um sein Betrügertum, daher kann er hier nicht wie vor der Menge durch die Güte und den angeborenen Adel seiner Art überzeugen. Er weiß auch, daß er, wo die Stimme des Blutes nicht spricht, nichts erzwingen kann. Und doch will er sie zwingen, indem er bittet: „Laß deines Willens freie Handlung sein, was die Natur, das Blut dir versagt. Ich fordere keine Heuchelei, keine Lüge von dir, ich fordere wahre Gefühle. Scheine du nicht meine Mutter, sei es, umfasse mich als deinen Sohn, lege dein Herz an meins, wage dein Schicksal an meines!"

Die Lüge verschmähend, fordert er eine noch schlimmere, die schlechthin schlimmste Lüge: „Er lügt", wie Pfeiffer es formuliert, „noch durch die Verleumdung der Lüge hindurch. Der Scheinende hüllt sich in einen neuen, schlimmeren Schein". Eine fürchterliche Dialektik kennzeichnet die Entwicklung der Szene. Mit den Worten: „Bin ich dein Sohn nicht, so bin ich der Zar, ich habe die Macht, ich habe das Glück", die eine für die von Hoffnungen beschwingte liebende Mutter furchtbare Forderung enthalten, bringt er die Zarin zu Tränen der Verzweiflung, die für ihn Erfüllung bedeuten: „O diese goldnen Tropfen sind mir willkommen. Laß sie fließen! Zeige dich so dem Volk!"

Wenn Demetrius vorher in der entscheidenden Begegnung mit dem Urheber seiner gefälschten Existenz gesagt hatte: „In eine Lüge bin ich befangen, zerfallen bin ich mit mir selbst, ich und die Wahrheit sind auf ewig geschieden", so zeigt die Begegnung mit der Mutter erst vollends, in welchem Maße diese Erkenntnis zutrifft. Pfeiffer hat recht, wenn er von der Szene, die den Überscheinenden, den im Schein Potenzierten am Ziel seiner Wünsche zeigt, abschließend sagt: „Wir kennen keine Stelle, die ähnliches Unmaß an seelischer und leiblicher Widersprüchlichkeit, an heilig tuender, frömmelnder Gebärde und Frevel wirkender Forderung, an entsagendem Verhalten und gieriger Verzückung in Verse bannt — gelte es den Willen zur Macht oder den Willen zur Liebe."

So verfällt gerade der „im Grunde genommen Gute" dem Bösen in seiner ärgsten Gestalt, der die Wahrheit Anstrebende der allerverruchtesten Lüge. Schon der junge Schiller hat diesen

nicht allein merkwürdigen, sondern recht eigentlich beklemmenden und tief bestürzenden Sachverhalt im „Wirtenbergischen Repertorium" mit den Worten umschrieben, die gräßlichsten Verbrecher seien weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften als vielmehr des zerrütteten Systems der guten. Und ist es nicht die gleiche Erkenntnis, die Solowjow zum Ausdruck bringt, wenn er seine im Grunde gar nicht eigentlich böse „Imitation des Guten" daran scheitern läßt, daß es ihm an nichts weiter gebricht als an „wirklicher Kraft"?

Wie Solowjow seine Erzählung, hat Schiller sein Drama auf dem Totenbett geschrieben. Im Angesicht des eigenen Todes hat er die unwirkliche, schon im Leben dem Tode verfallene Gestalt des Revenants beschworen und kraft seines dichterischen Genius den politischen zum geistigen Wiedergänger erhöht und ihn damit, ob auch unbewußt, in die unmittelbare Nähe des Antichrist gerückt. So können wir Schillers Demetrius weder besser noch tiefer deuten, als indem wir ihn wie letztlich auch Goethes Faust als eine Vision des Antichrist betrachten und damit als Gestaltung des größten — und allerdings auch geheimsten — aller Themen in der Geschichte des abendländischen als des christlichen Geistes.

Demetrius und Holofernes bei Hebbel

Wie Goethe der Faustthematik erst ihre besondere Tiefe gegeben hat, so Schiller dem Thema Demetrius. Doch hat es eine Geistesgeschichte der Faustgestalt auch schon vor Goethe gegeben, während das Demetriusthema von Schiller erst recht eigentlich entdeckt worden ist. Um so bemerkenswerter erscheint es, daß dieses von einem Einzelnen fast wie willkürlich herausgegriffene Thema auch nach Schiller immer neue Gestaltung gefunden hat. Offenbar war es die rätselhafte, dem einzelnen Dichter gar nicht immer bewußte Hintergründigkeit der Thematik, von der diese Anziehungskraft ausging.

Mehr als dreißigmal ist die Historie von dem wiedergängerischen Zarewitsch dramatisch behandelt worden — eine Zahl,

die etwa der der Faust-Dramen und der Antichristspiele, von denen wir ja nicht sämtlich Kunde haben, entsprechen mag. Goethe selbst hat nach Schillers Tode versucht, des Freundes Drama zu Ende zu dichten, wobei er freilich nicht weit gedieh. Hebbel hat einen ebenfalls unvollendet gebliebenen Demetrius geschrieben, und Heinrich Laube hat Schillers Fragment als wirkungsvolles Theaterstück vollendet. In neuerer Zeit hat dann Paul Ernst in seinem „Demetrios" das gleiche Thema in griechischer Umwelt spielen lassen. Auch hier ist es der Kern der Fabel, wie aus einem guten Menschen ein böser wird, der endlich an dem, was in ihm gut geblieben ist, scheitern muß; doch fehlt eben jenes Unheimliche des Wiedergängertums, von dem Schillers Dichtung bis in jede Zeile durchdrungen ist.

Auch Hebbels Demetrius ist mit dem Schillers nicht vergleichbar. Die Problemathik des Themas ist schon dadurch verflacht, daß Demetrius — ähnlich übrigens bei Paul Ernst — als natürlicher Zarensohn aufgefaßt ist. Gleichwohl ist die Themawahl symptomatisch für Hebbel als geistigen Typus und damit auch für einen bestimmten Abschnitt unserer Geistesgeschichte. Denn Hebbel war — darin wie auch in anderem der Fortsetzer Grabbes — selber ein schauspielerischer Mensch, in dessen Figuren sich viel von der Fragwürdigkeit seiner eigenen menschlichen und dichterischen Existenz spiegelt.

So ist Demetrius gleichsam ein Bruder jenes Königs Kandaules, der sein Glück aufs Spiel setzt, weil er seiner nicht froh werden kann, wenn es ihm nicht bestätigt wird, und sei es um den Preis der Frauenehre seines Weibes. Und er ist zugleich ein Bruder jenes Holofernes aus Hebbels Erstlingsdrama, der mit Ersatzgefühlen einen Übermenschen spielt, der wie die Heldin Judith selber nur den Willen zu einem übersteigerten Sein, nicht aber die Kraft zu einem solchen besitzt. Fechter nennt Holofernes, der verächtlich von „all den törichten Regungen des Mitleids, des Schauderns vor sich selbst" spricht, dafür aber dauernd und auf die ermüdendste Weise von sich und seiner Größe redet, „ein Barockgebilde aus Wortmuskeln ... dauernd an der Grenze, wo das gesteigert Grandiose ins Komische, zum mindesten ins Groteske umschlägt". Und nicht nur für Holofernes, und auch nicht für Hebbels Gestalten allein, sondern für

alle Träger und Vertreter einer bestimmten gerade auch in Demetrius gestaltgewordenen Art menschlicher Existenz schlechthin gilt Fechters Wort, daß sie „illegitim bis zum äußersten sind, Usurpatoren einer Macht, die ihnen fremd und beinahe unheimlich ist".

Wallenstein, Warbeck und Warwick

Wir werden dem Typus des Usurpators, der illegitim bis zum äußersten ist, noch in der Gestalt Wallensteins begegnen, nicht zuletzt auch wiederum nach Schillers genialer Interpretation. Offenbar hat die in diesem Typus zum Ausdruck kommende Dialektik von Macht und Gewalt eine besondere Anziehungskraft für Schiller gehabt, wie ja auch die Dialektik des Bösen ihn von Jugend auf beschäftigt hat — von dem noch in Schwarzweißmanier gezeichneten Brüderpaar Karl und Franz Moor bis zu Godunow und Demetrius.

Dafür, daß ihn der Typus des politischen Abenteurers besonders anzog und fesselte, sind nicht allein Wallenstein und Demetrius Zeugen. Auch dem Rienzo war er ja in seiner Jugend flüchtig begegnet. Vor allem aber hat er vor dem Demetrius schon die Figur eines anderen politischen Revenants als Gegenstand eines Dramas ins Auge gefaßt, die mit dem Demetrius überraschende Ähnlichkeit hat. Vor dem Wilhelm Tell arbeitete Schiller an einem Warbeck-Drama, das er Iffland noch 1803 zu liefern versprach. Die Arbeit am Tell hinderte ihn daran, sein Versprechen wahr zu machen, inzwischen aber entdeckte er den Demetrius-Stoff, der ihn noch ungleich stärker als Warbeck fesselte.

Trotzdem ist der Gedanke höchst reizvoll, Schiller als den Verfasser eines englischen Pseudo-Königsdramas in der unmittelbaren Nachbarschaft Shakespeares zu sehen. Denn Warbeck gehört als eine Art Nachzügler, noch zu jener greuelhaften Zeit der blutigen Rosenkriege, in der die meisten Königsdramen Shakespeares spielen. Er gab vor, der im Kerker ermordete Neffe jenes Königs Richard III. zu sein, mit dem der große Dichter und Menschenkenner das äußerste an menschlicher Bosheit und Gewalthaftigkeit gestaltet hat, das ihm vorstellbar schien.

Wir sahen, daß Schiller es mit Demetrius unternahm, eine, weil minder triebhaft, noch tiefer böse Erscheinung zu zeichnen. Man

darf bezweifeln, ob ihm dazu auch der Warbeck-Stoff die Möglichkeit geboten hätte. Denn Perkin Warbeck, der jahrelang in der Rolle des Prätendenten gegen den ersten Tudorkönig von England auftrat, von der dem Haus Plantagenet entstammenden Herzogin von Burgund feierlich anerkannt, vom schottischen König mit einer Verwandten der Stuarts vermählt und als Richard IV. an der britischen Küste gelandet, hat mehr Ähnlichkeit mit dem falschen Waldemar als mit Demetrius. Er soll der Sohn eines getauften Juden aus Tournay gewesen sein und wurde schließlich 1499 gefangen und, nachdem er vorher dem Volk ausgestellt worden war, im Alter von eben fünfundzwanzig Jahren im Tower an den Galgen geknüpft.

Auch hier wie in allen anderen Fällen war der politische Revenant die Begleiterscheinung einer mit dem Aussterben einer Dynastie verknüpften geschichtlichen Katastrophe. Denn mit Richard III. war nach dreihundertjähriger Herrschaft der Königsstamm der Plantagenets ausgestorben, dessen Zweige sich zuvor in den Rosenkriegen selber ausgerottet hatten. So war Warbeck auch nicht der einzige Revenant, der in den ersten Regierungsjahren Heinrich Tudors auftrat. Schon vor ihm hatte der Sohn eines Oxforder Bäckers namens Lambert Simnel die Rolle des ermordeten Richard von York zu spielen versucht, und als ihm das schlecht gelang, war er in einer noch fragwürdigeren Rolle, nämlich in der des noch lebenden Grafen Warwick aufgetreten, der als letzter überlebender Plantagenet-Sproß im Londoner Tower gefangen gehalten wurde. Der Paradoxie seines Vorgebens zum Trotz fand er, weil er seine Rolle offenbar ausgezeichnet spielte, so viel Anhang, daß er von den Großen Irlands als Eduard VI. zum König von England gekrönt wurde. Mit einem burgundischen Hilfskorps konnte er 1487 sogar in England einfallen. Hier wurde er aber vom Heer des Königs geschlagen und von diesem zur Strafe als Küchenjunge in seiner Hofküche angestellt.

Der junge Graf Warwick, dessen Rolle der Küchenjungenkönig eine Zeitlang so erfolgreich spielte, saß inzwischen und auch weiter im Tower, wo ihn schon als Knaben sein Oheim Richard III. hatte festsetzen lassen. Das Schicksal brachte ihn zuletzt mit seinem Pseudo-Vetter Warbeck in Verbindung, aber nur, um ihm wie jenem um so sicherer ein Ende zu bereiten. Gleichzeitig mit War-

beck wurde Warwick 1499 hingerichtet, jener als Betrüger durch den Strang, dieser als letzter Erbe eines Königshauses durch das Beil des Henkers. Schiller hat im Entwurf seines Warbeckdramas die Schicksale Warbecks und beider Warwicks, des echten wie des falschen, auf höchst erfindungsreiche Weise miteinander verknüpft, ohne daß er damit aber auch nur entfernt eine Problemstellung von der den „Demetrius" auszeichnenden Abgründigkeit erreicht hätte.

Pugatschew und der Petrinismus

In der Reihe der Revenants von Waldemar bis Warbeck ist der falsche Demetrius insofern eine Ausnahme, als er mit einem Reformprogramm nach Moskau kam, das dann allerdings in seinen Anfängen stecken blieb. Er ist darin eher mit Münzer oder Bockelson, unter den Wiedergängern am ehesten mit Dietrich Holzschuh, dem Ketzerkönig, zu vergleichen. So allein erklärt sich wohl der beispiellose Fanatismus, der in dem Aufstand gegen ihn zutage trat.

Die Reformen, die in dem knappen Jahr seiner Regierung nur eben bruchstückhaft begonnen wurden, hat ein Jahrhundert später der große Romanowzar Peter mit gewalttätiger Hand im großen durchgeführt. Er erschloß Rußland dem Westen und lieferte es ihm zugleich aus. Er kolonisierte Rußland mit westlichen Methoden und bewahrte es dadurch vor dem Schicksal, wie andere Erdteile selber eine Kolonie des europäischen Westens zu werden.

Aber die Widerstände gegen alle überfremdenden Neuerungen, die unter Demetrius zu einer explosionsartigen Entladung geführt hatten, blieben auch unter ihm und seinen Nachfolgern lebendig, und wieder bedurfte es nur eines Dynastiewechsels unter allerdings besonders tumultuarischen Umständen, um das unterirdisch schwelende Feuer zum Aufflammen zu bringen.

1762 war mit Peters des Großen Tochter, der Zarin Elisabeth, das Haus Romanow ausgestorben und mit ihrem Neffen Peter III. das holsteinische Haus Gottorp zur Herrschaft gelangt. Zar Peter wurde noch im Jahre seiner Thronbesteigung durch adlige Verschwörer ermordet, worauf Katharina die Große, seine Gemahlin,

das Reformwerk des großen Zaren fortführte. Und als sich in den Jahren nach dem Thronwechsel Mißvergnügte um den noch jugendlichen ehemaligen Zaren Iwan VI. scharten, den Elisabeth abgesetzt und in der Schlüsselburg gefangen gehalten hatte, mußte dieser mit vierundzwanzig Jahren ein Demetrius-Schicksal erleiden, indem er von Offizieren der Kaiserin ermordet wurde.

Neun Jahre später brach in Südrußland der Pugatschew-Aufstand aus. Der Abenteurer Jemelman Pugatschew, Kosake von Abkunft, aber mit einer bunten und wechselreichen Vergangenheit, die ihn auch nach Polen und noch weiter in den Westen geführt hatte, trat 1773 mit dem Anspruch auf, der ermordete Zar Peter III. zu sein. Er ließ im Namen des Zaren, dem er ähnlich sah, Manifeste verteilen und gewann auf diese Weise einen rasch wachsenden Anhang. Tatarenstämme des Südural, Kosaken und ehemalige Soldaten scharten sich um ihn, der sich als ein begabter Organisator erwies, auch strenge Disziplin unter seinen Truppen einführte. Im November 1773 konnte er trotz zäher Verteidigung die Festung Orenburg erobern und war nun bereits Herr einer ganzen russischen Landschaft.

Obwohl er weiter im Namen des Zaren oder vielmehr selber als Zar zu regieren vorgab, scheute er vor grausamen Späßen nicht zurück. Er pflegte seinen kaiserlichen Thron unter dem Galgen zu errichten, den er in Massen mit Opfern versorgte. Und wie Bockelson seine Anhänger zu Herzögen ernannte, so gab Pugatschew den seinen die Namen und Titel zaristischer Würdenträger. So gab es in seinem Lager wie in Moskau einen Grafen Orlow und einen Grafen Woronzow, einen Grafen Panin und einen Grafen Tschernitschew.

Die den Aufrührern entgegengeschickten Truppen konnten nur wenig ausrichten. Zeitweilige Erfolge wurden durch schlimme Rückschläge zunichte gemacht, und im August 1774 gelang es Pugatschew, Saratow zu stürmen und damit fast das gesamte Wolgagebiet seinem Machtgebot zu unterwerfen. Er konnte schon den Plan fassen, auf Moskau zu marschieren, als es endlich einem Heer unter General Suworow, der später in den italienischen Feldzügen gegen Napoleon Ruhm ernten sollte, gelang, die Hauptmacht der Aufrührer zu zerschlagen und sich auch Pugatschews selber zu bemächtigen, der nun ein schreckliches Ende fand.

Der merkwürdige Mann, der das ganze Riesenreich vor seiner Gewalt hatte erzittern lassen, wurde in Ketten gelegt und in einen Tierkäfig gesperrt, in dem man ihn auf dem Wege nach Moskau in allen Städten und Dörfern dem Volk, das bis noch vor kurzem zu ihm gehalten hatte, wie ein Wundertier zeigte. Auch in Moskau wurde sein Käfig zwei Monate lang öffentlich ausgestellt, damit sich jedermann überzeuge, daß er nicht Zar Peter, sondern der Kosak Pugatschew war. Endlich in Januar 1775 wurde er geköpft, seine Leiche verbrannt und die Asche in alle Winde verstreut. Die Liquidierung des Aufstandes selber aber nahm noch viele Monate in Anspruch.

Rienzo Kerenski

Die Auseinandersetzung mit dem Westen, die Frage, ob Kolonie des Westens oder eigenständige Macht, ist bis heute die Schicksalsfrage Rußlands geblieben, auch nachdem mit der Revolution Lenins die eigentliche Entscheidung über diese Frage gefallen ist. Aber an der Grenzscheide zweier Zeitalter stand in der russischen Geschichte noch einmal die Figur eines Massenverführers auf, diesmal nicht in der Gestalt eines Revenants, und doch im Grunde auch er nur als ein letzter Wiedergänger Grischka Otrepjews.

Wie einst Rienzo im Rom des späten Mittelalters, so trat 1917 im Rußland der Revolution der sechsunddreißigjährige Rechtsanwalt Kerenski im Gewande des Volkstribunen auf. Mit rauschenden Phrasen und leeren Deklamationen wußte er, den seine Zeitgenossen den „Oberüberredner" nannten, sich in einer Übergangsphase der Revolution der Gewalt über das fieberzerrüttete Rußland zu bemächtigen.

Ein wenig länger als Rienzo und etwas kürzer als Robespierre, jener andere revolutionäre Advokat, hat er die Macht innegehabt. Als die Revolution im März 1917 ausbrach, machte sie ihn zum Justizminister und Vizepräsident der provisorischen Regierung. Zwei Monate später, im Mai wurde er als Kriegsminister Rußlands mächtigster Mann, und als Fürst Lwow im

Juli, wiederum zwei Monate später, nach der ersten Erhebung der Bolschewisten zurücktrat, übernahm er als Ministerpräsident die Führung des Staates. Aber wiederum zwei Monate danach warf ihm im September der Putsch des Generals Kornilow, obwohl er scheiterte, alle Karten über den Haufen, und als nach aber zwei Monaten Lenin im November erneut nach der Macht griff, blieb ihm keine weitere Möglichkeit mehr als die Flucht.

Wenn man Kerenskis Erinnerungen liest, so kann man nur schwer begreifen, warum und woran er eigentlich gescheitert ist. Denn nach seiner Meinung ließ sich alles auf das günstigste an. So konsequent, wie sich sein Aufstieg von einer Machtstellung zur anderen vollzog, schien sich auch die Revolution zu entwickeln. „Ein göttlicher Geist, eine überirdische Ekstase hatte sich auf das Land herabgelassen", schrieb er in einem ersten Kapitel seines Buches, und von diesem Geist der Ekstase war auch seine Politik bestimmt, die dann an der Wirklichkeit so grausam und unerbittlich scheiterte.

Denn dieser Advokat war bei aller taktischen Geschicklichkeit alles andere als ein politischer Realist. Während das ermüdete und ausgeblutete Volk nach Frieden verlangte, suchte er mit unzulänglichen Mitteln neue Kriegsbegeisterung in ihm zu wecken. Während die Randvölker des Zarenreiches ihre Unabhängigkeit erstrebten, jagte er phantastischen imperialistischen Träumen nach. Noch kurz vor dem Zusammenbruch seines Regimes dachte er an einen siegreichen Sonderfrieden mit Österreich und der Türkei, der Rußland die Herrschaft über die Dardanellen bringen sollte: „Der Ausgang zum Mittelmeer hätte auf diese Weise Rußland offen gestanden . . . Rußland stand knapp vor seinem größten Sieg."

Aber als er noch mit solchen Wahnideen tändelte, war seine Zeit doch schon erfüllt, und so wurde er endlich von den Wogen der gleichen Revolution, die ihn so hoch getragen hatten, fortgeschwemmt und verschlungen.

WALLENSTEIN

USURPATOR OHNE POTENZ

DAS lateinische Wort usurpieren heißt zu deutsch: widerrechtlich an sich bringen. So liegt dem Namen des Usurpators die Vorstellung des Rechtsbruches, zumindest der Rechtsverletzung zugrunde.

Eine Usurpation ist eine Machtergreifung, der die rechtlichen, die legitimen Voraussetzungen fehlen. Und ein Usurpator ist ein bloßer Machthaber oder besser: ein Gewalthaber, wenn wir die Macht als die rechtlich und sittlich fundierte Gewalt ansprechen.

Jede Usurpation vollzieht sich also im Gegensatz zur Legitimität, sei es durch Revolution, Bürgerkrieg, Putsch, Staatsstreich oder Pronunziamento. Sie setzt Gewalt an die Stelle von Recht, das ja der Gewalt nicht unmittelbar entgegen ist, denn auch das Recht soll ja walten und bedarf dazu der Gewalt. So kann die Gewalt eines Usurpators auch nachträglich zu Recht und zu rechtbegründeter Macht werden, die Usurpation kann ihre Legitimation erhalten, wenn sie sich vor der Geschichte als Stifterin neuer Ordnung erweist. Nicht nur die großen Revolutionen haben daher ihr Recht, sondern fast jeder Dynastiewechsel der Geschichte ist ja mit einer Usurpation, wenn nicht sogar mit einer ganzen Folge von Usurpationen verknüpft.

Die Problematik der Usurpation beginnt erst dort, wo sie der sittlichen oder natürlichen Legitimierung ermangelt, wo sie nicht an die Stelle einer überalterten, nichts als legitimen eine revolutionäre neue Ordnung setzt, sondern vor dieser Aufgabe versagt und das Chaos stiftet.

„Macht braucht kein Herz", läßt Schiller seinen Demetrius sagen und zeichnet ihn damit als einen Menschen, der das innerste Wesen der Macht verkennt. Denn alle echte Macht lebt ja aus dem Herzen. Was wäre alle irdische Herrschaft ohne jene aus der Wesensmitte des Menschen gespeiste Kraft, jene geheim-

nisvolle Potenz, die Gewalt in Macht umschafft? Der Herrscher ohne Herz, das ist der Usurpator schlechthin, der Usurpator ohne Potenz, der die eigentlichen bösen Mächte, die Dämonen der Unterwelt entfesselt.

Ottokar oder Napoleon

Als Urtypus des Usurpators gilt — nicht durchaus zu Recht, wie wir sehen werden — Napoleon. Es ist vermutet worden, Schiller habe seinen Demetrius, durch die analogischen Züge eines Usurpatorenschicksals angesprochen, auf Napoleon bezogen. Dann wäre der erstaunliche Sachverhalt zu verzeichnen, daß Schiller sich als politischer Prophet erwies, indem er Napoleons Zug nach Moskau mitsamt seinem katastrophalen Ende vorwegsah.

In ähnlicher, aber viel zielbewußterer Weise ist Grillparzers „Ottokar" auf Napoleon bezogen. Der Dichter hat es selbst ausgesprochen, daß ihn an der Gestalt des mittelalterlichen Böhmenkönigs ihre napoleonischen Züge interessierten, und in der Tat bringt sein Schauspiel eine gültige Gestaltung jenes Typus des Herrschaftsgründers ohne Ordnungsbild, des Usurpators ohne Potenz, des Imperialisten ohne Idee.

Viel deutlicher und handgreiflicher aber als zu Napoleon ist die Beziehung sowohl des grillparzerschen als auch vor allem des geschichtlichen Ottokar zu einer anderen usurpatorischen Gestalt, zu Wallenstein, der den König über ein Dritteljahrtausend hinweg sogar zu seinen Blutsahnen zählt. Wenn wir Ottokar auf Wallenstein oder vielmehr Wallenstein auf Ottokar beziehen, können wir auch den Typus des Usurpators bis in jene Krisenzeit nach dem Untergang des Stauferhauses zurückverfolgen, in der wir dem historischen Urbild des Rattenfängers und den ersten der politischen Revenants begegnet sind. Denn König Ottokar, der den Südosten von Böhmen bis nach Steiermark beherrschte und im Norden Kreuzzüge gegen die heidnischen Preußen führte, richtete sein Gegenreich während des Interregnums auf, das dem Ende der Staufer folgte und mußte wie Dietrich Holzschuh, der Messiaskönig vom Niederrhein, durch ein Heer Rudolf von Habsburgs besiegt und seiner Macht beraubt werden.

Aber Ottokar war immerhin ein König, und wenn auch die Krone durchaus nicht immer vor dem Usurpatorenschicksal bewahrt, so setzt der eigentliche Usurpator, der ohne Herz und Potenz, ohne die Fähigkeit, Gewalt zu Macht zu sublimieren, doch tiefere geistige und soziale Erschütterungen voraus, als sie das Böhmen jener Interregnumsjahre erlebt hat.

Doch sollte gerade Böhmen nicht allzuviel später zum besonderen Schauplatz derartiger Erschütterungen werden. Als im Süden Rienzo und im Norden der falsche Waldemar auftraten und der Westen durch Etienne Marcell und die Jacquerie aufgewühlt wurde, erlebte Böhmen allerdings unter dem Luxemburger, der es zum Mittelpunkt seines Reiches machte, eine geschichtliche Blüte ohnegleichen, die im Zeichen der frühen Renaissance stand. Aber bereits der nächste Stoß des sozialen Erdbebens, das dem Vordringen der Renaissance parallel ging, der Aufwand Wat Tylers in England, blieb nicht ohne Nachwehen im böhmischen Raum.

Diese waren zunächst mehr geistiger Art. Wat Tyler war unmittelbarer Zeitgenosse des englischen Vorreformators John Wiclef, und sein Aufstand ging so weitgehend mit der wiclefitischen Bewegung überein, daß deren reformatorisches Anliegen dem Königtum damit verdächtig wurde. Von Wiclef aber führt eine direkte Linie zu dem böhmischen Magister Jan Huß, der ganz unmittelbar an den Engländer angeknüpft hat.

Huß, dessen Lehre später auf viele deutsche Schwarmgeister vom Pfeiferhans Böhm bis Thomas Münzer so verhängnisvoll eingewirkt hat, war selber von durchaus anderer Art. Er war kein Schönredner und Rattenfänger, sondern ein echter glühender Revolutionär, eher einer Gestalt wie Savonarola oder später Calvin und Cromwell vergleichbar. Er war wie diese ein Puritaner und Theokrat und hat insofern auch mit Luther nicht mehr, sondern eher weniger als dieser mit Calvin gemein. So haben sich auch die vom Hussitismus herkommenden böhmischen Brüder später weit überwiegend statt zur benachbarten lutherischen zur reformierten Konfession des Protestantismus bekannt und blieben damit dem Geiste Wiclefs bis in die Zeiten seines Landsmannes Cromwell treu.

Im böhmischen Raume selber und seinem Umkreis aber wirkte sich der Hussitismus als eine der umstürzendsten und zerstörerischsten Revolutionen aus, die das Abendland je erlebt hat. Ein Glaubensfanatismus ohnegleichen beseelte die hussitischen Kämpfer und ließ ihre Heere weit über die Grenzen des eigenen Landes hinaus sagenhafte Siege erringen. Der Einbruch der Renaissance ins böhmische Herzland Europas hatte hier in Aktion und Reaktion Urinstinkte entfesselt, deren Ausbrüchen die Zeitgenossen beinahe fassungslos gegenüberstanden.

Nicht allein die fast zwei Jahrzehnte der Hussitenkriege zählen hier, denn das angefachte Feuer schwelte auch nach deren Ende unterirdisch weiter. Noch ein Halbjahrhundert nach Huß erstand daraus das Königtum Georg Podiebrads, der, obzwar ein „Ketzerkönig", doch weder ein Holzschuh noch ein Bockelson war, sondern, eher Ottokar vergleichbar, der mächtigste Fürst in Mitteleuropa, der sogar die deutsche Kaiserkrone anstreben konnte und den Kreuzzügen, die die Kirche gegen ihn predigen ließ, tapferen Widerstand entgegensetzte.

Zwei Jahrhunderte hat die Revolution des Hussitismus überdauert, um schließlich in jene Katastrophe auszumünden, mit der der deutsche Dreißigjährige Krieg begann. Noch einmal mußten die Wogen der Renaissance — diesmal gemeinsam mit denen der lutherischen Reformation — den Raum Böhmens überfluten, ehe die Entscheidung über das Schicksal des Landes ausgefochten werden konnte.

Zweihundert Jahre nach Hussens Tod auf dem Scheiterhaufen und hundert Jahre nach Luthers Thesenanschlag erfolgte jener Fenstersturz zu Prag, mit dem nicht nur der deutsche Krieg von dreißig Jahren, sondern zugleich auch der letzte Abschnitt der böhmischen Revolution beginnen sollte. Schon zwei Jahre später war er mit der katastrophalen Niederlage der böhmischen Stände in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag beendet. Der Tag dieser Katastrophe aber, die das Geschick des Hussitismus für alle Zeiten besiegelte, der 8. November 1620, war der „Brumaire" des böhmischen Edelmannes Albrecht von Waldstein, der in der Geschichte Wallenstein heißt.

Geschäftemacher, die Geschichte machen

Der tschechische Historiker Pekarsch, der das grundlegende Werk über Wallenstein geschrieben hat, begreift diesen in seiner abschließenden Charakteristik in der Hauptsache aus den geistigen und seelischen Voraussetzungen der Renaissance. Er nennt Wallenstein einen Sohn jenes Teiles der damaligen böhmischen Gesellschaft, der im Körper des Volkes ein Symptom des Verfalls und der Verderbnis bedeutet: „Das ungezügelte Streben nach Macht, Reichtum und Größe, das auch auf unserem Boden als ein Ausklingen des Renaissancegeistes aufzufassen ist, trieb in ihm seine hervorragendste Blüte." Und entsprechend ordnet er Wallenstein in die Reihen jener Gesellschaftsschichten ein, „deren Schicksale in großen dramatischen Kämpfen und abschließenden Katastrophen bestehen und an die Erscheinungen der italienischen Renaissance gemahnen, als ob die Welt der Borgias mit all ihren Leidenschaften in dem nüchternen Nordland wiedergeboren worden wäre".

Pekarsch sieht Wallenstein in unmittelbarer Nachbarschaft der italienischen „Kondottiere- und Raubtiernaturen" und sagt damit zweifellos sehr wesentliches über ihn aus, ohne Wallensteins Wesen damit erschöpfend charakterisieren zu wollen. Die Kondottieri der italienischen Renaissance, die als Geschäftemacher mehr oder minder große Geschichte machten, waren nicht allein die Vorbilder Wallensteins, er hat sie in mancher Hinsicht selber noch übertroffen und in den Schatten gestellt.

Ranke hat diese Seite der Wirksamkeit Wallensteins besonders treffend geschildert, indem er vom finanziellen Charakter der Zusammensetzung der Armeen seiner Zeit spricht: „Die Obersten bildeten eine Korporation von Staatsgläubigern, an deren Spitze der General stand, der die größten Auslagen gemacht hatte und als der Unternehmer, der Impresario des Krieges erschien." Wallensteins Armeen hatten mehr als andere seiner Zeit diesen Charakter, denn die Armee Gustav Adolfs war zu Anfang noch ein ausgesprochenes Bauernheer, und auch das auf Treue gegründete Landsknechtstum lebte noch in manchen Ausläufern fort. Aber das Unternehmerheer Wallensteins, das durch die Aussicht auf eine ungeheure Beute zusammengehalten wurde, bildete den damals moderneren Typus.

Dieses Heerführertum aber gehört erst einem späteren Stadium der Laufbahn Wallensteins an. Er hat schon weit früher Geschäfte gemacht, ehe er als General auch Geschichte zu machen begann. Es ist immer wieder als auf eine höchst merkwürdige Tatsache darauf hingewiesen worden, daß der später berühmte Feldherr an der Schlacht am Weißen Berge nicht teilgenommen hat, obwohl er bereits damals dreifacher Oberst und Inhaber kaiserlicher Regimenter war. Er war auch keineswegs ohne Anteil an den Zeitereignissen, nur hat er sich noch auf wirtschaftliche Betätigung beschränkt und für die Ausrüstung der Truppen gesorgt, die die entscheidenden Schlachten schlugen. Damals begann Wallenstein jene Rüstungsindustrie aufzubauen, die später, mit geradezu planwirtschaftlichen Methoden fortgeführt, sein Fürstentum Friedland zu einer bemerkenswerten Wirtschaftsblüte im allgemeinen Niedergang bringen sollte.

Die Katastrophe Böhmens am Weißen Berge wurde in dieser Hinsicht für Wallenstein zu einer Durchbruchs- und Entscheidungsschlacht. Wie kein Zweiter wußte er aus dem Elend und der Not, die im Gefolge dieser Katastrophe auftrat, Gewinn zu ziehen. Hatte er vorher keine Auslage gescheut, die den Erfolg des Krieges beschleunigen konnte, so ließ er sich nun auf die skrupelloseste Weise entschädigen. In unvorstellbaren Massen wurden die Güter der rebellischen böhmischen Adligen enteignet, und Wallenstein wußte die Chance des Augenblicks so rücksichtslos zu nutzen, daß er sich in kurzer Zeit ein ganzes Territorialfürstentum zusammengekauft hatte. Er war nicht nur ein Kriegsgewinnler in einem bis dahin nicht bekannten Ausmaß, er schuf auch und verkörperte zugleich den neuen Typus eines Revolutionsgewinnlers.

Und noch etwas kam hinzu, um Wallenstein im Endergebnis zu einem der reichsten Männer seiner Zeit zu machen, der imstande war, dem Kaiser die Summe von insgesamt acht Millionen Gulden auszuleihen oder für Kriegsaufgaben auszulegen: auch aus der Münzverschlechterung des Jahres 1622 konnte er riesenhafte Gewinne ziehen, so daß er sich uns auch im Bilde des Inflationsgewinnlers darstellt. Als Silberlieferant an das Prager Münzkonsortium konnte er die Erwerbung vieler Güter, deren Wert durch das Überangebot ohnehin tief gesunken war, mit Hilfe von „gestreckter Münze" finanzieren. Es ist ihm vielfach sogar der

Vorwurf der offenen Münzfälschung gemacht worden, aber vielleicht ist für ihn und seinen Typus die Betätigung als „Münzstrecker" noch charakteristischer als es die als Falschmünzer wäre: statt offen zu lügen, sagt er lieber eine halbe, eine „gestreckte" Wahrheit. So ist es lediglich die nüchterne Feststellung einer klaren Tatsache, wenn Pekarsch über diesen Startabschnitt von Wallensteins Lauf- und Lebensbahn urteilt, er habe sich mit der moralischen Bedenkenlosigkeit eines rücksichtslosen Karrieremachers im freibeuterischen Milieu der Umsturzepoche nach der Schlacht am Weißen Berge bewegt.

Edelmann — Pfalzgraf — Herzog

Wallenstein ist ein Altersgenosse des Demetrius, obwohl er seine Laufbahn erst begann, als dieser sie — auch in Gestalt seines Wiedergängers Otrepjew — bereits abgeschlossen hatte. Wallenstein ist 1583, Demetrius — der echte — 1582 geboren.

In seinen jungen Jahren machte der einer verarmten böhmischen Adelsfamilie entsprossene „baro a Valsteyn", der schon als Kind beide Eltern verloren hatte, nur dadurch von sich reden, daß er 1600 wegen Lästerung der Dreifaltigkeit von der Altdorfer Universität das consilium abeundi erhielt. Glaubensfragen haben ihn aber anscheinend schon damals nicht bewegt, denn wenige Jahre später trat er, der von Vaters wie von Mutters Seite her alten hussitischen Familien zugehörte, seiner gesamten protestantischen Verwandtschaft zum Trotz zum Katholizismus als der machtvolleren Religion über.

Ebenso nüchtern, wenn nicht kaltherzig, waren die Voraussetzungen, die ihn zu seiner ersten Heirat bestimmten, durch die sich der eben Fünfundzwanzigjährige an die ältliche, aber dafür um so begütertere Witwe eines mährischen Adligen band. Diese starb bereits nach fünfjähriger Ehe und hinterließ dem noch immer sehr jugendlichen Gemahl ihr gesamtes umfangreiches Erbe, das dem ehrgeizigen Edelmann erlaubte, im Stil der Zeit als glanzvoller Kavalier aufzutreten. Schon in seinen Jünglingsjahren also begegnet uns in Wallenstein ein jeder Gefühlsregung barer, allein auf seine Karriere und auf seinen Nutzen bedachter Erfolgsmensch.

Als die Entwicklung dann in Böhmen nach dem Prager Fenstersturz einer Entscheidung zustrebte, konnte sein Platz daher nicht an der Seite der Rebellen sein, die sich über die letztlich doch ausschlaggebende Macht des Kaisers verhängnisvollen Täuschungen hingaben. Er vertrat entschlossen die Partei Ferdinands und machte sich diesem dadurch wert, daß er als Oberst der mährischen Stände, als die Wirren auf Mähren übergriffen, deren Kriegskasse unterschlug und dem Kaiser überbrachte, ohne sich dadurch beeindrucken zu lassen, daß seine Standesgenossen ihn wegen dieser Tat als ehrlos und schurkenhaft verfemten.

Die Schlacht am Weißen Berge bildetete dann den großen Wendepunkt in Wallensteins Leben. War der von Haus aus so wenig bemittelte kleine böhmische Edelmann bis dahin zwar stetig, doch nur langsam aufgestiegen, so nahmen seine Erfolge jetzt erstaunliche, ja geradezu märchenhafte Ausmaße an. Fast jedes Jahr nach dem Weißen Berg brachte ihm eine neue Rangerhöhung und Machterweiterung.

1622 erhielt er Friedland in Nordböhmen, von dem er von da an den Namen führte, als eine in sich geschlossene Herrschaft und dazu den Titel eines Pfalzgrafen, der ihm unter anderem das Recht gab, den Adel zu erteilen. 1623 wurde ihm vom Kaiser der Fürstentitel verliehen, wobei das friedländische Territorium allerdings noch im Range einer einfachen Herrschaft verblieb. Umso bemerkenswerter war es, daß der Kaiser die Herrschaft Friedland, die ein Teil seines böhmischen Erb- und Kronlandes war, 1624 zu einem „absonderlichen" Fürstentum erhob. 1625 aber machte er seinen böhmischen Lehnsmann, der sich ihm durch die Beschaffung von Geldmitteln und Kriegsmaterial immer unentbehrlicher zu machen gewußt hatte, sogar zum Herzog von Friedland und gab ihm damit den höchsten aller überhaupt verfügbaren Titel.

Damit aber war der Aufstieg Wallensteins noch keineswegs beendet. Er trat vielmehr in eine neue, noch glänzendere Phase, denn der „Friedländer" stellte jetzt im Auftrage seines Herrschers eine mächtige kaiserliche Armee auf und wurde 1626 als deren oberster Kommandierender zum „General über alles Volk" ernannt.

Die Siege, die er in dieser Stellung für den Kaiser erfocht, brachten ihm als neue Beute 1627 das alte piastische Herzogtum Sagan in

Schlesien ein. 1628 aber wurde ihm als Belohnung für den Siegeszug, der ihn bei der Verfolgung der Dänen bis an die Nordspitze von Jütland geführt hatte, mit Mecklenburg sogar ein reichsunmittelbares Herzogtum zuteil, und zugleich wurde er in diesem Jahre zum „Generalobersten Feldhauptmann" sowie zum „General des Ozeanischen und Baltischen Meeres" — in unserer Sprache: zum Admiral der Nord- und Ostsee — erhoben. Sogar die Möglichkeit, den siegreichen Feldherrn zum lehnsabhängigen König eines verkleinerten Dänemark zu machen, soll nach Ranke damals erwogen worden sein.

So wuchsen nun seine Pläne erst ganz ins Phantastische. Während er noch im Norden Krieg führte, sprach er, als der Papst sich kaiserlichen Plänen ungeneigt zeigte, drohend von der Möglichkeit einer Plünderung Roms. Und bis in Einzelheiten entwarf er damals den Plan eines großartigen Kreuzzuges gegen die Türken, dessen geringstes Ziel die Eroberung von Konstantinopel sein sollte. Die für jene Zeit ungeheure Summe von sieben Millionen Talern wollte er zu diesem Zweck auf eigene Hand aufbringen. Auch sehr eigenartige Pläne, die auf die Schaffung einer Militäraristokratie hinausliefen, strebte er unverhohlen an. Tilly und Pappenheim sollten mit den Ländern der braunschweigischen Herzöge dotiert und in den Rang von Reichsfürsten erhoben werden.

Während aber Wallenstein so ins Blaue hinein plante, hatte er schon längst den Gipfelpunkt des für ihn Möglichen erreicht, wenn nicht bereits überschritten. Denn die Entsetzung der Herzöge von Mecklenburg zugunsten des siegreichen Heerführers war ein ausgesprochen rechtswidriger Akt, der den Widerstand der anderen Reichsfürsten herausfordern mußte und auch herausforderte. Die Fürsten fürchteten, gewiß nicht zu Unrecht, daß eine weitere Ausbreitung der Macht Wallensteins, die lawinenartig zugenommen hatte, schließlich im Reich zu einem Umsturz und einer sozialen Katastrophe ähnlich der böhmischen nach der Schlacht am Weißen Berge führen müßte. So war es nicht mehr als ein Akt der Notwehr, wenn sie unter der Führung Maximilians von Bayern die ihnen noch verbliebenen Reste ihrer eigenen Machtstellung benutzten, um Wallenstein aus der seinen zu verdrängen, wie es 1630 auf dem Reichstag zu Regensburg geschah.

Kurfürst — König — Kaiser?

Waren Wallensteins Pläne schon gegen Ende seines ersten Generalrats ins Unwirkliche und Abenteuerliche gewuchert, so war nach seiner Absetzung ihrer Phantastik überhaupt keine Grenze mehr gesetzt. Vom Kaiser, wie er meinte, im Stich gelassen, fühlte er sich jeder Treueverpflichtung gegen ihn enthoben und konspitierte nun in wechselnden Richtungen auf die ungehemmteste Weise.

Er hatte nie auch nur mit der Möglichkeit gerechnet, daß man ihn, den mächtigsten Mann des Reiches, absetzen könnte, daher war er von dem nüchternen Vollzug dieser Absetzung bis ins Innerste getroffen. Zu seinem glühenden Ehrgeiz war eine nicht minder glühende Rachsucht in ihm geweckt, und so saß er in seiner friedländischen Hauptstadt Gitschin, die er zur prunkvollen Residenz ausbauen ließ, wie eine Spinne im Netz, jeden Augenblick bereit, sich auf ein Opfer seiner intriganten Pläne zu stürzen.

Ziel und Gegenstand seiner Umtriebe war zunächst Gustav Adolf, der eben seinen Siegeszug durch Deutschland begann. Der schwedische König ging auch zunächst auf Wallensteins Angebote ein und stellte ihm die Würde eines böhmischen Vizekönigs in Aussicht, wenn er sich ihm als Heerführer unterstellte. Doch begann er ihm bald zu mißtrauen und hielt ihn schließlich durch Scheinangebote nur noch hin. Ähnlich verfuhr der sächsische Feldmarschall von Arnim, dem Wallenstein sein besonderes Vertrauen schenkte. Doch waren dessen Zielsetzungen, die auf ein Erstarken des Reiches gerichtet waren, so ganz anderer Art als die Pläne Wallensteins, die ausschließlich um seine Person kreisten, daß auch hier ein Ergebnis nicht erwartet werden konnte.

So blieb Wallenstein keine Wahl, als ihm nach Tillys Niederlage bei Breitenfeld von neuem der Oberbefehl über eine kaiserliche Armee angeboten wurde. Wollte er nicht ganz aus dem Spiel geraten, mußte er annehmen. Doch war er, als er 1632 sein Generalat antrat, von vornherein entschlossen, das ihm anvertraute Machtinstrument zu seinen eigenen Zwecken zu nutzen, sobald sich dazu eine taugliche Gelegenheit böte. Und so begann er jenes düstere Spiel mit dem Verrat, das er mit ständig wechselndem Erfolg

zwei Jahre hindurch getrieben hat, einmal stärker zu den deutschen Protestanten, ein andermal zu den Franzosen, wieder ein anderes Mal mehr zu den Schweden neigend. Immer wieder scheinen die Verhandlungen bis zum entscheidenden Punkte gediehen, da schreckt er im letzten Augenblick vor der Schwere des Entschlusses zurück.

Einer nach dem anderen seiner geheimen Vertragskontrahenten setzt erst Hoffnungen auf ihn, läßt sich auch trotz aller Langwierigkeit auf Verhandlungen mit ihm ein, um sich aber endlich degoutiert von ihm abzuwenden, da beim besten Willen nicht festzustellen ist, auf welches Ziel der kaiserliche Generalissimus zusteuert.

Es werden ihm nacheinander die glänzendsten Angebote gemacht. Der schwedische Reichskanzler Oxenstierna bietet ihm die böhmische Königskrone an. Andere Pläne scheinen auf Kurpfalz und Württemberg mit Einschluß von Baden-Durlach gegangen zu sein, also auf ein mächtiges südwestdeutsches Kurfürstentum. Auch von Kursachsen oder Brandenburg und von einem Herzogtum Franken ist zeitweilig die Rede, während er selbst sich vom Kaiser die Restituierung in Mecklenburg ausbedungen und dafür als Pfandbesitz das schlesische Herzogtum Glogau erhalten hatte. Es gibt kaum ein deutsches Land, das in dieser Zeit nicht in Verbindung mit Wallensteins Ehrgeizplänen genannt worden wäre. Und als es endlich tatsächlich zum Abfall kam, lag diesem eine Abmachung mit dem französischen Gesandten Feuquières zugrunde, nach der der König von Frankreich deutscher Kaiser werden, Wallenstein aber als König von Böhmen zugleich die Würde eines Römischen Königs erhalten und damit sein designierter Nachfolger in der Kaiserwürde sein sollte.

Während sich des Kaisers Feldherr so in Königs- und Kaiserträumen wiegte, verblieb der Wiener Hof ihm gegenüber lange in erstaunlicher Arglosigkeit, obwohl Wallensteins Kriegführung mit ihrem planlosen Hin und Her, ihrem Zögern vor jedem, auch dem kleinsten zupackenden Schlag, schon längst hätte Mißtrauen wecken müssen.

Erst als gar kein Zweifel mehr darüber bestehen konnte, daß Wallenstein mit Plänen des Hochverrats umging, die dicht vor der Verwirklichung standen, ging der Kaiser zur tatkräftigen

Gegenaktion über, die nun allerdings auch das ganze arglistige Gespinst mit einem Schlag zerstörte und dem Mann, der dem Feind die ganze kaiserliche Armee zuzuführen versprochen hatte, nur ein kümmerliches Häuflein von tausend Mann beließ, das großenteils auch bereits zum Abfall entschlossen war.

So vollzog sich das Gericht über den Verräter mit der Naturnotwendigkeit, mit der ein Gewitter niedergeht. Er hatte sich nach allen Seiten zu sichern gedacht, nun brach von allen Seiten das Verhängnis herein. Kaum eine Woche war seit dem zweiten Pilsener Revers vergangen, mit dem der Feldherr, um seinen dem Kaiser gegebenen Eid brechen zu können, sich noch einmal des Treueides seiner Gefolgsleute vergewissert hatte, als er am 25. Februar 1634 mit jenen wenigen seiner Verschworenen, die zu sehr belastet waren, als daß sie ihn noch hätten verraten können, der Exekution seiner eigenen Offiziere verfiel.

Er hatte die Rolle des Rebellen spielen wollen, die allenfalls einem geborenen Fürsten zustand, nicht aber einem Manne, der seinen gesamten Aufstieg dem Kaiser dankte. Da er als Fürst nur eine Kreatur des Kaisers war, mußte die Empörung schon im Stadium des Planes zum Verrat umschlagen. Da er aber zu dem Spiel, das er so freventlich trieb, nicht einmal vollauf fähig war, sondern sich zunehmend in seinem eigenen Netze verstrickte, so wurde der betrogene Betrüger und verratene Verräter, der immer noch eine tragische Gestalt hätte sein können, zur beinahe grotesken Figur des überspielten Spielers, den wir kaum unseres Mitleids würdig finden.

„Reich" und „Friede" als Prätext vorgewendet

„Er hat allezeit den Prätext des Friedens vorgewendet", sagte später einer der intimsten Vertrauten Wallensteins, Franz Albrecht von Lauenburg, der mehrfach seinen Unterhändler mit der Gegenseite spielte. Und wie im zweiten Generalat der Gedanke des Friedens, so war im ersten die Idee des Reiches der Prätext oder Vorwand, hinter dem er seine unheilvollen Pläne verbarg. Denn es kann heute nach der minutiösen Erforschung auch

der kleinsten Strecke seiner Lebensbahn durch Pekarsch kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Politik Wallensteins nie irgendeiner Idee, sondern immer nur ihm selber, seinem Glanz und Geltungsdrang und schließlich seiner Rachsucht gedient hat. Aber er wußte sich nicht ohne Geschick von anderen gehegter Ideen und Gedanken als „Prätexte" zu bedienen, so geschickt, daß er noch jahrhundertelang im Rufe stand, ein „Herold des Reiches" und ein Vorkämpfer des Friedens" gewesen zu sein.

Daß er in seinem ersten Generalat dem Reich auf seine Weise diente, kann nicht bestritten werden. Als er nach seinem Sieg über Christian von Dänemark am Sunde stand, hatte er dem Kaisertum eine Machtstellung erkämpft, wie es sie seit dem Mittelalter höchstens zeitweilig unter Karl V. innegehabt hatte. Aber sein Vorkämpfertum reichte nur so weit, als die Interessen des Reiches mit seinen eigenen übereingingen.

Man kann diesen Sachverhalt an einer wenig beachteten Episode seiner Laufbahn deutlich machen. Solange er nur kaiserlicher Feldherr und böhmischer Lehnsfürst war, polemisierte er mit Schärfe gegen die Vorrechte der Landesfürsten, die die kaiserliche Autorität einschränkten. Kaum war er aber selber in Mecklenburg wirklicher regierender Reichsfürst geworden, als in seiner Haltung auch schon eine merkliche Änderung festzustellen war. Nun wurde auch er von dem Gedanken der „Libertät", von dem Streben nach Unabhängigkeit von der kaiserlichen und Reichsautorität erfaßt, und vielleicht hat er sogar hier bereits die erste Wendung zu jener Haltung des Empörers und Verräters vollzogen, die seine weitere Bahn bestimmen sollte.

Im zweiten Generalat war der Friede das entsprechende Losungswort, das er allen seinen Unterhandlungen zugrunde legte, obwohl mit Ausnahme von Kursachsen seine Verhandlungspartner gar nicht am Frieden interessiert waren, am wenigsten die Franzosen, mit denen er schließlich handelseinig wurde. Aber seine Partner wußten, daß auch Wallensteins Pläne gar nicht auf einen wirklichen Frieden gingen, sondern im Gegenteil auf die Entfesselung des Krieges erst in seiner ganzen Urgewalt. Er sprach nur deshalb vom Frieden, weil er den Krieg wollte, einen Krieg unter seiner Führung.

An der Spitze der vereinigten Armeen seiner Zeit wollte er, wie er in Gesprächen unter Vertrauten oft geäußert hat, sich am Kaiser für seine Demütigung rächen.

Nicht der Friede — die Rache ist das durchgängige Motiv aller Unterhandlungen und Pläne. Sich Böhmens zu bemächtigen, dann nach Österreich und Steiermark einzufallen und den Kaiser endlich — mit seinen Worten zu sprechen — nach Spanien zu jagen, darauf kam es ihm an und nicht auf die Verwirklichung überpersönlicher Ideen, die ihm nur Mittel zum Zweck sein konnten.

Aber da er nun einmal in ein Zeitalter der Glaubenskriege und Ideenkämpfe hineingeboren war, bedurfte er solcher Mittel. Er wußte, daß seine Person als Programm allenfalls seiner Soldateska genügen konnte.

Mit der Friedensidee aber glaubte er nach einem fünfzehnjährigen verheerenden Kriege das Unausdenkbare zuwege zu bringen: sie sollte ihm nicht nur den Abfall ermöglichen, sondern seinem Verrat sogar die Gloriole der rettenden Heilstat verleihen. So sollte auch die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen unter seiner Führung sich allmählich, wie auf natürlichem Wege vollziehen, damit sie — mit Pekarsch zu sprechen — nicht als unerhörter Verrat eines rachedurstigen Ehrgeizlings erscheine, sondern „als unabwendbare Notwendigkeit, hervorgegangen aus einem Konflikt mit dem Kaiser in Verfechtung der höchsten und idealsten Ziele, der Freiheit und Wohlfahrt des Reiches".

Gerade beim entscheidenden usurpatorischen Akt legte Wallenstein also alles darauf an, die Usurpation zu bemänteln, sich der Maske einer erheuchelten Legalität zu bedienen und die Legitimität der kaiserlichen Obergewalt durch eine gewaltige Ideenplanung sozusagen noch zu übertrumpfen. Er plante einen Akt der raffiniertesten Bosheit.

Aber dazu hätte es eines Usurpators von wahrhaft übermenschlichem Format bedurft, nicht eines bloßen Intriganten und Verschwörers, der wie Wallenstein schließlich in die selbstgestellte Falle lief.

Man fühlt sich bei der Betrachtung von Wallensteins Bahn an mehr als einer Stelle an das tiefe und treffende Wort erinnert, mit dem Rauschning Hitler charakterisiert hat: als einen „in seinen Instinkten tief sklavischen Menschen". Auch Wallenstein war in seinen tiefsten Instinkten ein sklavischer Mensch, „das gerade Gegenteil eines kühnen Waghalses" (Pekarsch), als den ihn eine romantisierende Geschichtsschreibung verzeichnet hat.

Seine Politik war auch kein planendes Bauen, sondern vielmehr fast ausschließlich ein Wahrnehmen von Gelegenheiten, wobei er aber auch in der Beurteilung dieser Gelegenheiten nur allzu oft versagte. Pekarsch nennt ihn einen „Zögerer, der die Entscheidungen auf die lange Bank schob, der ständig auf der Suche nach sichereren Gelegenheiten war und sich dabei die guten Gelegenheiten entgehen ließ". Er zweifelt sogar, wie es schon die Zeitgenossen taten, ob Wallensteins Geisteszustand normal gewesen sei, indem er vom kleinmütigen Schwanken eines nicht ganz normalen Geistes zwischen Anfällen wilder Energie und dem unbändigen Angstgefühl eines mangelnden Selbstvertrauens spricht. Und wenn er seinen „unpolitischen Mangel an Voraussicht" kennzeichnet, so möchte uns Wallenstein geradezu als der Typus und die Verkörperung des schlechthin unpolitischen Menschen erscheinen, der den krankhaften Drang hat, eben in der Politik eine Rolle zu spielen.

Auch sein merkwürdiger Sternenglaube gehört in diesen Zusammenhang. Daß ein glaubensloser Mensch sich dem Aberglauben in die Arme wirft, ist kein ungewöhnlicher Vorgang. Und daß ein Mann, dem das Leben ungewöhnliche Erfolge bescherte, an seinen Stern zu glauben beginnt, ist durchaus noch verständlich und begreiflich. Die Rolle jedoch, die die Astrologie bei den Entschlüssen Wallensteins spielte, übersteigt jedes Maß und zeigt erst vollends, wie tief sklavischer Natur er war. So selbstherrlich er sich gebärdete und so sehr er in der Tat von einem maßlosen Eigendünkel besessen war, im Grunde seines Wesens war er doch hilflos und unsicher und bedurfte der äußeren Antriebe, der Gelegenheiten, die ihm die Vorsehung zu bieten schien, um überhaupt handeln zu können. Nicht zuletzt auf den Einfluß der

wechselnden Sternkonstellationen ist es zurückzuführen, wenn der Mann, der so glanzvoll begann, am Ende vor der schwindelnden Kühnheit der eigenen Pläne Furcht zu empfinden schien und, „in Angst und Unschlüssigkeit hin und her schwankend, nicht wußte, was er beginnen sollte".

„Von Größenwahnsplänen umgetriebener Schwächling"

So ist das Endurteil der Geschichte über diesen gnadenlosen Mann einfachhin vernichtend. Und wir können es heute kaum begreifen, wie eine derart unheilvolle Gestalt überhaupt je hat verkannt werden können. Es bestätigt sich auch hier, daß die schrecklichsten Ausgeburten des Bösen in der unmittelbaren Nachbarschaft und in der täuschendsten äußeren Angleichung an das Gute groß werden.

Dabei besitzen wir schon aus Wallensteins eigener Zeit, die über die schwärzesten seiner Pläne noch im unklaren bleiben mußte, Zeugnisse über ihn, die über seinen Typus gar keinen Zweifel lassen. Das treffendste dieser Zeugnisse, das klassische geradezu, wird für alle Zeiten jenes Horoskop bleiben, das dem jungen Wallenstein durch Johannes Kepler, den kaiserlichen Mathematikus und Astronomen in Prag, gestellt wurde. Das Horoskop enthält eine so erbarmungslose Charakteristik des eben fünfundzwanzigjährigen Obersten und kaiserlichen Kämmerers, daß man erstaunt ist, bei einem schlecht bezahlten Hofbeamten so viel Mut und Offenheit zu begegnen. Wallenstein selber aber hat offenbar das Treffende dieser Charakteristik anerkannt, hat er doch später noch ein zweites Mal ein Horoskop von Kepler erbeten.

Im ersten von 1609 nannte Kepler Wallenstein: „ein wachendes, emsiges, unruhiges Gemüt, allerhand Neuerungen begierig, dem gemeines menschliches Wesen und Händel nicht gefallen, sondern der nach neuen unversuchten oder doch sonst seltsamen Mitteln trachtete". Er spricht von seiner „Verachtung menschlicher Gebote und Sittung, auch aller Religionen, als wenn es lauter Betrug" und nennt ihn schließlich in immer weiterer Steigerung des Ausdrucks: „unbarmherzig, ohne brüderliche oder eheliche

Liebe, niemanden achtend, nur sich und seinen Wollüsten ergeben". Das schärfste Urteil aber kleidet er immerhin ein, wenn er sagt, Wallenstein werde in der Gesellschaft für einen einsamen und lichtscheuen Unmenschen gehalten. Am erstaunlichsten aber ist es, daß Kepler bereits hier, ein volles Vierteljahrhundert vor Wallensteins Verschwörung, von der Möglichkeit spricht, dieser werde „sich einmal von einer Rott, so malcontent, zu einem Haupt und Rädelsführer aufwerfen lassen".

Kepler hat also offenbar den für andere so undurchdringlich scheinenden Mann völlig erkannt und bis in den Kern seines Wesens geschaut. Erst spätere Zeiten sind an der Wahrheit dieses Bildes, das allerdings schlecht zu einem Geschichtsheros passen will, irre geworden. Sogar bei Ranke, dem doch gewiß Unbestechlichen, begegnen wir einem merkwürdigen Schwanken des Urteils. Er verurteilt die großsprecherische Art, die Wallenstein in Verhandlungen anwandte, wo er seine Gegner durch volltönende Bravaden einzuschüchtern und in Furcht zu setzen suchte, er kritisiert seine Launenhaftigkeit und sein gewaltsames, rücksichtsloses Gebaren, aber weiß dann doch nicht, welchem der beiden Extreme er zustimmen soll, zwischen denen sein Ruf schwankt: ob er der größte Kriegskapitän sei, dessengleichen die Welt noch nicht sah, oder „das wildeste Untier, welches Böhmen hervorgebracht hat".

Das letzte Wort hat auch hier, in der abschließenden Charakteristik, als Deuter wie als Forscher Wallensteins Landsmann Pekarsch, der ihn gerade von den besonderen böhmischen Voraussetzungen her am tiefsten verstanden hat. Pekarsch weiß, daß Wallenstein wie für die Deutschen auch für das Tschechentum kein Ruhmestitel ist. Es sind nicht die besten Charaktere, die in den großen Volkskatastrophen an die Oberfläche gespült werden. Der böhmische Aufstand von 1618 aber war für die Tschechen in seinem Endergebnis eine Katastrophe, wie sie selten ein Volk in dieser Härte hat erleben müssen.

Wallenstein, der die letzte Hoffnung der böhmischen Exulanten war, die dann nach jeder Richtung hin so grausam enttäuscht wurden, verkörpert und versinnbildlicht diese Katastrophe wie keine andere Gestalt der Zeit. So verstehen wir die Bitterkeit, mit der der Historiker von dem Manne spricht, der immer mit zwei Eisen im Feuer, ja mit zweierlei Zielen, wenn nicht gar mit zwei

Seelen operierte. Aber es ist nicht allein Bitterkeit, sondern letzte Einsicht, mit der er ihn am Ende seines umfangreichen Werkes zusammenfassend kennzeichnet als einen „von körperlichen Leiden niedergeworfenen, durch Aberglauben verwirrten, von titanischen Rache- und Größenwahnsplänen umgetriebenen Schwächling".

Schillers Wallenstein und die Wirklichkeit

Wenn die Wallenstein-Forschung erst durch Pekarsch zu abschließenden Ergebnissen gekommen ist, so schließt das nicht aus, daß die Wallenstein-Deutung schon vorher in die Tiefe des hier vorliegenden Problems drang. Und in der Tat ist dies mit Schillers genialer Dichtung der Fall, die die Gestalt Wallensteins zuerst in ihrer ganzen abgründigen Bedeutsamkeit vor die Augen der Mitwelt gestellt hat.

Pekarsch selbst, der mit Ranke sehr kritisch ins Gericht geht, schätzt Schillers Leistung außerordentlich hoch ein. Er sagt, in Schiller habe Wallenstein seinen Homer gefunden und es lasse sich behaupten, „daß dieser von Tatengier gequälte und vor der Tat scheu zurückweichende Zauderer, wenn wir von allen idealen Zutaten absehen, sehr viel wahrhaftiger und wirklichkeitsnäher ist als eine Reihe späterer historischer Darstellungen: Schiller hat in die Tiefe des Problems geblickt — mit welcher Genialität, das kann man aus seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges ersehen".

Der tschechische Historiker weist damit auf einen bemerkenswerten und nicht immer genügend beachteten Sachverhalt hin: daß Schiller als Historiker von Wallenstein ein nicht unwesentlich anderes Bild gezeichnet hat als in seiner Dichtung. Er hat in dieser die an sich abstoßende und keineswegs begeisternde Gestalt bewußt idealisiert, so daß wir, wenn wir von Schillers Wallenstein sprechen, den des Dichters von dem des Historikers unterscheiden müssen.

Der Geschichtsschreiber Schiller hat alle fragwürdigen Züge im Charakter seines späteren Dramenhelden mit einem zum Teil überraschenden und erstaunlichen Scharfblick gesehen: „Finster verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem

widrigen Ton ausgestoßen; er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Blutes. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Übermaß der Belohnungen konnte die zitternde Schar seiner Diener festhalten" — der Wallenstein dieser Beschreibung wäre kaum der geeignete Gegenstand für die schwärmerische Begeisterung eines Max Piccolomi gewesen.

Auch sonst beweist Schiller als Historiker einen scharfen und durchdringenden Blick, so wenn er urteilt, was Wallenstein eigentlich zum Verderben gereichte, sei jene überkluge Sorgfalt gewesen, mit der er sich nach allen Seiten zu decken meinte. Und verharmlosenden Auffassungen gegenüber zeigte er sich bemerkenswert kritisch eingestellt, wie er etwa zu der Mär von Wallensteins Unfehlbarkeit bemerkte: „Ein so ausschweifender Plan und ein so unbesonnenes Verfahren schien sich mit der verschlossenen und mißtrauischen Gemütsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an seiner Redlichkeit als an seiner Klugheit zu zweifeln."

Schiller hat also Wallenstein in seiner ganzen Zwiespältigkeit und Fragwürdigkeit gesehen, und vielleicht hat ihn an der Gestalt gerade dies angezogen, daß sie in einem so eigentümlichen, einen Grenzfall menschlicher Existenz darstellenden Verhältnis zur Wirklichkeit stand. Und wenn zwischen Schillers geschichtlichem und seinem gedichteten Wallenstein ein unverkennbarer Unterschied besteht, so dürfen wir annehmen, daß auch dem ein tiefer und bedeutsamer Sinn innewohnt. Die Idealisierung Wallensteins im Drama bringt nämlich keineswegs wie bei neueren Literaten und Romanciers fälschende und verzerrende Züge in das „schwankende Charakterbild" dieses Mannes, sondern wenn Schiller den vieldeutigen Charakter vereinfacht und typisiert, so geschieht es nur, um den Typus selber schärfer ins Auge zu fassen.

Ist schon der Wallenstein der Geschichte für Schiller eine im tiefsten irreale, unwirkliche Erscheinung — von seiner Armee sagt er einmal, daß sie „nichts als ein Blendwerk war, sobald der Zauber sich löste, der sie ins Dasein rief" — so ist dem Dichter die Gestaltung eines noch abgründigeren Themas gelungen: die Darstellung der Lüge in der Maske der Wahrheit, des Gemeinen in der Maske des Edlen. Schiller hat dieses Thema mit Versen, die

er eigentümlicherweise Wallenstein sprechen läßt, im Drama selber berührt: „Uns zu berücken, borgt der Lügengeist nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit", und im Prolog zu „Wallensteins Lager" ist, obzwar mit ganz anderer Beziehung, das gleiche Thema angeschlagen, wenn er hier von der Muse der Dichtkunst sagt, daß sie, die „das düstre Bild der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst hinüberspielt"...„die Täuschung, die sie schafft, aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt."

Was dem Dichter später im Demetrius noch vollkommener gelang, das ist — gleichviel ob schon bewußt — das Grundthema auch bereits im Wallenstein. Wie Demetrius ist Wallenstein ein Herrscher ohne Herz, ein bloßer Gewalthaber ohne inneres Verhältnis zur Macht, ein Mensch, der Großes will, ohne von Natur groß zu sein. So gesellt sich in ihm der Schwäche und dem Unvermögen der Wille zum Bösen. Schwäche ist Schickung, und ebenso kann Bosheit Verhängnis — ein Verhängtes — sein. Da aber die Bosheit der Schwachen das eigentlich Verruchte, das wahrhaft Abgründige und die Schöpfung selber Schändende ist, so ist Wallenstein auch in dieser Hinsicht ein Grenzfall menschlicher Existenz.

Sein Drama spielt sich, so prall es mit Leben erfüllt scheint, nur am Rande der Wirklichkeit ab, wo diese ihre Konturen zu verlieren beginnt. Mit den sichtbaren Vorgängen auf der Bühne gehen Ereignisse überein, die sich in einer gespenstischen Unterwelt oder Hinterwelt abzuspielen scheinen. Und so mehren sich gegen Ende des Dramas die chiliastischen und eschatologischen Züge. Welch erschreckende Anmaßung liegt in den Worten, die der Dichter den Herzog kurz vor seinem grauenvollen Ende sagen läßt: „Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen... Wer möchte mein Leben mir nach Menschenweise deuten?" Und wie seltsam hört sich gar die prahlerische Ankündigung einer von unten kommenden neuen Weltordnung an: „Die Erfüllung der Zeiten ist gekommen, die Hohen werden fallen, und die Niedrigen erheben sich ... eine neue Ordnung der Dinge führt sich ein".

Aber Wallenstein endet wie Demetrius. Da er wie dieser das Chaos und die Bedrohung der Wirklichkeit durch die Mächte der Unterwelt verkörpert, muß mit ihrem Ende der Spuk des Unwirklichen zuletzt ins Nichts verfliegen.

SABBATAI ZEWI

MESSIAS MIT BRACHIALGEWALT

DER Heilandsgedanke gehört zu den letzten und tiefsten Fragen des Glaubens, gleichviel ob der Heilbringer nur als ein Gottessendling oder ob er als der Gottessohn erscheint. Weitaus tiefer ist zweifellos der im christlichen Glauben realisierte Gedanke der Gottessohnschaft des Messias, denn mit dem Gedanken, daß in Christus Gott selber Mensch werden konnte und Mensch geworden ist, ist die schlechthin gewaltigste Aussage über das Wesen des Menschen gemacht. So groß ist der von Gott zu seinem Ebenbilde geschaffene Mensch gedacht, daß ein Menschenleib sogar Gefäß der Gottesgestalt selber sein konnte.

Welche Philosophie, welche Religion hätte den Menschen je größer angeschaut, als mit diesem seinem Messiasgedanken der Glaube der Christen tut? Daher steht jede Heilandsvorstellung, die die Frage der Gottessohnschaft verneint oder ihr auch nur ausweicht, in der Gefahr, die Gestalt und das Bild des Menschen zu verfehlen. Friedrich Schlegel hat es in prägnanter Formulierung gesagt: Wär in Christus Gott nicht Mensch geworden, so wäre er weniger als das.

Wir stehen in der Tat mit der Messiasfrage vor einer Alternative: entweder ist der Heilbringer der Gottmensch, oder er ist ein höchst fragwürdiger Menschgott, entweder die letzte Erfüllung dessen, was Gott in der Schöpfung begann, als er den Menschen als Imago Dei schuf oder aber die letzte Übersteigerung jenes Menschen, der sicut Deus sein wollte und damit dem Verderben verfiel.

Ist der Messias nicht Gottes Sohn, so ist er nicht einmal Mensch. Daher sind alle falschen Heilande, die die Geschichte gekannt hat, nicht nur harmlose Betrüger, sondern notwendigerweise Unter- und Unmenschen gewesen.

Die Alternative der Christusfrage heißt in ihrer letzten Konsequenz: Gottmensch oder Untermensch.

Damit ist nicht ausgesagt, daß jeder politische Messianismus notwendig ein verkappter Satanismus ist. Der Glaube an einen Menschen als Heilsbringer kann durchaus einen Wiederschein echten Heilandsglaubens in sich tragen. In Jeanne d'Arc, der heiligen Gottesstreiterin, berühren sich die beiden Sphären, und kein Gläubiger wird dem tapferen Mädchen, weil es für die Ehre seines irdischen Vaterlandes focht, die Echtheit ihres Auftrages bestreiten.

Auch in der deutschen Vorstellung vom wiederkehrenden Kaiser Barbarossa und in der russischen vom Iwan-Zarewitsch ist ein Wiederschein des echten Messiasglaubens, hier allerdings schon in Gefahr, in sein Gegenteil, einen satanischen Pseudomessianismus umzuschlagen. Im Schatten des Friedrichsmythos wurden die falschen Friedriche des Interregnums groß, und von der Vorstellung des Iwan-Zarewitsch her sind nicht nur Figuren wie Demetrius und Pugatschew, sondern, nach Iwanows Interpretation, auch Dostojewskis Stawrogin zu begreifen.

Geradezu tragisch aber ist die Situation der Juden, des eigentlichen Gottesvolkes und berufenen Trägers der Messiaserwartung. Nachdem sie den von ihren Propheten jahrhundertelang verkündeten Messias in Christus verfehlt, ja ihn sogar gekreuzigt hatten, wurden sie in ihren Hoffnungen gleichwohl nicht irre, sondern gaben ihnen immer wieder Gestalt, um immer von neuem nicht nur schmählichste Enttäuschung, sondern bis an die Grenze der Selbstvernichtung gehende Katastrophen zu erleben.

In zwei geschichtlichen Gestalten haben sich die nachträglichen Messiaserwartungen des jüdischen Volkes am deutlichsten realisiert: knapp anderthalb Jahrhunderte nach Christi Geburt in Bar Kochba und sodann, anderthalb Jahrtausend später, in Sabbatai Zewi. Wurde mit jenem das Schicksal der Zerstreuung besiegelt, so hat dieser auch noch das letzte gemeinsame Besitztum der in der Zerstreuung lebenden Judenheit, ihr festes Glaubensfundament erschüttert.

Beide waren so auf ihre Weise Endgestalten, beide aber zugleich auch Vorläufer und Bar Kochba auch noch im besonderen ein Vorläufer des Sabbatai Zewi. Er war in ganz ausgesprochenem Sinne ein politischer Messiaskönig, obwohl die Voraussetzungen für

einen politischen Messianismus der Juden zu seiner Zeit nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus schon gar nicht mehr vorhanden waren. Denn damit hatten die Römer die Juden bereits endgültig ihrer Herrschaft unterworfen und Palästina ihrem Reiche einverleibt. So waren schon die jüdischen Aufstände von 115, 116 und 118 nur noch Akte politischer Verzweiflung und so war es vollends jene Empörung, die 130 unter der Führung des Simon, der sich „Sohn des Sternes" nannte, ausbrach.

Simon Bar Kochba und seine Anhänger hatten bedeutende Anfangserfolge. Sie konnten die Römer aus Jerusalem vertreiben und ihre Herrschaft sogar erheblich über die Grenzen Palästinas hinaus ausbreiten. Wie ein neuer Judas Makkabi trat Simon auf, aber das Königtum, das er proklamieren ließ, sollte nicht ein Priesterkönigtum wie das makkabäische, sondern ein Messiaskönigtum sein. Mit wahrhaft chiliastischer Begeisterung kämpften die Juden für dieses Reich eines irdischen Messias, das auch einige Jahre lang bestehen konnte, bis Rom zum Gegenschlage ausholte. Dem Heer, das Kaiser Hadrian nach Palästina schickte, konnten die Aufrührer nur kurze Zeit widerstehen. Im August 135 fiel ihre letzte Festung. Ein verheerendes Blutbad räumte unter den Juden auf, von denen Hunderttausende teils in den Kämpfen und dem darauf folgenden Gemetzel fielen, teils auch hingerichtet wurden, der Rest aber aus dem Lande ausgesiedelt wurde, um jeder Möglichkeit eines neuen Aufstandes vorzubeugen.

In der Tat war die pseudomessianische Erhebung Bar Kochbas der letzte Versuch des jüdischen Volkes in der Geschichte, seine politische Selbständigkeit wiederzuerlangen. Und in ihrer Auswirkung bedeutete sie das Ende der jüdischen Geschichte, zum mindesten als politischer Geschichte.

Armilus als jüdischer Antichrist

Vielleicht hat die Erfahrung mit dem Sternensohn Simon dazu beigetragen, wenn die jüdische Eschatologie in den folgenden Jahrhunderten nicht unähnlich der christlichen die Lehre von einem Gegenmessias, die ja schon im Alten Testament ihre Ansatzpunkte

hat, weiter entwickelte und in der Gestalt des Armilus sogar eine mythische Verkörperung schuf, die der des Antichrist der christlichen Überlieferung an die Seite gestellt werden kann.

In der Person des Armilus, der sogar das messianische Motiv der Jungfrauengeburt anhaftet, ist nach einer Formulierung von Alfred Jeremias die Gestalt des letzten Tyrannen der Endzeit mit der des antimessianischen Lügenpropheten zusammengefaßt. Nach der jüdischen Tradition wird der Armilus, der zum Teil sogar bei den Juden als Antichrist bezeichnet wird, erst die Weltvölker an sich ziehen und zuletzt die Anerkennung durch die Juden fordern. Der Messias ben Joseph wird ihm entgegentreten und im Kampfe gegen ihn fallen. Darauf wird er nach Jerusalem ziehen, aber hier durch den Messias ben David mit dem Hauche seines Mundes getötet werden.

Obwohl der Gestalt des Armilus, der als ein entsetzlicher rothaariger Riese geschildert wird, alle eigentlich pseudomessianischen Züge fehlen, kann man doch unschwer durch die jüdische die christliche Endzeittradition hindurchscheinen sehen. Sogar im Neben- und Nacheinander vom Messias ben Joseph und ben David spiegeln sich offensichtlich die christlichen Vorstellungen vom gekommenen und vom wiederkehrenden Erlöser. Doch ist das Fehlen des entscheidenden pseudomessianischen Moments vielleicht kein Zufall. Auch in ihm spricht sich, wenn auch nur mittelbar, die Tragik der jüdischen Christusverfehlung aus. Wie das erwählte Volk Gottes den Messias verfehlte, obwohl er mitten unter ihm aufgestanden ist, so hat es auch die bis dahin deutlichste Verkörperung des Gegenmessias verfehlt, die mit Sabbatai Zewi in seinen Reihen aufstand, ja, hat ihn sogar als den echten Messias verehrt.

„Großfürsten Gottes" seit Bockelson

Der Judenmessias Sabbatai war ein äußerster Grenzfall des zu seiner Zeit Möglichen, aber er war durchaus kein Einzelgänger. Schon Bockelson war ja hundert Jahre zuvor in Münster wenn auch nicht als Messias, so doch als Zionskönig und Fleischwerdung des Heiligen Geistes aufgetreten. Bei einem anderen Täufer-

haupte, seinem Landsmann und Zeitgenossen David Joris, war der messianische Anspruch sogar noch um einige Grade deutlicher, denn nach der davidischen Lehre waren mit David Joris König David und Christus wiedergekehrt. Als Prophet der neuen Offenbarung aber stand Joris, der geistige „Christus David", im Gegensatz zu dem noch fleichlichen Christus Jesus, denn mit ihm sollten das nur äußerliche Wort und Sakrament aufhören.

Beinahe gleichzeitig mit Bockelson ließ Karl V. 1534 einen Spanier namens Salomon Malcho verbrennen, der sich als Christus und Messias bezeichnete. Noch zu Lebzeiten des David Joris, als dieser unerkannt in Basel lebte, trat 1550 in Polen Jakob Melinski mit der Behauptung auf, er sei Christus und wählte sich zwölf Apostel.

Einen ganz besonderen Einfall hatte Ezechiel Meth in Langensalza, der sich 1614 als Erzengel Michael zum „Großfürsten Gottes" ernannte. Ein Jahr darauf verkündete Jesaias Stieffel, er sei Christus, das lebendige Wort Gottes. Und 1624 prophezeite der Sekretär Philipps Ziegler zu Oppenheim, in Holland werde ein Messias aus dem Stamme Davids geboren werden. Und der Skandinavier Oliger Pauli rief sich gar auf Grund einer ihm gewordenen Vision zum König der Juden kraft göttlichen Gebotes aus.

Die ganze Zeit ging gleichsam mit messianischen Vorstellungen schwanger. In einem aus Augsburg datierten Brief aus dem Jahre 1642 wird von einem neuen Messias berichtet, der von einer Jüdin in der Türkei geboren wurde: „Er nennt sich Jesu Eli Messias, ein allmächtiger Gott Himmels und der Erde. Er ist geboren 1641, den 24. September, bei Bassiliske in einem Dorfe Ossa, von einer Jüdin Gamaritta, so eine schöne, jedoch gemeine Person sein soll. Seinen Vater kennt man nicht. Er sieht schon jetzt aus wie einer von 24 oder 25 Jahren... Er hat viele Städte und Schlösser an sich gebracht, auch das ganze Land Ägypten und die untersyrischen Provinzen. Dem Don Sebe, König von Persien hat er einen Säbel zuschicken lassen, andeutend, er müsse abtreten und ihm sein Reich gutwillig übergeben. Ebenso hat er es mit dem Sultan gemacht, indem er ihn aufforderte, Jerusalem und Damaskus abzutreten. Der Sultan hat Angst bekommen und seine Residenz von Konstantinopel nach Mekka verlegt."

Dieser Brief, schon zu Lebzeiten Sabbatai Zewis geschrieben, mutet wie eine prophetische Persiflage an. Obwohl der künftige Messias zur Zeit seiner Abfassung noch im Knabenalter stand, gibt er doch einen trefflichen Begriff von der geistigen Atmosphäre der Zeit, in die dieser hineingeboren wurde.

Schicksals- und Schreckensjahr 1648

Als Sabbatai Zewi 1626 als Sohn des jüdischen Geflügelhändlers Mordachai Zewi in Smyrna geboren wurde, geriet er in eine höchst turbulente Zeit. In Europa tobte der Dreißigjährige Krieg, und eben 1616 erfocht Wallenstein seine ersten großen Siege, die ihn nach Südosten hinunter bis fast an die Grenze des Türkenreiches führten. Als aber der große Krieg in Europa zu Ende ging, begann für den Osten und vor allem für seine jüdische Bevölkerung erst die eigentliche Schreckenszeit.

Nach einer alten Weissagung des Sohar, des prophetischen Buches der Kabbala, sollten im Jahre 1648 alle Bewohner der Unterwelt zu neuem Leben erweckt werden. Diese kabbalistische Überlieferung wurde von den Auslegern der Schrift dahin gedeutet, daß dieses Jahr die jahrtausendelang erwartete entscheidende Wende im Schicksal des Judenvolkes bringen und daß in diesem Jahre der Messias erscheinen werde. Und da der Sohar bei den Juden des Ostens als wichtigstes Buch der Kabbala eine Geltung hatte, die der der Apokalypse bei christlichen Chiliasten entsprach, wurde 1648 für alle östlichen Juden zu einem Jahr apokalyptischer Erwartungen.

Es wurde in der Tat zu einem Schicksals- und Entscheidungsjahr, aber in gänzlich anderer Richtung, als den Weissagungen und Erwartungen entsprach. In diesem Jahr nämlich unternahmen die Kosaken unter ihrem Hetman Bogdan Chmelnitzki jenen gewaltigen Aufstand gegen die polnische Krone, der die ganze Ukraine in Flammen setzte. Chmelnizki, ein Rebell von großem Format, konnte die Polen in mehreren Schlachten besiegen und das ganze kosakische Land schließlich, da König Wladislaw IV. eben im Jahre des Aufstandes starb, dem russischen Zaren zubringen. In

der Übergangszeit aber war das Land Zeuge der entsetzlichsten Greueltaten, die vor allem an Juden verübt wurden.

Hunderttausende von Juden haben damals ihr Leben lassen müssen, vielfach als Märtyrer ihres Glaubens, da sie von der zügellosen Soldateska oft vor die Alternative: Taufe oder Tod gestellt wurden. Seit 1348, dem Jahre des Schwarzen Todes, hatte das Judentum keine derartigen Verfolgungen mehr erlebt. Denn die Aufstände der Kosaken gingen über die dichteste Judensiedlung der damaligen Welt hinweg. Die Greuel aber, die an ihnen verübt wurden, stellen auch das noch in den Schatten, was aus dem Deutschland des Dreißigjährigen Krieges an Entsetzlichem berichtet wird.

Messias ohne Mannbarkeit

Als diese schlimmen Ereignisse über die ihnen wehrlos ausgelieferte Judenheit hereinbrachen und das ganze jüdische Volk, auch soweit es nicht unmittelbar betroffen wurde, im Innersten aufwühlten, war Sabbatai Zewi bereits zweiundzwanzig Jahre alt. Er hatte einen höchst merkwürdigen Entwicklungsgang hinter sich.

Von früh auf nicht wie die jüngeren Brüder für den Handel, sondern nach väterlicher Entscheidung für das Studium von Bibel und Talmud bestimmt, hat er als begabter Knabe schon in jungen Jahren den ganzen verfügbaren Wissensstoff bewältigt. Bereits mit fünfzehn Jahren hatte er das gesamte talmudische und rabbinische Schrifttum durchgearbeitet und sich sodann voller Wißbegierde auf die Lehren der Kabbala gestürzt. Hier erst fühlte er sich unmittelbar angesprochen, denn hier war das, was er eigentlich suchte: jene unwirkliche und konturlose Welt der Geheimlehren und der Weissagung, dem vergleichbar, was im christlichen Raume die Welt der Gnosis darstellte.

In dieser seltsamen Welt unscharfer Begriffe brachte der junge Sabbatai es erstaunlich bald zur Meisterschaft. Schon als unausgereifter junger Mensch kam er in den Ruf, ein kenntnisreicher Kabbalist zu sein, und so erteilten ihm die Rabbiner der Stadt Smyrna bereits mit achtzehn Jahren den Ehrentitel eines Chacham

oder Weisen. Als anerkannter Weiser aber begann er alsbald eine Anhänger- und Schülerschaft um sich zu sammeln, die er, der schon in jungen Jahren Geltungsbedürftige, wie eine kriegerische Gefolgschaft organisierte. „Was er da sucht", sagt sein Biograph Josef Kastein, „sind nicht Freundschaften, er ist nie der Freund irgendeines Menschen gewesen. Zeit seines Lebens haben sich die Menschen für ihn aufgeteilt in Gegner und Anhänger. Er sucht nicht Menschen, sondern Jünger."

Es muß von früh an schon etwas Verführerisches von ihm ausgegangen sein, denn Sabbatai, der jugendliche Chacham, machte es seinen Jüngern keineswegs leicht. Wie er sich selber die schwersten Bußübungen und Kasteiungen zumutete, so verlangte er sie auch von seinen Anhängern. Allerdings wußte er mit seinen Übungen geschickt die Werbung für seine Person zu verbinden. Die klangschöne Stimme, mit der er Gebetshymnen sang, war eines der Zaubermittel, über die er für seine persönliche Wirkung verfügte. Und als ein Mensch, den es immer zu Wirkungen und zur Beherrschung anderer Menschen drängte, hat er nach Kastein auch um den Eindruck seiner äußeren Erscheinung gewußt. Freund und Feind waren sich darin einig, daß er ein sehr schöner Mensch sei: „Er war schlank und ebenmäßig gewachsen, hatte tiefe, dunkle Augen, einen vollen, sinnlich betonten Mund und viel Grazie in Haltung und Bewegung. Alle Berichte stimmen in der seltsamen Bemerkung überein, daß von seinem Körper ein überaus angenehmer Geruch ausgegangen sei. Kam er von seinen Bußübungen, so glänzte sein Angesicht wie das Antlitz eines überirdischen Wesens."

Das fromme Leben des Sohnes schien sich auch bereits segensreich auf sein Vaterhaus auszuwirken, denn infolge einer Verlagerung der Handelswege wurde gleich den meisten Juden von Smyrna Mordachai Zewi ein wohlhabender Mann mit weitreichenden Beziehungen. Nur in einer Hinsicht versagte und enttäuschte der in so ungewöhnlich jungen Jahren zu einer glanzvollen Stellung in der Judengemeinde von Smyrna gelangte Chacham: der Sitte gemäß mit einem der schönsten und reichsten Mädchen der Stadt vermählt, wurde er von seiner jungen Frau schon nach wenigen Wochen auf Scheidung verklagt und auf ihre Klage hin, daß er sich fern von ihr halte, auch geschieden. Und als er daraufhin ein

zweites Mal verheiratet wurde, geschah nach kurzer Zeit das gleiche: auch seine zweite Frau blieb unberührt und wurde auf ihr Verlangen von ihm geschieden.

Der junge Chacham stand allen leiblichen Dingen offenbar fern und fremd gegenüber. Sein Geist wurde von anderen, für ihn wesentlicheren Dingen angezogen. Denn inzwischen war das jüdische Schicksalsjahr 1648 herangekommen. Wie die ganze, von den Geheimlehren der Kabbala erfüllte Judenheit hatte er inbrünstig auf das Kommen des Messias gehofft. Stattdessen aber waren Verfolgungen, Peinigungen und Qualen ohnegleichen über das jüdische Volk hereingebrochen. Anstatt aber, wie bei anderen, zum Zweifel und zur Verzweiflung zu führen, hatte das Fehlschlagen der Messiaserwartung in ihm verwegene Hoffnungen erweckt. Nachdem ein anderer Messias nicht erschienen war, konnte nicht er selbst, der glanzvolle Chacham von Smyrna, der Erwartete sein?

Je länger er diesen Gedanken in seinem von der Kabbala verwirrten Gemüte hegte, um so sicherer wurde er seiner Sache. Und so verkündete er seinen Jüngern noch vor dem Ende des verheißungsvollen Jahres nach vielen vorausgegangenen geheimnisvollen Andeutungen, daß er der erwartete Messias sei.

Ahasverische Wanderschaft

So groß sein Ruhm und Ruf als Chacham und Gelehrter, als frommer, ja als heiliger Mann sein mochte, der Anspruch, der Messias selber zu sein, war im Vergleich damit etwas so Unerhörtes, alle Maße Sprengendes, daß Sabbatai sich nur seinem engsten Jüngerkreise zu bekennen wagte und auch diesem strengstes Stillschweigen auferlegte. Da aber ein Messias ohne Öffentlichkeit kein Messias ist, so mußte er eines Tages in die Öffentlichkeit gleichsam flüchten. Er tat es mit einer großen Geste, der Anrufung des vollen Gottesnamens, der im Munde jedes anderen als des Hohenpriesters oder des Messias eine Lästerung bedeutete. Aber dieser Ruf erregte nur Erstaunen und Befremden und verhallte fast wirkungslos ins Leere.

Es wäre nun an dem zweifelnden Sabbatai gewesen, zu erkennen, daß Gott sich nicht zu ihm bekannt hat, daß sein Messiastum also eine Lüge und ein leerer Anspruch ist. Aber so scheu er war, wo es um Taten ging, so war er doch kein demütiger Mensch: „Er ist hochmütig, fühlt sich als ein verkannter Messias; der wahre Messias wird von den Menschen verleugnet werden, darum fühlt er sich doppelt als Messias."

Hatte er schon vorher Anhänger um sich geschart, so scharte er sie nun bewußt um den Messiasgedanken, der auf die ratlosen Gemüter nicht ohne Anziehungskraft war. „Wie ein Krämer", sagt Kastein, „sammelt er Anhänger um Anhänger, bis seine Gefolgschaft so groß sein wird, daß er sich ohne Gefahr des Mißlingens nach außen bekennen kann. Er ist so verhalten, daß er den Eindruck der Feigheit macht, und er duckt und versteckt sich vor den Rabbinern."

Aber eben dies mußte ihn umso verdächtiger machen. Nachdem die Rabbiner — dieselben, die den Achtzehnjährigen zum Chacham ernannt hatten — in ihm einen gefährlichen Unruhstifter und Verbreiter von Irrlehren erkannt hatten, taten sie den entscheidenden Schritt, indem sie den Bann über ihn verhängten. Mit dem großartigen Pathos der alttestamentarischen Sprache verfluchten sie ihn:

„Nach dem Beschluß der Engel und dem Urteil der Heiligen bannen, verstoßen, verwünschen und verfluchen wir Sabbatai Zewi ... Gott soll ihm nicht verzeihen. Zorn und Grimm Gottes sollen gegen ihn entbrennen und über ihn alle Flüche bringen, von denen im Gesetz geschrieben steht. Verlöscht werde sein Name unter dem Himmel und sein Andenken ausgeschieden aus der Gemeinschaft Israels."

Dieser Bannfluch war nach Kasteins Deutung noch mehr als das Messiasbekenntnis der entscheidende Wendepunkt in Sabbatais Laufbahn. Da er kein aktiver, tätiger, handelnder Mensch war, sondern im Gegenteil von einer geradezu weibischen Passivität, bedurfte er, um in seine angemaßte Rolle wirklich hineinzuwachsen, des gewaltsamen Anstoßes von außen: „Mit tiefer Genugtuung stellt er fest, daß die Welt auf ihn reagiert. Sein Glaube an sich selbst wird wie Stahl. Jetzt hat die Welt tatsächlich einen Messias bekommen."

Die erste Tat dieses Messias aber war — seine Flucht. Er dachte keinen Augenblick daran, sich seinen Gegnern zu stellen. Er verließ seine Anhängerschaft mit dem Auftrag, im Verborgenen für seine Sache zu wirken und ging sodann, als Sohn eines reichen Handelshauses gut mit Geldmitteln ausgestattet, auf Reisen, die ein merkwürdiges Mittelding zwischen Vergnügungs- und Propagandareisen waren und beinahe die gesamten achtzehn Jahre zwischen 1648 und 1666, dem Jahr seines Messiaskönigtums ausfüllten.

Diese ahasverische Wanderschaft führte ihn in alle Zentren des orientalischen Judentums, zunächst nach Saloniki mit seiner großen und reichen jüdischen Gemeinde, dann nach Konstantinopel, der Hauptstadt nicht nur des türkischen Reiches, sondern auch des türkischen und orientalischen Judentums, weiter nach Kairo und endlich nach Jerusalem. Fast überall blieb er lange Jahre hindurch, fast überall endlich wegen der als Ungebührlichkeit empfundenen Art seines Treibens von seinen Glaubensbrüdern selber zum Verlassen aufgefordert. In Saloniki wie in Konstantinopel machte er sich durch Symbolhandlungen von geradezu kindischer Albernheit lächerlich, und doch gelang es ihm überall, auch einen kleinen Kreis verschworener Anhänger zu finden, auf die er mit eben dem, was in den Augen der Menge als Verrücktheit erschien, besonderen Eindruck machen konnte.

Da inzwischen in Polen neue Judenverfolgungen von barbarischer Grausamkeit ausgebrochen waren, die die Zahl der jüdischen Opfer bis zu einer halben Million ansteigen ließen — das waren mehr, als den Kreuzzügen und dem Pestjahr 1348 insgesamt erlagen — stieg die Verzweiflungsstimmung im Judentum zu einem neuen Gipfel, denn nun gab ja nicht einmal wie bei den Massakern von 1648 die Hoffnung auf den erwarteten Messias den Leiden und Qualen einen versöhnlichen Sinn. So war dem geheimen Messias trotz aller Mißerfolge, die ihm auf den Schauplätzen der Öffentlichkeit bereitet wurden, doch auf unvergleichliche Weise der Boden bereitet.

Der Heiland und die Hure

Aus Saloniki und Konstantinopel vertrieben, fand Sabbatai in Kairo, wo er gegen 1660 auftauchte, einen seinen Gedanken weit aufgeschlosseneren Kreis. Im Judentum angesehene Männer schar-

-ten sich hier um ihn, so daß der Ruf eines Außenseiters, in dem er bisher gewesen, sich zu dem eines ungewöhnlichen Menschen steigerte. So konnte er es endlich wagen, an das Ziel seiner Wanderschaft, nach Jerusalem zu pilgern, das für einen Heiland und Messias der Juden, so arm seine jüdische Gemeinde auch sein mochte, doch das letzte Ziel sein mußte.

Auf dem Wege dahin hatte er in Gaza eine entscheidende Begegnung: er fand in dem sechsundzwanzigjährigen Nathan Gazati, einem wegen seiner seherischen Fähigkeiten weitberühmten Manne, seinen Propheten, der ihn offen als Messias und König ansprach. Nathan hatte schon zuvor den kommenden Messias verkündet und als sein Johannes der Täufer Buße gepredigt. Die Begegnung mit Sabbatai nun entflammte ihn zu dem Bekenntnis: „Gelobt sei, der im Namen des Herrn kommt. Der barmherzige Gott segne unseren König Sabbatai Zewi!"

Noch schien Sabbatai selber dieses Bekenntnis zu früh, und so gebot er seinem Propheten Schweigen. Aber sein zuvor noch zögerndes Auftreten wurde nun doch um vieles sicherer. Je mehr er Anerkennung fand, um so mehr wuchs er in die Heilandsrolle hinein, die er sich selber erwählt hatte, und so wurde der Aufenthalt in Jerusalem für ihn zu einer letzten Probezeit vor der Erfüllung. Auch hier machte er durch seine Kasteiungen, die immer mehr den Charakter religiöser Schaustellungen annahmen, von sich reden. Auch sein persönlicher Reichtum kam ihm bei den verarmten Juden von Jerusalem zugute, so daß er Popularität und Ansehen bei der Menge gewann, und als es ihm schließlich gelang, die den Juden durch den türkischen Gouverneur von Jerusalem drohende Ausweisung abzuwenden, wurde er von diesen als ihr Retter und Erlöser gefeiert.

Der letzte Schritt, bevor er endlich offen als Heiland und Erlöser vor die Menschen trat, war seine Vermählung, die 1665 unter großem Gepränge in Kairo stattfand. Sie ist eine der seltsamsten Episoden im Leben dieses seltsamen Mannes, der in seinen Jungmannesjahren zweimal wegen Unvermögen geschieden worden war, um nun bei einer dritten Frau mit der allerbuntesten Vergangenheit anzulangen.

Diese Frau, Sarah mit Namen, war eine polnische Jüdin unbekannter Abkunft. Als ein Findelkind, dessen Eltern in den

Judenmassakern umgekommen waren, wuchs sie in einem polnischen Kloster auf, dem sie unter abenteuerlichen Umständen entfloh, um einen in Amsterdam wohnenden Bruder aufzusuchen. Aber auch hier hielt es sie nicht. Nach kurzem Aufenthalt setzte sie ihr einmal begonnenes Wanderleben fort und begründete es damit, sie sei dem kommenden Messias zur Braut bestimmt und müsse daher wandern, bis sie ihn gefunden habe.

So sehr diese Begründung von der messianischen Erwartung und Erregung jener Jahre zeugt, so sollte die Messiasbraut ihr doch noch eine ganz eigene Note geben. Denn sie war nicht nur eine ungewöhnlich schöne Frau, sondern zugleich auch grundverdorben. Sie pflegte mit ihren Reizen keineswegs zu geizen und dankte es wohl nicht zuletzt dem Geschick, mit dem sie sie auszuspielen wußte, daß sie ihre Wanderfahrt, die sie von Amsterdam durch Holland und Deutschland und weiter durch die Schweiz bis nach Italien führte, so glücklich bestand.

Wie den gleichzeitigen Reisen des Messias durch den Orient ein ahasverisch-ruheloser Zug anhaftet, so wanderte seine künftige Messiaskönigin als „ewige Jüdin" oder eher noch als ein weiblicher Don Juan durch Europa. „Überall wirkt ihre Schönheit erregend", sagt Kastein, „macht ihr Geschick und die Bestimmung, zu der sie sich berufen fühlt, die Menschen teilnehmend. Aber als habe sie schon jetzt Königliches zu verschenken, weicht sie vor der Erregung der Männer, die sie auslöst, um keinen Schritt zurück, nimmt auf, wer sie begehrt, gibt sich besinnungslos jedem hin, der darum bittet, kommt zu jedem Mann, der ihr ein Brieflein mit solcher Aufforderung in das Haus sendet. Zur Frau eines Heiligen bestimmt, lebt sie das Dasein einer Dirne."

So erreichte sie auch endlich ihr Ziel. In Livorno begegnete sie einem Anhänger Sabbatais, der seinem Herrn über sie berichtete. Sabbatai aber erklärte sogleich auf die Nachricht hin, Sarah sei ihm zur Frau bestimmt und ließ sie nach Kairo holen, wo unter wahrhaft königlichen Zurichtungen die Hochzeit des Messias mit seiner ihm vom Himmel bestimmten Braut gefeiert wurde.

Auch diese Ehe war für Sabbatai nichts anderes als ein Zeichen der Bestätigung seines Messianismus, Bestätigung vor sich selber, dem im Innersten Zweifelnden sowohl als auch Bestätigung vor der Welt. Für seine seelischen und sinnlichen Bedürfnisse be-

nötigte der Messias keine Frau, er bedurfte nur der Messiasbraut, mochte sie es auch wie er selber nur kraft eigener Erwählung sein. Auch Sarahs dirnenhaftes Vorleben machte ihm daher keine Beschwer. Auf Vorhaltungen dieser Art erwiderte er, auch dem Propheten Hosea habe Gott befohlen, eine Hure zur Frau zu nehmen. Sarah aber führte ihr früheres Leben bald in aller Unbedenklichkeit weiter. So wenig wie als Messiasbraut wich sie nun als Messiaskönigin der Begehrlichkeit der Männer aus, und von Sabbatai wird gesagt, er habe das seiner Frau nicht nur nicht verwehrt, sondern sie zu solchem Verhalten sogar selber aufgefordert und ermutigt.

Die Revolution der Hysterie

Nun ging die Zeit der Vorbereitung zu Ende, und die der Erfüllung nahte: das Jahr 1666, ein merkwürdiges Datum, das nicht der jüdischen, sondern der christlichen Prophetie entstammte. Bei chiliastischen Sekten des Christenglaubens spielte schon immer die in der Apokalypse genannte Zahl 666 eine geheimnisvoll wichtige Rolle. So hatten christliche Sektierer — wie die jüdischen 1648 — das Jahr 1666 für den Beginn des tausendjährigen Reiches errechnet. Dieses Jahr hatte in den jüdischen Weissagungen keine Bedeutung. Um so eigentümlicher berührt es, daß Sabbatai, nachdem die jüdische Prophezeiung sich als ein Irrtum erwiesen hatte, sich ohne Bedenken der christlichen bediente. Eine Weissagung mußte es nun einmal sein, wie für Wallensteins Taten eine günstige Konstellation der Sterne vonnöten war, und Kastein nennt es geradezu Sabbatais eigentliche Leistung, daß er den Juden das Messiasjahr der christlichen Prophetie mit suggestiver Kraft als den Zeitpunkt der jüdischen Erlösung aufoktroyiert hat.

Im Spätsommer 1665 begann Nathan Gazati, mit der Verkündung des Messias an die Öffentlichkeit zu treten. Er verfaßte ein Sendschreiben, das in Abschriften in die ganze jüdische Welt ging. Darin war Sabbatai Zewi als der Heiland und König ausgerufen, der dem türkischen Kaiser „ohne irgendwelchen Krieg, allein durch das Singen von Liedern und Lobgesängen" das Reich

nehmen und die ganze Welt unterwerfen werde. Nicht einmal unter den Christen solle Blutvergießen stattfinden, ausgenommen in Deutschland.

Auch der Messias selber ließ jetzt alle bisherige Vorsicht und Zurückhaltung fallen und trat in Jerusalem völlig selbstherrlich als König und Erlöser auf. Er durchbrach bewußt die Gesetze des jüdischen Herkommens, um die Neuheit und Einmaligkeit seines Auftretens zu bekunden und fand bereits weitgehend begeisterte Zustimmung. Dann begab er sich auf den Weg nach Smyrna, seiner Heimatstadt, um sich hier endgültig zu proklamieren und zu offenbaren.

Bereits unterwegs wurde er in Aleppo überschwenglich begrüßt und gefeiert. Die Menschen waren von der Ehre berauscht, den Erlöser als Gast unter sich zu haben und taumelten vor Freude. Schon von hier wird berichtet, was später die ständige Begleiterscheinung von Sabbatais Auftreten werden sollte: daß die Menschen in Krämpfen und Zuckungen zu Boden fielen und die Herrlichkeit des Messias verkündeten.

Der Einzug in Smyrna aber war von einer wahren Revolution gefolgt, die sich in den Formen eines hysterischen Ausbruchs vollzog. Schon der Einzug in die Stadt, aus der ihn einst der Bannfluch der Gemeinde verjagte, gestaltete sich zum einmaligen Triumph. In Massen strömten die Menschen ihm zu und bildeten eine freiwillige Leibwache, die jedem seiner Winke gehorchte, noch bevor er sich selber als Messias bekannt hatte.

Nach Tagen eines gespannten Wartens, das eine geschickte Regie verriet, legte er endlich vor der Öffentlichkeit sein Bekenntnis zum Messiastum ab, und nun kannte der Taumel der Massen keine Grenzen mehr. Wie ein wirklicher König thronte Sabbatai in seinem Hause und hielt, Sarah als Königin zur Seite, Empfänge ab, die Glückwünsche seiner Untertanen entgegenzunehmen. In den darauffolgenden Tagen aber sollte ein merkwürdiges Ereignis das andere jagen.

Wieder trat Sabbatais fast krankhafter Hang zur Allegorie in den Vordergrund. Beim feierlichen Zug zur Synagoge mußten Männer vor ihm hergehen, die Schalen mit Konfitüren und Vasen mit Blumen trugen. Zu beiden Seiten ging ihm je ein Chacham, um ihm den weißen Mantel zu halten. Er selber aber trug einen

silbernen Fächer wie einen Aronsstab, mit dem er durch feierliche Berührung Würden austeilte. So gestaltete sich jeder Schritt aus seinem Hause zu einem pompösen öffentlichen Aufzug.

Die ersten, offenbar für besonders wichtig befundenen Symbolhandlungen, die er vornahm, galten einem verräterischen Zweck: dem Nachweis, daß Sarah in der Nacht nach ihrer Ausrufung zur Messiaskönigin ihre Virginität verloren habe und zugleich, daß sie von einem Sohne schwanger geworden sei, der aber nicht leben werde.

Es liegt nahe zu vermuten, daß es dem Messias dabei nicht so sehr auf die ohnehin fragwürdige Jungfräulichkeit seiner Königin als auf den Nachweis seiner Zeugungskraft ankam, die von den Juden seit den ältesten biblischen Zeiten als das sichtbarste Unterpfand göttlicher Gnade angesehen wurde.

Dann aber wandte er sich an die noch immer in gewisser Zahl vorhandenen Gegner seiner Sache in Smyrna. Im Kampfe gegen sie bediente er sich keineswegs sehr gewählter Mittel. Als er zuerst von Umtrieben einer ihm feindlichen jüdischen Partei hörte, verfiel er in maßloser, aber ohnmächtiger Wut auf die eines Königs wenig würdige Ausflucht, die ihm widerstrebenden Glaubensgenossen beim türkischen Kadi der Stadt zu denunzieren. Er beschuldigte sie, Schmähungen gegen den Herrscher ausgesprochen zu haben, und als einige Anhänger gegen solche Infamie aufbegehrten, flüchtete er sich in die hinterhältige Auslegung, jene hätten ja wirklich ihren König, nämlich ihn selber, mit Schmähungen beworfen.

Als aber auch die durch den Kadi verhängten hohen Geldstrafen seine Gegner nicht bekehren konnte, ging er schließlich zum offenen Angriff über. Von einer durch ihn zur äußersten Wut gestachelten Menge ließ er mitten während des Gottesdienstes eine Synagoge stürmen, in der er einen seiner Hauptgegner vermutete. Daß er nicht nur den Sabbat, sondern auch den heiligen Ort und die heilige Handlung damit entweihte, war ihm gleichgültig, da es um etwas viel Wichtigeres, die Durchsetzung seines persönlichen Machtanspruches ging.

Und so erreichte er im Laufe einer überaus stürmischen Woche sein Ziel: ein Gegner nach dem anderen wurde dem Geltungsanspruch des Messias unterworfen, sei es durch Überredung, sei es

durch Gewalt. Wer in der Ablehnung verharrte, mußte die bis ins Tiefste aufgewühlte und erregte Stadt verlassen, deren jüdische Gemeinde dem Messias damit bedingungslos hörig wurde.

„König des Königs der Könige"

Die Ereignisse von der Machtergreifung bis zur totalen Machtausbreitung des Messias von Smyrna beanspruchten nicht mehr als den Zeitraum einer einzigen Woche. Die Revolution der Hysteriker stellte in ihrem Tempo und in ihrer Totalität jede andere in den Schatten. Sie tat es nicht minder in der Phantastik ihrer Zielsetzungen und Parolen.

Der Anspruch Sabbatais auf absolute Gewalt war schon in seiner Messiaswürde begründet, doch lösten die Fragwürdigkeiten so mancher seiner Aktionen doch immer wieder Einsprüche und Bedenklichkeiten auch bei den Gutwilligen aus. Dem trat der Messias aber sehr rasch mit der kategorischen Erklärung entgegen, daß er völlig außerhalb des Gesetzes stehe. Allen seinen Taten wohne ein Sinn inne, den ihre kleinen Gehirne nur nicht begreifen könnten.

So wurden in den öffentlichen Verlautbarungen auch schon früh die großartigsten Titel für den Sohn des Geflügelhändlers beansprucht. In einem bei den Juden des ganzen Orients verbreiteten Gebet wurde der Segen Gottes herabgefleht auf „unseren Herrn, unseren König, den Weisen, den Heiligen, Frommen, Erhabenen, ihn, den Sultan Sabbatai Zewi, den göttlichen Messias, den himmlischen Löwen, den König unserer Gerechtigkeit, den König der Könige Sabbatai Zewi".

Und da die Steigerung zur Übersteigerung drängte, mußte schließlich etwas geschehen, dessen Phantastik nicht mehr überboten werden konnte. So geschah in den letzten Tagen des Jahres 1665 durch den König von Smyrna der wohl phantastischste aller Regierungsakte, die je vollzogen wurden: nicht mehr und nicht weniger als eine Aufteilung der Welt! Hatte Bockelson von Münster aus das deutsche Reich an täuferische Herzöge verteilt und sollte später Pugatschew als Wiedergängerzar seine Räuberhauptleute zu Grafen ernennen, so schuf der Messias Sabbatai als

ein rechter Gottkönig einen ganzen Hofstaat von Königen um sich herum. Mit einer Freigebigkeit sondergleichen vergab er Kronen und Königreiche an seine bewährten Freunde und ergebenen Anhänger und vergaß mit bemerkenswertem Familiensinn auch seine Brüder nicht, denen er sogar die höchsten Würden vorbehielt.

So also wurde Elias Zewi zum „König des Königs der Könige" erhoben, womit vermutlich die Würde des Türkenkaisers oder Sultans gemeint war. Und Joseph Zewi hieß: König der Könige in Juda mit dem Beinamen „Kaiser der Römer". Den frühesten seiner Anhänger und Bekenner in Smyrna ernannte Sabbatai zum König David und die Hauptstütze seiner Anhängerschaft in Konstantinopel zum König Salomo, einen reichen Wohltäter in Kairo zum König Joas. Auch ehemalige Gegner versöhnte er durch klangvolle Königsnamen.

Auf diese Weise wurden insgesamt nicht weniger als sechsundzwanzig Könige ernannt, die sämtlich diese ihre Würde im messianischen Reich durchaus ernst nahmen, sich sogar über ihre Erhebung Dokumente ausstellen und Siegel anfertigen ließen, und es wird erzählt, daß ein von Almosen lebender armer Jude, den der Messias für treue Anhänglichkeit zum König Josia ernannte, es überlegen lächelnd ablehnte, als man ihm seine Würde mit einer Summe Geldes abzukaufen anbot.

Die Stoßtrupps des Messianismus

Das ungewöhnliche Geschehen in Smyrna fand in der ganzen Judenschaft des Orients und teilweise auch bereits des Okzidents erregten Widerhall. Die Messiasfrage war für das gläubige Judentum nicht irgendein Problem unter anderen, sondern die Kernfrage seiner religiösen Existenz. An den kommenden Messias glaubten ohne jede Ausnahme alle Juden, ob er aber Sabbatai Zewi sei oder nicht, darüber kam es nun überall, wo es jüdische Gemeinden gab, zu den heftigsten Parteiungen und Kämpfen.

In diesen Auseinandersetzungen waren die Anhänger Sabbatais dadurch von vornherein im Vorteil, daß sie von höchster Kampflust und äußerster Einsatzbereitschaft beseelt waren. Schon in Smyrna hatten diese Faktoren dem Messias das Übergewicht ver-

schafft. Die Garde fanatisierter Anhänger, über die Sabbatai verfügte, machte für den Gegner jede Diskussion sogleich aussichtslos.

Der selber so tatenscheue Träumer Sabbatai war der Erkenntnis durchaus nicht abgeneigt, daß in vielen Fällen die Beweisführung mit der Brachialgewalt die wirkungsvollste ist. Daher hatte er sogleich nach seinem Machtantritt in Smyrna die in großer Zahl eingehenden Spenden seiner gläubigen Anhänger dazu benutzt, jüdische Galeerensträflinge freizukaufen. Gleichviel, ob es sich dabei um große oder kleine Verbrecher gehandelt haben mag, auf jeden Fall schuf er sich damit einen Stoßtrupp von Menschen, die ihm auf Gedeih und Verderb ergeben waren und die für die hohen Ziele des Messianismus eine handfeste Unbedenklichkeit mitbrachten.

Ähnlicher Kräfte wußte sich die Bewegung auch außerhalb Smyrnas zu bedienen. So kam es in der Judengemeinde von Venedig zu kurzen, aber um so heftigeren Kämpfen zwischen Anhängern und Gegnern des Messias. Durch die Anwendung rücksichtsloser Gewalt siegten die Anhänger und fanden bei Sabbatai begeisterten Beifall. Sein Sekretär Primo rühmte in einem Brief den Kampfesmut der venezianischen Sabbatianer und nannte sie „stark und zuverlässig und glühenden Herzens". Dafür, daß sie einen Gegner am heiligen Sabbat geschlagen hatten, lobte er sie noch besonders und sagte, es gebe gar keine größere Heiligung des Sabbats, als sie diese Leute vorgenommen hätten. Der Messias selber aber schrieb in einem Nachsatz zu dieser Verherrlichung der nackten Gewalt: „Eure Kraft möge wachsen, denn Ihr habt den Grund Eures Glaubens gekräftigt" und unterzeichnete diesen Brief als „der Mann, der der göttliche Messias ist, wie ein Löwe, stark wie ein Bär, der auserwählte Sabbatai Zewi".

Propaganda als Prophetie

Der Schreiber dieses Briefes, Sabbatais einflußreicher Sekretär Samuel Primo, ist eine Gestalt, die unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen darf. Erst seitdem er an der Seite des Messias auftauchte, als unermüdlicher und nie versagender Berater, als ein

Mann, der alle Register der Propaganda beherrschte, kam in das fahrige und undisziplinierte, unstete und in sich widersprüchliche Wesen Sabbatais eine klare Linie und so etwas wie ein System. Samuel Primo ist nicht nur der Propagandaminister, er ist zugleich auch der Mephisto des Messias oder, wenn man die beiden Gestalten von der Apokalypse her betrachtet: das „andere Tier", der falsche Prophet des Antichrist.

Kastein, Sabbatais Biograph, hat Samuel Primo zu Recht sein besonderes Augenmerk gewidmet. Er nennt ihn den „Redakteur der Ekstase", den genialen und fast dämonischen Journalisten der Ideen Sabbatais: „Von ihm stammen die Fassungen der Dekrete, er verdichtet das Unwägbare des Augenblicks zu der weithin sichtbaren und erkennbaren Präzision einer Verkündigung. Er kennt die Note, Art und Weise, wie sie den Gehirnen und Herzen der Glauben-Wollenden eingehen. Aber mehr noch: er gibt allen Vorgängen, halben Entschließungen, unbestimmten Andeutungen und unverbürgten Gerüchten die gefährliche Note der Unwiderrufbarkeit, indem er sie mit dem schweren Rhythmus des geschriebenen Wortes fixiert".

So war Primo trotz Sarah, der Königin, und Nathan, dem eigentlichen Propheten, die weitaus wichtigste Figur im Umkreis des Messias. Er glaubte an Sabbatai und seine Sendung, aber er wußte, daß er schwach war, und so fühlt er sich berufen, das von jenem Erträumte in die Wirklichkeit umzusetzen, die dem Messias selber immer fremd geblieben ist.

Zusammenstoß mit der Wirklichkeit

Sabbatai Zewi hat nie in der Wirklichkeit gelebt, sondern immer nur in einer von ihm erdachten und erklügelten Welt. Daher war die Scheinwelt der Kabbala, ihrer mystischen Weltdeutung und ihrer Verheißungen schon die Zuflucht des ausstudierten Talmudschülers, denn sie schenkte ihm Vorstellungen von einer Wirklichkeit, die über alle Vordergrundswirklichkeit erhaben schien.

Und als er seinen Messiastraum zu träumen begann, wußte er sich immer wieder davor zu hüten, in allzu verfängliche Berührung mit der Wirklichkeit zu kommen. „Er lebt nicht auf die Wirklich-

keit zu", stellt Kastein fest, „sondern läßt sie zu sich herankommen, und da muß sie sich, ehe sie ihn erreichen kann, am Medium seines übersteigerten Ichbewußtseins brechen". Und an anderer Stelle spricht er den gleichen Gedanken in noch präziserer Formulierung aus: „So wie sich ihm immer von neuem die erfüllende Wirklichkeit versagt, so versagt er selber vor der Wirklichkeit, wenn sie sich ihm darbietet. Er kann seinen Glauben an sich und an seine Sendung nur umsetzen, wenn etwas außer ihm ihn trägt. Tritt etwas ihm entgegen und er hat nicht die Gewalt klar auf seiner Seite, dann weicht er zurück".

Achtzehn Jahre lang, seitdem er zum ersten Mal die Idee seines Messiastums konzipierte, hatte Sabbatai Zewi der Wirklichkeit immer wieder ausweichen und entwischen können. Immer, wo das Spiel ernst zu werden drohte, hatte er noch eine Möglichkeit gefunden, die letzte Entscheidung zu vermeiden. In Smyrna aber war aus dem verpflichtungslosen Spiel endlich doch Ernst geworden, und nun galt es, den gefährlichen Zusammenstoß mit der Wirklichkeit zu bestehen.

Nathan Gazati hatte prophezeit, das Messiaskönigtum Sabbatais werde damit beginnen, daß er im Jahre 1666 nach Konstantinopel ziehe, um den Sultan als den zu seiner Zeit mächtigsten Weltherrscher zu unterwerfen. So blieb dem Messias keine andere Wahl, als sich an das Wort seines Propheten zu halten. Nachdem er die Welt an die sechsundzwanzig Könige seiner Wahl vergeben hatte, mußte er ausziehen, sie sich auch untertan zu machen. Und so bestieg er am 30. Dezember 1665 in Smyrna ein Segelschiff, das ihn mit nur wenigen Begleitern nach der Hauptstadt des Türkenreiches bringen sollte.

Da die Judenheit nicht allein von Smyrna mit dieser Fahrt die größten Erwartungen verknüpfte, so war dem Schiff des Messias sein Ruf weit vorausgeeilt. Es war noch auf dem Meer, als bereits ein Urteil des Großwesirs Köprili erging, das Sabbatai Zewi als Hochverräter und Unruhstifter zum Tode durch den Pfahl verurteilte. Und kaum war er an Land gekommen, als ihn auch bereits ein bewaffnetes Kommando samt seinen Begleitern aufhob und ins Gefängnis lieferte.

Das war der höchst merkwürdige Beginn eines Weltherrschertums, das eine nicht minder merkwürdige Fortsetzung fand. Der

äußere Fehlschlag wäre vielleicht zu verwinden gewesen; was viel schwerer wiegt, war der innere Fehlschlag, der ihm folgte. Denn auch jetzt noch suchte Sabbatai auszuweichen, obwohl er in einer durchaus eindeutigen, in einer im vollen Wortsinne unausweichlichen Situation war. Mag ihm die Nachricht von der schrecklichen Todesart des Pfählens zugetragen worden oder mag ihm auf andere Weise der Mut ausgegangen sein, auf jeden Fall fand er auf die ihm vorgelegte Frage, ob er der Messias sei, nicht den Mut des Bekennens, sondern verlegte sich auf ein kleinmütiges Leugnen. Worauf der ihn vernehmende Unterpascha, dem die durch diesen Mann hervorgerufene gewaltige religiöse Erregung des Judenvolkes bekannt sein mochte, in seiner Empörung mit einer mächtigen Ohrfeige reagierte.

So führte schon die erste eigentliche Begegnung des Messias mit der Wirklichkeit zu einem Versagen, das für die Folge noch Schlimmeres befürchten ließ. Sabbatai aber hatte mit diesem Ausweichen vor dem Unausweichlichen, mit dieser Entscheidung gegen eine Entscheidung zunächst sein Leben gerettet. Ja, noch mehr: da die Beamten des Sultans gegen Bestechungen nicht unzugänglich waren, die Anhänger des Messias aber unerschöpfliche Geldmittel zu mobilisieren wußten, wurden ihm in der Folgezeit auch allerlei Vergünstigungen zuteil. Er durfte nicht nur Besuche empfangen, sondern auch seine Bußübungen in aller Öffentlichkeit ausführen, und als dies zu Tumulten unter den Zuschauern führte, wurde ihm gegen eine bestimmte Summe Geldes sogar militärischer Schutz bei seinen Kasteiungen und Tauchbädern gewährt.

Die Macht des Ohnmächtigen

Er war der Wirklichkeit wieder einmal mit bestem Erfolge ausgewichen, ohne daß dies der Begeisterung seiner Anhängerschaft zunächst irgendeinen Eintrag tat. Er wollte es im Grunde auch gar nicht anders, denn er empfand eine tiefe Angst vor jeder Entscheidung, eine geradezu brennende Angst vor der Tat.

Das wurde mehr als deutlich in dem Augenblick, in dem die Juden sich erboten, ihren Messias mit einer gewaltigen Geldsumme

freizukaufen. Der Großwesir als die entscheidende Person war bereits für die Freilassung Sabbatais gewonnen, da erhob dieser selber Einspruch. Mit großer Geste lehnte er es ab, seine Freiheit erkaufen zu lassen und schlug damit die letzte Chance aus, die ihn noch einmal vor die Entscheidung zu einer Tat hätte stellen können, vielleicht unbewußt, möglicherweise aber auch in bewußter Erkenntnis seines Unvermögens.

So wurde er am Vorabend des Passahfestes in einen sicheren Gewahrsam, auf das Schloß Abydos auf Gallipoli überführt. Hier begann nun der letzte, in mancher Hinsicht vielleicht glanzvollste, auf jeden Fall aber phantastischste und unwirklichste Abschnitt seiner Königsherrschaft. Wie im Gefängnis zu Konstantinopel durfte er auch hier bei Eingang der entsprechenden Bestechungsgelder Besuche empfangen, und so bewegte sich bald ein ganzer Strom gläubiger Juden aus dem ganzen Türkenreiche nach der Festung auf der Halbinsel, wo Sabbatai wie nur je ein König Hof hielt, Audienzen gab und Edikte erließ, die hochtönend mit den Worten begannen: „Der erstgeborene Sohn Gottes, Sabbatai Zewi, der Messias und der Befreier der Juden, entbietet allen Kindern Israels seinen Frieden."

Wie ein Spott mußte es sich anhören, daß dieser Mann, der selber in schmählicher Unfreiheit saß, sich als den Befreier seines Volkes anpries. Die Unwirklichkeit seiner Träume und Hirngespinste hatte nun offenbar völlig Besitz von ihm ergriffen, denn wenn er nicht ganz verblendet war, mußte er doch sehen, daß dieses Königtum von Abydos trotz allen Prunkes, den die Messiasgläubigen um ihn häuften, nichts als ein leerer Schein war. Aber er sah es nicht, wollte es nicht sehen: „Und wenn er es doch sieht, macht er es für die anderen unsichtbar, daß sie blind werden wie er selbst, berauscht wie er selbst und daß sie nichts spüren als die ungeheure tragfähige Gewalt der Bewegung."

Deren Tragfähigkeit aber war nichts nütze, wenn es nichts zu tragen galt als einen Scheinmessias, der sich mit einem selbstbespiegelnden Königsdasein begnügte. „Sein Wirken erschöpfte sich immer darin, Bereitwillige zum Handeln aufzustacheln", daher reichte seine Kraft, soweit überhaupt von einer solchen die Rede sein konnte, nur dazu aus, die Ekstase am Leben zu halten. Und so mußte auch dieser Königstraum wie ein Schaum zerrinnen.

Absturz in die Schande

Im September 1666 wurde Sabbatai nach einer überaus tätigen und doch tatenlosen Königszeit von sechs Monaten von der Festung Abydos nach Adrianopel überführt. Damit begann endgültig der letzte Akt der messianischen Tragikomödie. Noch einmal galt es für Sabbatai Zewi, der Wirklichkeit zu begegnen und standzuhalten, wieder in einer gänzlich unausweichlichen Situation, und wieder wich er aus — diesmal mitten in den Pfuhl der ärgsten, nicht mehr zu übertrumpfenden Schande.

Die Ratgeber des Sultans mußten ihren Schutzbefohlenen gut kennen, besser vielleicht, als er selbst sich kannte, daß ihnen überhaupt der Gedanke kam, es könne möglich sein, einen Mann, der sich für den Erlöser und Befreier des Judenvolkes, für das letzte Ziel seines jahrtausendealten Glaubens ausgab, von diesem seinem Glauben abtrünnig zu machen. Denn diese Vorstellung war doch eigentlich gar nicht vollziehbar. Wenn schon der Übertritt eines einzelnen Renegaten als unauslöschliche Schande empfunden wurde, wie viel mehr, wenn ein frommer und heiliger Mann einen solchen Schritt tat, und nun gar der Messias, der verkörperte Inbegriff dieses Glaubens selber!

Aber der Mann, um dessentwillen die ganze Judenheit in Ost und West in Bewegung geraten war, zu dem Juden aus Krakau, Frankfurt und Hamburg nach Abydos pilgerten und der es vermochte, daß die Juden von Avignon all ihr Hab und Gut verkauften, um nach Jerusalem auszuwandern, dieser Mann, der ein unvorstellbares Maß von Gläubigkeit auf seine Person zu ziehen wußte, war selbst ohne irgendwelchen Glauben, ja kann nicht einmal eine Spur davon besessen haben. Denn sonst wäre es nicht denkbar, daß er auf die bloße Drohung mit einem grausamen Tode hin zu dieser äußersten Erniedrigung und schmählichen Selbstbeschimpfung zu bewegen gewesen wäre.

Was auch immer die Todesangst über den Menschen vermag — auch Johanna von Orleans war angesichts des Scheiterhaufens zum Widerruf bereit — hier war eine schlechthin unüberschreitbare Grenze. Für Sabbatai aber war diese Grenze nicht sichtbar, ja gar nicht vorhanden. Kaum sah er sich aus der Ekstase der Todesangst scheinbar so leichten Kaufes enthoben, da schwelgte

er sogleich wieder im neugewonnenen Lebensgefühl, war um sophistische Erklärungen seines Schrittes nicht verlegen und schmiedete phantastische Pläne wie nur je zuvor.

Aber die Schande war nur um so schlimmer, je weniger er sie selber verspürte. Wie um ihn zu verspotten, gab der Sultan dem Manne, der gestern noch ein Messias mit dem Anspruch auf die Herrschaft über die Erde war, das Amt eines Türhüters seines Palastes. Daß damit ein gewisses und nicht einmal unbedeutendes Einkommen aus der kaiserlichen Kasse verbunden war, konnte die Demütigung nur noch vermehren. Aber Sabbatai Zewi in seiner überschwenglichen Freude über das ihm wiedergeschenkte Leben empfand das alles nicht. Als man ihn aufforderte, als nunmehriger glaubenstreuer Moslem eine mohammedanische Sklavin zur zweiten Frau zu nehmen, gehorchte er ohne Widerrede, ja er tat ein übriges, das gar nicht von ihm verlangt wurde und veranlaßte auch Sarah, die erwählte Messiasbraut, zum Glauben Mohammeds überzutreten.

Sabbatianismus und Satanismus

Man möchte es für undenkbar halten, daß ein mit solcher Schande behafteter Mensch überhaupt weiterleben konnte. Aber Sabbatai lebte nicht nur, er machte auch noch mehr als einmal von sich reden, ehe ihn der Tod endgültig verstummen hieß.

Für seine Anhängerschaft allerdings bedeutete sein Übertritt den Sturz aus den glanzvollsten Hoffnungen ins gähnende leere Nichts. So unfaßbar war für die meisten das Geschehen, daß sie Jahre brauchten, ehe sie es ganz begriffen hatten. Und auch dann wurde noch lange nach einem etwaigen geheimen Hintersinn des ungeheuerlichen Vorganges gefragt. Kein Gläubiger wollte es begreifen, daß in Wahrheit ein Messias zum Renegaten geworden sei, daß ein Mann, der den Glauben und die Treue eines ganzen Volkes angesprochen hatte, so treulos bis in den letzten Kern, so schamlos bis zur Selbstauslöschung hatte sein können.

Noch jahrelang zogen die Propheten und Sendboten Sabbatais durch das Land, bald zweifelnd, bald neue Hoffnung schöpfend und schließlich als Narren oder Charlatane endend. Und endlich erwuchs aus der erst so stolzen und dann so schmählich zusammen-

gebrochenen sabbatianischen Bewegung eine besondere sabbatianische Theologie, die noch lange über den Tod ihres Urhebers hinaus fortexistierte.

Sabbatai selber wurde zuletzt, nachdem er noch jahrelang mit unsauberen Konspirationen zwischen Islam und Judentum hin und her geschwankt hatte, vom Sultan, der die Geduld verlor, in ein kleines albanisches Küstendorf verbannt, wo er 1675 starb. Die Unentwegtesten seiner Anhänger glaubten auch jetzt noch an ihn. Sein Tod war ihnen nur ein Zeichen dafür, daß er bald um so glanzvoller wiederkehren werde. Da er keine leiblichen Nachkommen hinterlassen hatte, verkündete die Witwe Sabbatais, seine letzte Frau, die er nach Sarahs Tode geheiratet hatte, die Seele des Messias sei in ihren minderjährigen Bruder eingegangen, der von nun an Jakob Zewi genannt wurde.

Um diesen sammelte sich die Sekte der unbedingten Sabbatianer, die in Smyrna, Saloniki, Konstantinopel und an anderen Orten fortbestand. Sie führte die Idee der messianischen Erlösung schließlich gänzlich ad absurdum. Um die Erlösung zu erzwingen, galt es nach der Meinung dieser Sektierer, das Maß der Sünde vollzumachen. Sie ergaben sich also dem praktischen Satanismus und stürzten sich in die bedenklichsten Ausschweifungen, so daß sie der Verfolgung verfielen und sich wie ihr Namengeber nur durch den Übertritt zum Islam retten konnten. Als unbedeutende mohammedanische Sekte sollen sie noch heute fortbestehen.

Der Gläubige seiner Lüge

Es bleibt abschließend noch ein Wort zu der Gesamtgestalt des Mannes zu sagen, der die Gemüter seines Volkes wie kaum je ein zweiter erregt hat. Er hat sie durch sein Versagen noch mehr als durch sein Erscheinen erregt, denn durch ihn wurde ja der Messiasglaube selber, der immer das Herz- und Kernstück jüdischer Gläubigkeit war, erschüttert und desavouiert.

Darum ging auch der Kampf um seine Rechtfertigung weit länger hin und her, als Sabbatai selber in seiner persönlichen Fragwürdigkeit verdiente. Die verwegensten Vermutungen wurden in diesem Zusammenhang laut. Vor allem wurde die alttestamen-

tarische Äußerung, die Welt werde den Messias zu den Verbrechern zählen, immer wieder zitiert, ohne damit aber sein tatsächliches Verbrechertum an seinem Volke, das er in die schlimmste Seelenkrise und Geisteskatastrophe seiner Geschichte geführt hat, bemänteln zu können.

Tiefer leuchtet eine abgründige Bemerkung des Buches Sohar über den Messias in die Hintergründe. Hier wird gesagt, seiner Erscheinung nach sei er böse, in seinem Herzen aber sei er gut. Vergleicht man das von Solowjow über den Antichrist Ausgesagte sowie Schillers Auffassung des Demetrius, so liegt die Frage nahe, ob die Kennzeichnung des kabbalistischen Buches nicht eher auf den Antichrist als auf den Messias geht und ob hier nicht vielleicht auch die Wurzel aller Problematik des sabbatianischen Messianismus liegt.

Doch kann man Sabbatais Gestalt von allen nachträglichen Rechtfertigungsversuchen her nur zum Teil begreifen. Das Tiefste hat auch zu dieser Frage Josef Kastein gesagt. Er nennt Sabbatai einen bloßen Techniker der Macht, der nie den vollen Einsatz seiner Person geleistet hat, sondern immer nur die Kraft seines Geltungswillens einsetzte: „Er war kein Erwählter, er war einer, der aus brennender Liebe zu sich und möglich auch aus brennender Liebe zu seinem Volk ein Erwählter sein wollte. Das kann man nicht wollen, man muß berufen sein. Das zu entscheiden, verlangt das tiefste, demütigste völlig ich-befreite Aufhorchen. So wollen und so nicht berufen sein, das gibt die großen Betrüger, auch wenn sie an sich selbst glauben."

Sabbatai aber hat nie gehorcht. Und da jede Unwahrhaftigkeit für den, der sich ihr einmal untergeordnet hat, zu einem unentrinnbaren Zwang wird, der sein Wesen durchsetzt, zu einer anderen Natur, ja, zu seiner Wirklichkeit, die er lebt und zu seiner Wahrheit, die er glaubt — „so steht Sabbatai dann eines Tages vor uns als der tief Gläubige seiner Lüge". Sein Wesen ist ein kaum durchdringbares Gewirr aus Unwahrhaftigkeit und Gläubigkeit. Da aber wirklicher Glaube nur aus der Wahrheit und nie aus der Lüge leben kann, so ist sein Wesen endlich bis in den Kern von der Lüge geprägt.

Und von hier fällt auch auf seine Schuld und Verantwortung erst das rechte Licht. Da er weder erwählt noch berufen war, so

konnte er alle Kraft, die ihm vom Volke zuströmte, nur dazu verwenden, sich bestätigt zu fühlen, sich als Mittelpunkt zu sehen und sein privates Schicksal daraus zu gestalten. „Das Volk wollte eine Wirklichkeit, er aber gab eine grandiose Schaustellung." So wandte alle Gläubigkeit, die ihm dargebracht wurde, sich schließlich als vielfache Schuld gegen ihn selbst. Aus Schaustellung wurde Schuld und damit Sabbatai Zewi, der Zurschausteller seiner selbst, „zu einem im höchsten Sinne Schuldigen".

CAGLIOSTRO

HOCHSTAPLER AM ZEITABGRUND

DER Charlatan tritt uns in vielen Gestalten und unter noch mehr Namen entgegen. Wir kennen ihn als Quacksalber, Wunderdoktor, Salbader und Kurpfuscher, als Taschenspieler, Gaukler, Possenreißer und Bänkelsänger, als Schausteller und Komödianten und als Goldmacher und Schwarzkünstler. Charlatane und Charlatanerie gibt es darüber hinaus in allen Berufen: kaum ein Begriff ist so vieldeutig und — so eindeutig zugleich.

Denn trotz der mannigfachen Abwandlungen, in denen er erscheinen kann, ist der Charlatan als Existenztypus durchaus eindeutig. Es ist auch nicht schwer, ihn zu definieren. Der Name selber sagt genug über ihn aus. „Ciarlare" bedeutet nach einem italienischen Vokabularum: auf prahlerische und leichtfertige Weise und mit verwirrender Absicht viel reden. Und der „Ciarlatano" ist entsprechend ein Mensch, der mit einem Übermaß an gekünstelten Worten das Falsche als echt feilzubieten und aus der Leichtgläubigkeit seiner Mitmenschen Vorteil zu ziehen sucht. Er ist der Typus des Marktschreiers, der als Schausteller und Possenreißer harmlos sein mag, weil hier klappern wirklich zum Handwerk gehört, der aber als Kurpfuscher und Quacksalber schon bedenklich zu werden beginnt, als Alchimist und Schwarzkünstler gefährlich wird und endlich im Raume der Politik und des Glaubens das Unheil selber darstellt. Jenes an sich schon unheimliche Element des Fälschertums, das bereits dem einfachen Charlatan anhaftet, kann sich mit dem Wirkungskreis und der damit verbundenen Verantwortung ins Abgründige und nicht mehr Verantwortbare steigern — bis zu wahrhaft apokalyptischen Ausmaßen.

Renaissance und Charlatanerie

Der Typus des Charlatans steht in einer merkwürdigen zeitlichen Relation zur Renaissance. Grete de Francesco, die die „Macht des Charlatans" untersucht hat, nennt ihn geradezu einen

von der Renaissance geprägten Typ. Als eine „in den Fundamenten menschlicher Sicherheit erschütterte Kulturperiode" begünstigt diese Zeit, die nicht mehr den Glauben und noch nicht das Wissen hatte, die Geheimwissenschaften, aus denen der Charlatan ein Gewerbe zu machen verstand. Und so entstand jener Typus des betrügerischen, weil zweckbestimmenden Abenteurers, des Spekulanten auf menschliche Schwächen, als der sich der Charlatan von vornherein darstellte: „In einer Zeit, in der alles im Fluß und geistige Gruppierungen im Werden waren, lernten sie, die denkenden Menschen zu meiden und sich den allzu leichtgläubigen Menschen zuzuwenden, ein Prinzip, dem die Charlatane aller Zeiten treu geblieben sind".

Die Beziehung zwischen Renaissance und Charlatanerie beruht also nicht darauf, daß sie den Typus des Gauklers erst geschaffen hätte — dieser war dem Mittelalter durchaus auch geläufig — sondern vielmehr darauf, daß sie das ihm gemäße Publikum schuf. Denn der Charlatan ist nichts ohne eine gläubige Gefolgschaft. Der harmlose Marktschreier und Bänkelsänger zwar bedarf ihrer nicht, wohl aber der Salbader und Wunderdoktor und wieviel mehr der Goldmacher und gar der politische und der religiöse Charlatan!

Zu allen Zeiten war die wichtigste Voraussetzung aller Charlatanserfolge jenes disponierte Publikum, das in Zeiten zwielichtigen Übergangs wie eben in der beginnenden Renaissance besonders in die Breite wuchs. „Die Allesglauber wünschen den Alleswisser", sagt Grete de Francesco und beschreibt die Gefolgschaft, die der Charlatan brauchte und die zugleich den Charlatan brauchte, als „Trunkene der Illusion": „Die Gefolgschaft verlangte nicht den Wissenden, aber auch nicht den Unwissenden, sondern denjenigen, der das Wissen zu ihrem Gebrauch fälschte"; umgekehrt aber konnten auch nicht die Unwissenden, gegen alle Absurditäten dank ihres gesunden Menschenverstandes Mißtrauischen die Masse des Publikums ausmachen, sondern diejenigen, die sich bereits erfolglos mit dem Begriff von Wissenschaft und Bildung auseinandergesetzt hatten, die Halbgebildeten: „Die für die Fälscherkünste des Charlatans Empfänglichen haben vor nichts solche Scheu wie vor der ganzen Wahrheit", daher greifen diese Disponierten nach der Illusion und lieben sie um ihrer selbst

willen; ob sie sich erfüllt, ist ihnen zunächst gleichgültig, es genügt ihnen, aus ihr Trost für den Augenblick zu schöpfen.

So schildert ein Stich aus dem italienischen Barock das zeitlostypische Publikum des Charlatans. Alle Rücken krümmen sich vor dem Erfolg als fait accompli, und die Lust am Sichverneigen, am Bewunderndürfen, das Aufatmen, wenn man Handlung, Tat und Gedanken auf eines anderen Schultern laden und ihn dafür anstaunen darf, kommen in Ausrufen zum Ausdruck wie „Immer siegt er über alle" oder „Was immer er macht, alles ist richtig". Eine der dargestellten Figuren berührt mit der Nase den Stiefel des Giganten und ruft entzückt aus: „Ich habe an ihm gerochen und fühle mich jetzt so wohl!" Und in aller Augen glimmt jene Sehnsucht nach Verwandlung auf, von der Grete de Francesco an anderer Stelle sagt: „Die Ausnützung dieser Sehnsucht, die tiefstem menschlichem Leid entspringt, das skrupellose Jonglieren mit dem Vertrauen der Hoffenden ist eine der teuflischsten Plagen, von denen die Menschheit heimgesucht wird."

Doktor Faust als Windbeutel

War die Renaissance für das gesamte christliche Abendland seelische Krisenzeit, so war sie es für Deutschland in besonderer Weise und in besonderem Maße. Man hat geradezu von einer metaphysischen Störung und Lähmung gesprochen, die mit dem Vordringen der Renaissance in Deutschland parallel ging und in Gestalten wie Münzer und Bockelson, ja selbst noch in der Problematik Wallensteins ihren Ausdruck fand.

Einen noch tieferen Ausdruck aber fand diese merkwürdige seelische Lähmung in der Gestalt eines typischen Charlatans oder vielmehr in der geistigen Gestalt, zu der dieser Charlatan der Renaissance im Verlaufe der deutschen und abendländischen Geistesgeschichte erwuchs. Denn es kann nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen: der schon zu seinen Lebzeiten von Legenden umwitterte und bald nach seinem Tode zum Gegenstand der Sage gewordene Doktor Faust war seinem geschichtlichen Urbild nach nichts weiter als ein gewöhnlicher Charlatan. Nicht einmal

besonders geschickt war er als solcher zu nennen, denn während andere Charlatane gerade zur Renaissancezeit mindestens vorübergehend zu Glanz und Ehren gelangten, war seine Lebensgeschichte die einer fortdauernden Flucht von einer Entlarvung zur anderen, bis er schließlich in solcher Vergessenheit starb, daß weder Ort noch Jahr seines Todes feststellbar sind.

Faust war wie alle Charlatane seiner Zeit ein Schwarzkünstler oder Nigromant. Auf seiner prahlerischen Visitenkarte nannte er sich: Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus, chiromanticus, aeromanticus, pyromanticus, in hydra arte secundus, zu deutsch: „Quell der Schwarzkünstler" — im Wortsinne eigentlich der Totenbeschwörer — „Sterndeuter, zweiter Magus, Handleser, Schatzgräber, Feuerwerker und zweitgrößter Quellenforscher". Was an diesem Titel noch mehr als sein Marktschreiertum interessiert, das ist die Tatsache, daß der seltsame Magister sowohl als jüngerer Faust wie als anderer Simon Magus an die verschollene Überlieferung der Gnostiker anküpfte, was bei keinem anderen Charlatan so deutlich zutage tritt.

Johann von Trittenheim, der selber in der Magie nicht unbewanderte gelehrte Abt von Sponheim, hat uns ein anschauliches Bild von diesem Magister Faustus gezeichnet, dem er in Gelnhausen beinahe begegnet wäre, wenn jener sich ihm nicht durch rasche Flucht entzogen hätte. Er schrieb nach dieser Beinahe-Begegnung an einen ihm bekannten Astrologen: „Jener Mensch, von dem du mir geschrieben hast, der sich unterstanden hat, sich Fürst der Schwarzkünstler zu nennen, ist ein Herumtreiber, ein Quatschkopf, ein Betrüger und verdient Prügel, damit er künftig nicht mehr so gottlose Behauptungen aufstelle... Ich weiß, daß er ein Windbeutel ist." Er habe im Gelnhäuser Wirtshaus mit größter Dreistigkeit die tollsten Windbeuteleien versprochen, sich etwa anheischig gemacht, sämtliche Werke von Aristoteles und Plato, wenn sie verloren gingen, aus dem Gedächtnis wieder herzustellen und ähnlichen Unsinn. In Kreuznach habe er renommiert, er überrage in der Alchimie bei weitem alle, die je dagewesen seien. Und in Würzburg habe er sich gar zu den blasphemischen Worten erdreistet, mit den Wundern Christi sei es gar nicht so weit her, die könne er auch alle tun.

Es mag mit derartigen, den üblichen Rahmen der Charlatanerie weit überschreitenden Äußerungen zusammenhängen, wenn dieser „Quatschkopf und Windbeutel" in den Ruf einer besonderen Verruchtheit geriet. Daß er seinen Zeitgenossen bekannt war, können wir Äußerungen Luthers und Melanchthons entnehmen, und Trithemius berichtet noch, Franz von Sickingen habe ihm eine Schullehrerstelle übertragen. die er aber, da er mit den Schülern Unzucht trieb, fluchtartig verlassen mußte.

Es ist in allen Zügen das deutliche Bild eines Unter- und Unmenschen, der sich mit charlatanesker Unbedarftheit anmaßt, in übermenschliche Regionen vorzudringen, ohne auch nur entfernt die geistigen Voraussetzungen dazu mitzubringen. Nie wäre diese Gestalt für würdig befunden worden, das höchste Geistesstreben des Abendlandes zu verkörpern, wäre nicht in einem untergründigen Bewußtsein die Ahnung lebendig geblieben, daß im zeitlichen Typus des Charlatans der endzeitliche des Antichrist vorweggenommen ist.

Bragadino — Nigromantik und Politik

Während der repräsentative Charlatan der deutschen Renaissance zur geistigen Gestalt erwuchs, ist in dem Italien des Rinascimento einem Schwarzkünstler der unmittelbare Einbruch in die Politik gelungen, in der er, wenn auch in zeitlicher und örtlicher Begrenzung, eine teilweise wichtigere Rolle als der spätere „Erzcharlatan" Cagliostro spielte.

Die Episode ist denkwürdig. Ihr Schauplatz war Venedig, das sich einmal schmeicheln konnte, die Weltherrschaft zu besitzen, aber nach der Ausbreitung des Türkenreiches und der Entwicklung der Westwelt in unaufhaltsamem Niedergang war. 1570 ging Cypern an die Türken verloren, die stärkste Stütze der venezianischen Macht, die damit vollends zum Schatten wurde. Ein Cypriote aber war es, der den Venezianern noch einmal für kurze Zeit den Traum des Reichtums vorgaukelte.

Mamugna hieß dieser cypriotische Flüchtling, doch nannte er sich nach seinem adligen Schutzherrn aus dem berühmten Hause Bragadino, und er dankt dieser Namensfälschung nicht wenig von

dem Kredit, den er später in Venedig genoß. Vermutlich war er durch einen anderen, offeneren Delikt gezwungen, aus Venedig zu verschwinden, denn er war jahrelang auf Reisen, die ihn durch Italien und Frankreich führten.

Als er 1589 zurückkam, war er ein großer Herr mit vielen Dienern und mit einer Leibgarde, der den Ruf um sich zu verbreiten wußte, er könne Gold machen.

In dem Weltuntergangsstimmungen hingegebenen Venedig jener Tage genügte das, um ihm eine Anhängerschaft bedeutender und einflußreicher Männer zu sichern. Männer aus ältestem venezianischem Adel stritten sich um die Gunst des hergelaufenen cypriotischen Flüchtlings und setzten es durch, daß er vom Senat mit bewaffnetem Geleit aus Brescia, wo er residierte, nach Venedig eingeholt wurde.

Hier wurde ihm ein prächtiger Palast zur Wohnung angewiesen. Obwohl er sich nach wie vor in Geheimnis hüllte und lediglich von Zeit zu Zeit undurchsichtige Experimente vollführte, wuchs seine Anhängerschaft in der Stadt zu einer großen Überzahl an. Man huldigte ihm bis zur Anbetung. Die geringste Anrede, die für ihn gebraucht wurde, war das damals für Kardinäle übliche „Illustrissimo", und der begeistertste seiner Anhänger, ein Cornaro aus dem Hause der letzten Königin von Cypern, nannte ihn sogar „Vostra Eccellenza", mit dem gleichen Titel, der den Medicherzögen von Florenz zukam.

Erst durch Spottlieder des Volkes, gegen die der humorlose Mamugna-Bragadino eine Beschwerdeeingabe beim Senat machte, wurde der Zweifel wach, ob der hochgeehrte Gast der Stadt auch wirklich Gold zu machen verstünde. In die Enge getrieben, suchte er Ausflüchte, und als die Stimmung schließlich immer bedrohlicher wurde, floh er mit seinem ganzen Hofstaat nach Padua, nachdem er bis fast zuletzt den venezianischen Adel um Geldsummen von ungewöhnlichem Ausmaß geprellt hatte.

Damit war die politische Laufbahn des Goldmachers aber noch nicht beendet. Von Padua aus wurde er durch den Herzog von Bayern nach München berufen. Wieder konnte er einen triumphalen Einzug halten. Er ritt auf einem Berberhengst, war in Samt und Seide und die feinste Wäsche gekleidet, mit duftendem Wasser besprengt und mit Schmuck behängt. Und obwohl man

wie in Venedig Gold von ihm wollte, bestellte er zunächst einmal Möbel und Leckereien aus Italien und ließ sich von einem Hofmaler des Herzogs malen. So besitzen wir von diesem politischen Nigromanten ein künstlerisch hochwertiges Bild, das in einzelnen Zügen merkwürdig an Bildnisse Wallensteins erinnert. „Ein Bild planvoller, energischer Skrupellosigkeit, dem die zurückfliehende Stirn noch einen Ausdruck von Bereitschaft zum Verbrechen gibt", so ist es bei Francesco beschrieben, und im einzelnen: „Dieser eiskalte Blick des dämonischen Artisten, der brutale Zug von der Nase herunter zu dem genießerischen Mund ... Daß dieser Mann keinen Spaß verstand, glaubt man".

In Bayern trat Bragadino eher noch kühner als in Venedig auf. Er konnte es sogar wagen, in die staatliche Handelspolitik einzugreifen, indem er seiner Heimatstadt Venedig eine große Getreidelieferung verschaffte.

Das hinderte ihn nicht an betrügerischen Manipulationen niedrigster Art. Ein Juwelenbetrug an einem bayrischen Edelmann, zu dem er den Herzog veranlaßte, führte schließlich eine Krise herbei, aus der ihn auch der Herzog nicht mehr retten konnte. Im April 1591 wurde der Mann, der die Republik Venedig und das Herzogtum Bayern aus ihrer Geldnot hatte retten wollen, mit dem Beil hingerichtet.

Er hinterließ nichts als eine von seinem Sekretär erstaunlich systematisch geordnete Briefregistratur, die im Bayrischen Staatsarchiv aufbewahrt wird. Sie scheint der Auffassung zu widersprechen, daß der Charlatan ein chaotischer Mensch der Unordnung ist, denn sie ist auf pedantische und beinahe unübertreffliche Weise geordnet.

Aber das ist nur dem Anschein nach ein Widerspruch, wie der Kommentar bei Francesco nachweist. Wie jeder Mensch in dem Gebiet, das er versteht, auch Ordnung hält, so versteht es der Charlatan, durch straffe Werbeorganisation die Sucht nach Phantastischem zu erfassen und auszubeuten: „Im Gebiet der psychologisch richtigen, vortrefflich organisierten Propaganda liegt seine wirkliche Leistung, und der Leistung ist die Ordnung zugehörig; Unordnung herrscht im Gebiet der angepriesenen Inhalte, die er nicht beherrscht, Unordnung auch in seinem Stil, in seiner Rede, überall dort, wo die Leere offenkundig wird . . ."

Auch von Sabbatai Zewi, dem Judenmessias, der selber ein großer Charlatan — der Grenzfall eines religiösen Charlatans — war, führt eine Linie zu jenen Charlatanen, die nichts als Betrüger waren. Schon ein unmittelbarer Jünger des Messias, Sabbatai Raphael, den seine Tätigkeit bis nach Hamburg führte, endete nach dem Verrat seines Herrn als ein plumper Betrüger.

Von anderer, raffinierterer Art war die Charlatanerie, die sich hundert Jahre nach Sabbatai mit den überlebenden Resten seiner Bewegung verknüpfte. Ihr Träger war der 1712 in Südgalizien geborene Rabbinersohn Jankiew Lejbowicz, der sich später Jakob Frank nannte und die messianische Sekte der Frankisten stiftete, die den Sabbatianismus völlig ad absurdum führte.

Frank kam als Geschäftsmann in Saloniki mit den Sabbatianern in Verbindung, die nach dem Tode Berachjas, des Sohnes von Jakob Zewi, führerlos waren. Er behauptete, wie von Sabbatai auf Jakob Zewi, so sei die Messiaswürde durch Metempsychose von Berachja auf ihn übergegangen und begann die über Podolien verstreuten Anhänger des Sabbatai neu zu sammeln. Mit der Bewegung lebten auch die unsittlichen Orgien wieder auf, die schon einmal zu ihrer Unterdrückung durch die Türken geführt hatten und die jetzt 1756 die Verhaftung Franks und seiner Anhänger zur Folge hatten.

Doch wußte sich Frank mit der sabbatianischen Trinitätslehre, die tatsächlich manche Anklänge an die christliche zeigte, dem Bischof von Podolien interessant zu machen. Durch Denunziation der Talmudjuden erwirkte er die Freilassung seiner Anhänger und betrieb dann mit einem großen Aufwand an Propaganda seinen Übertritt zum Christentum. 1759 erschien er mit der Pracht eines orientalischen Fürsten sechsspännig in Lemberg und ließ sich mit tausend seiner Anhänger taufen. Bei der Firmung, die in Warschau stattfand, war sogar der polnische König selber als Pate zugegen.

Aber bald stellte sich der Trug heraus. Frank blieb auch als Christ „Frankist". Die sabbatianische Lehre ließ Jesus und Mohammed zwar als Vorläufer des Messias gelten, der aber erst in Sabbatai selber gekommen und in Jakob, Berachja und Frank wiederverkörpert sei. Dieser Lehre gemäß ließ sich Frank als

wiedergeborenen Christus verehren, wählte zwölf Apostel aus und setzte in den katholischen Gebetbüchern seiner Anhänger sogar seinen eigenen Namen an die Stelle des Namens Jesus. Als er daraufhin 1760 als gemeiner Betrüger verurteilt und in Ketten in die Festung Tschenstochau gebracht wurde, nannte er diese, bewußt oder unbewußt Sabbatais Beispiel in Abydos nachahmend, das „Tor Roms", wo der Messias in Knechtsgestalt leiden müsse.

Erst zwölf Jahre später wurde Frank durch die Teilung Polens im Jahre 1772 wieder frei. Er trat als Spion in den Dienst der russischen Zarin und machte in Brünn eine Art Hoflager auf, indem er seinen Anhang militärisch organisierte. Bei diesem trat er nach wie vor als Messias auf, wobei ihm allerdings seine abschreckende Häßlichkeit hinderlich war. Um so geschickter wußte er sich der außerordentlichen Schönheit seiner inzwischen herangewachsenen Tochter Eva zu bedienen, die er als die menschgewordene Sephira Emuna proklamierte. Bei ihrer Vermählung sollten die drei Sephirot oder göttlichen Kräfte, von denen schon Sabbatai phantasiert hatte, zur Vereinigung kommen. Als Eidam aber hatte der Messias Frank keinen Geringeren als Kaiser Joseph, den Sohn der Maria Theresia, erlesen. Hartnäckige Zweckgerüchte sprachen davon, der Kaiser habe sich um die Hand der Messiastochter beworben.

Daraufhin aus Österreich verwiesen, siedelte Frank 1786 nach Offenbach am Main über, wo er einem verschuldeten Fürsten von Isenburg sein Schloß abkaufte. Wieder verstand er es, sich in mystisches Halbdunkel zu hüllen. Wie die Kavalier-Charlatane seines Jahrhunderts trat er mit fürstlichem Pomp als Baron von Frank auf und wurde von den Offenbacher Einwohnern nicht anders als der polnische Graf oder der Polenfürst genannt. Sein Gefolge war in der Tat auch fürstlich, denn es umfaßte etwa tausend Mann, die das Lager oder die Masse genannt wurden. Von allen forderte er unbedingten Gehorsam, besonders aber von seiner Leibgarde, die aus Heiducken, Ulanen und Husaren bestand. Das Ganze wurde durch ein Denunziations- und Spioniersystem überwacht, bei dem je einer des anderen Aufpasser war.

Die Mittel zu seinem glanzvollen Auftreten mußten ihm die polnischen Juden beschaffen, die ihm noch immer anhingen. Es

wird von riesigen Summen gesprochen, die ihm auf diese Weise zugeflossen seien: über eine Dreiviertelmillion Dukaten soll er im Laufe der Jahre verbraucht haben. Das ist bei seinem Auftreten nicht verwunderlich, denn er führte nicht nur ein prunkhaftes Leben, sondern spendete auch aufs großzügigste Almosen, wo sie geeignet schienen, die Verehrung für ihn zu steigern.

Während er so aus dem messianischen Glauben seiner Anhänger allen erdenklichen Nutzen zog, war er mit der Verkündigung dieses Messianismus nach dem Ende seiner Leidensjahre im Gefängnis doch sehr vorsichtig. Weder bei Juden noch bei Christen trat er mit ihr hervor, sondern hielt sich äußerlich zur katholischen Kirche. Seinen Anhängern gegenüber aber sprach er unumwunden aus, daß das Christentum für ihn nur eine Larve sei und rechtfertigte diese Verlarvung in wahrhaft gnostischer Spitzfindigkeit mit der Täuschung Isaaks durch Jakob als seinem biblischen Vorbild.

Nach außen hin aber trat er zudem noch in einer weiteren merkwürdigen Larve auf. Nach Gerüchten, die er wahrscheinlich selber ausstreute, zum mindesten aber duldete, galt er als verkappte hochfürstliche Persönlichkeit. Und so wurden seine geheimen Beziehungen zum russischen Zarenhaus, die den nüchternen Hintergrund des Spionagedienstes hatten, dahin gedeutet, er sei der ermordete Zar Peter III. und seine Tochter Eva ein natürliches Kind der Zarin Elisabeth. Damit stellt sich uns in Franks Gestalt der Charlatan nicht allein als Messias, sondern zugleich als ein politischer Revenant und noch dazu als ein alter ego des Räuberhauptmanns Pugatschew dar.

Jakob Frank, dessen Sekte unter dem Namen der Frankisten fortbestand, ist einer der wenigen Charlatane, die ein ruhiges Ende fanden. Die Katastrophe kam allerdings auch hier, aber erst geraume Zeit nach seinem Ende. 1791 starb er als beinahe Achtzigjähriger.

Durch Aufnahme von Schulden konnte Eva Frank den Betrug trotz versiegender Hilfsquellen noch bis 1817 fortsetzen. Dann verschwand sie und hinterließ eine Schuldenlast von nicht weniger als drei Millionen.

Wir können vom unpolitischen Charlatan von der Art des Doktor Eisenbarth über den politischen vom Typ Bragadino und des religiösen vom Typus Frank bis zum politisch-religiösen Charlatan gleichsam eine progressive Reihe aufstellen, wobei es vom „Baron" Frank zum „Grafen" Cagliostro nur ein Schritt ist. Was in den anderen Typen nur angelegt und angedeutet ist, das findet in der Figur des zugleich politischen und religiösen Charlatans seine höchste Steigerung. So gilt Cagliostro mit Recht als der Charlatan der Charlatane — der Erzcharlatan.

Cagliostro steht in jeder Hinsicht am Ende. Nicht daß er der letzte der Charlatane wäre, aber er ist wie ein geheimes Ziel, auf das die gesamte Entwicklung der Charlatanerie hinführt. Trat der Charlatan im 16. Jahrhundert als Goldmacher, im 17. als Quacksalber und im 18. als großer Kavalier auf, so war Cagliostro alles in einem: Nigromant und Kurpfuscher und hochstapelnder Graf und Kavalier.

Vor allem aber steht Cagliostro am Ende jenes 18. Jahrhunderts, das man das Jahrhundert der Charlatane genannt hat, das aber zugleich auch das Jahrhundert der Aufklärung war. Grete de Francesco nennt die Gleichzeitigkeit von Aufklärung und Wunderglauben, von Voltaire und Cagliostro, eine der merkwürdigsten geistesgeschichtlichen Erscheinungen, aber sie stellt selber fest, daß Materialismus und Schwärmerei für Irrationales ja noch nie einander ausgeschlossen haben, im Gegenteil hat Rationalismus noch immer, und je flacher er war, um so krasser, zum Aberglauben geführt. Von jeher war der ungläubige Mensch in ganz besonderem Maße den Versuchungen abstruser Wundertätigkeit ausgesetzt.

So hat das Jahrhundert der Aufklärung zu einem Triumph der Charlatanerie geführt, wie ihn noch kein Zeitalter zuvor, auch die Renaissance nicht, gekannt hat. Während dort Bragadino eine vereinzelte Erscheinung blieb und die Charlatane sich sonst auf außerpolitischen Gebieten, vor allem auf dem noch unkontrollierbaren der Wissenschaften zu betätigen pflegten, fühlten sie sich im Aufklärungszeitalter gerade von der Politik besonders angezogen, in der sie zwar meist nur kurze Gastrollen gaben, aber trotz-

dem noch genug Unfug zu stiften vermochten, vor allem wenn sie politische mit religiösen Zielsetzungen verknüpften.

Neben Cagliostro hat in dieser Hinsicht vor allem der mysteriöse Graf von St. Germain von sich reden gemacht, bei dem die Charlatanerie zugleich schon einen Einschlag ins Industrielle hatte. Er brachte es fertig, von Frankreich als Unterhändler zu Friedensverhandlungen mit England in den Haag geschickt zu werden, von wo er dann allerdings mit Schimpf und Schande verschwinden mußte. Wie sehr er ein Meister in der Berechnung der Wirkung war, zeigt der Bericht, den ein österreichischer Diplomat, Graf Cobenzl, von ihm gab: „Ich fand in ihm den seltsamsten Menschen, der mir im Leben begegnet ist. Seine Herkunft kenne ich noch nicht genau; ich glaube jedoch, daß er einer heimlichen Verbindung aus einem großen und mächtigen Hause entsprossen ist. Er ist im Besitz großer Mittel, lebt aber äußerst einfach. Er weiß alles und zeigt eine bewunderswerte Rechtschaffenheit und Seelengüte."

Noch heute ist die Herkunft dieses Mannes, der von vielen Zeitgenossen für einen portugiesischen Juden gehalten wurde, keineswegs geklärt. Er selbst pflegte seinen wundergläubigen Gesprächspartnern mit Vorliebe zu erzählen, daß er mit den Gästen der Hochzeit zu Kana zu Tisch gesessen habe. In der Tat haftet ihm ein unverkennbar ahasverischer Zug an, wie auch das einzige Porträt, das von ihm erhalten ist, ein seltsam zeitlos-hintergründiges Gesicht zeigt.

Cagliostro und die Revolution

Die besondere und wahrhaft exemplarische Bedeutung Cagliostros beruhte nicht allein darauf, daß er in seiner Person den Schwarzkünstler der Renaissance und den Wunderarzt der Barockzeit mit dem Kavalier des Rokoko vereinte, mindestens ebenso wichtig ist es, daß in seiner Gestalt die Charlatanerie der Revolution begegnete, daß er als ein Hochstapler sondergleichen unmittelbar vor die geöffneten Abgründe seiner Zeit gestellt wurde. Denn die Krise des Abendlandes, die in der Renaissance ihren ersten sichtbaren Ausdruck fand, erlebte in der französischen Revolution ihre

Fortführung bis zur Katastrophe, an der alle Charlatane scheiterten, die mit ihr zu spielen versuchten.

Der später selbst geadelte Graf Cagliostro wurde 1743 in Palermo als ein schlichter Giuseppe Balsamo geboren und verlebte hier die Jugend eines intelligenten und gerissenen, aber halbverkommenen Gassenjungen. Später lernte der Held der sizilianischen Gosse, wie er bei Francesco genannt wird, bei den Mönchen lesen und schreiben. Zu Hilfsdiensten in der klösterlichen Apotheke angestellt, sammelte er einige medizinische Kenntnisse, die ihm später in seiner Wunderarztpraxis zugute kamen. Seines üblen Betragens wegen fortgejagt, betätigte er sich nun als Maler niedrigsten Grades; er malte, zeichnete oder fälschte, wie immer seine Dienste gebraucht wurden. Auch als Schatzgräber in Meereshöhlen machte er sich zu schaffen, als wolle er dem Beispiel des „aeromanticus" Faust nacheifern.

Nach der Fälschung eines Oberstenpatentes mußte er aus Palermo fliehen, wo er bereits mit sechsundzwanzig Jahren im übelsten Rufe stand. Wie alle Charlatane war er ein Meister der Flucht, der immer noch rechtzeitig zu verschwinden verstand, ehe seine Lage unhaltbar wurde. Sein ganzes Leben war eine unter auffallend ähnlichen Umständen immer wiederholte Flucht.

Die erste Flucht, aus der die erste seiner großen Reisen resultierte, war gleich sein Meisterstück. Er lernte in Messina und auf Malta nicht nur hervorragende Nigromanten kennen, sondern wurde auch in deren Tricks und Geheimnisse eingeweiht, und als er wieder in der Öffentlichkeit erschien, trat er als der unglückliche Sohn des letzten Herrschers von Trapezunt auf, der in der Verbannung mit allen Weisheitslehren des Ostens bekannt geworden sei. Er behauptete, Griechenland, Ägypten und einen Teil Asiens bereist zu haben und in der Türkei als Arzt tätig gewesen zu sein, womit er auf seine für alle extravaganten Erscheinungen aufgeschlossene Zeit großen Eindruck machte.

Zunächst war sein Schicksal noch ziemlich wechselreich. So war er in Rom, wo er die schöne Lorenza Feliciani kennenlernte, als Lakai in den Diensten eines Prälaten. Aber an der Seite Lorenzas, die trotz ihrer niederen Herkunft die Rolle der geheimnisvollen Gräfin gut zu spielen verstand, begann er nun als Graf Cagliostro bekannt zu werden. Beide zogen von Stadt zu Stadt und gewannen

mit ihren Taschenspielerkünsten und durch die buhlerischen Reize der Schönheit Lorenzas einen ständig wachsenden Ruf. Das Grafenpaar hielt sich Kammerdiener und Kuriere und fuhr in vornehmer schwarzer Kutsche in die Städte ein, die es heimzusuchen dachte — um endlich bei Nacht und Nebel aus ihnen zu entweichen.

Nachdem er Deutschland durchreist, Kurland und Rußland besucht und in London, Brüssel und dem Haag Hof gehalten hatte, war Graf Alexander Cagliostro zu einer Figur europäischen Ausmaßes geworden. So begnügte er sich nun auch nicht mehr mit Taschenspieler- und Hochstaplerkünsten, sondern wuchs unvermutet in die Rolle eines politisch-religiösen Reformers hinein. Er gründete in London mit großer Propaganda eine Freimaurerloge, in die auch Leute niederen Standes aufgenommen wurden. Dadurch gewann er zahlreiche Anhänger und neuen Ruhm. In allen Teilen Europas hatte Cagliostro mit seiner Loge einen beispiellosen Erfolg, der sich nicht allein aus den erotischen Exzessen erklärt, die den nächtlichen Versammlungen der Loge in Paris so außerordentlichen Zulauf brachten.

Cagliostro war nahe daran, ein Religionsstifter zu werden. Er sah, daß die aus den Fugen gehende Zeit mehr brauchte als die Kurpfuscherei, die die Quacksalber des vergangenen Jahrhunderts ihr angeboten hatten und wurde so zu einem Kurpfuscher der Seele. Er gab zu den leiblichen auch seelische Lebenselexiere. Der Kult, den er einführte, war durch Erlangung der Unsterblichkeit für die Seele gekrönt. Dafür wurde er von seinen Anhängern nahezu vergöttert, wie der Brief eines Logenbruders zeigt, der mit den Worten beginnt: „Mein Meister und nach dem Ewigen, mein Alles! Es scheint, daß sich das Meer der Trennung widersetzt, zu welcher ich gezwungen werde. Aber, mein Meister, ich habe das Glück gehabt, Sie diese Nacht zu sehen. Der Ewige hat den Segen erfüllt, den ich gestern erhielt. Ach, mein Meister, nach Gott sind Sie meine Glückseligkeit . . ."

Nach solchen ans Wunderbare grenzenden Erfolgen nimmt es nicht wunder, daß es den Charlatan gelüstete, auch eine politische Rolle zu spielen, wozu das Paris der sich ankündigenden Revolution die günstigsten Voraussetzungen bot. Schon 1780 hatte Cagliostro in Paris durch Geisterbeschwörungen ungeheures Aufsehen erregt. 1785 kehrte er zurück und hielt einen triumphalen

Einzug in die Stadt, die nun der Schauplatz seiner höchsten Triumphe werden sollte.

Durch dunkle Beziehungen in die Halsbandaffäre verwickelt, wurde er in der Bastille gefangengesetzt. Hinter deren Mauern verfaßte er ein Mémoire, in dem er seine Schuldlosigkeit nachzuweisen suchte und zum Gegenangriff überging. So bedeutete seine Begnadigung einen Sieg der Feinde der Königin, und seine Befreiung glich einem Triumphzug durch die von den ersten Beben der Revolution erschütterte Hauptstadt Frankreichs. Zehntausende umjubelten seinen Wagen und brachten dem Grafen aus der Gosse die stürmischsten Ovationen dar. Auch der Adel stand in langen Reihen, um von ihm empfangen zu werden. Man mußte Besucherlisten auslegen. „Il est exactement de bon ton d'avoir passé a l'hôtel de Cagliostro" schreibt ein Zeitgenosse.

Und als der Graf unmittelbar nach seiner Befreiung aus Paris ausgewiesen wurde, begleitete ihn eine begeisterte Menschenmenge zu Wagen und zu Fuß in den Vorort, in dem er nun Quartier nahm. „Ganz Paris kam und kommt, um ihn zu sehen", sagt ein höchst verwunderter Augenzeuge des Schauspiels, „ganz Paris spricht nur von ihm und wünscht, daß dem geliebten Manne Rehabilitierung und Gerechtigkeit widerfahre". Eine ganze Kunstindustrie scheint sich auf den Fall gestürzt zu haben, denn es wurde zur allgemeinen Mode, Döschen, Pendulen und Fächer mit Abbildungen Cagliostros zu benutzen, fürwahr ein Höchstgrad an Massenwirkung, wie er noch von keinem Charlatan erreicht worden war.

Cagliostro hatte kaum Frankreich verlassen, als er sich schon mit einem haßerfüllten offenen Brief an das Pariser Volk wandte, der zwar verboten wurde, aber gerade darum in ungezählten Exemplaren Verbreitung fand. Das Pamphlet des Abenteurers schilderte in wortreichen Ausführungen das Grauen der Bastille, und Grete de Francesco mag recht haben, wenn sie meint, daß die Worte Beppo Balsamos die Gemüter derjenigen mitentzünden halfen, die später die Bastille stürmen sollten.

Die Laufbahn des Erzcharlatans hatte mit diesem Glanzpunkt allerdings ihren Zenit erreicht und überschritten. Nach diesem Exzeß gab es keine Steigerung mehr, im Gegenteil wurden nun zunehmend skeptische Stimmen laut, die den Betrüger und seine

zum Teil sehr plumpen und dummdreisten Methoden entlarvten. Er reiste noch weiter durch Europa, aber der Erfolg, der ihm früher vorausgeeilt war, schien ihn nun zu fliehen. Im selben Jahre 1789, in dem in Frankreich die Revolution endlich zum Ausbruch kam, kehrte er nach Rom zurück, wo ihn die Inquisition ergriff. Zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Kerker begnadigt, starb er, von dessen Namen einmal ganz Europa erfüllt war, 1795 in fast schon völliger Vergessenheit.

Er hat damit noch Robespierre überlebt und somit auch das katastrophische Stadium jener Revolution, die er mit hatte auslösen helfen. Er selber freilich war kein Revolutionär, sondern gehörte vielmehr nach einer guten Formulierung Francescos „zu jenen vorrevolutionären Existenzen, die wie geschäftige Mäuse an den Fundamenten einer Gesellschaftsschicht nagen, die sie ausbeuten und an die neuen Herren ausliefern, sobald diese zur Macht gelangen".

Boetti — Charlatan als Tamerlan

Es gibt zu der sensationellen Lebensbahn des Charlatans der Charlatane ein viel weniger bekanntes östliches Gegenstück, das an Abenteuerlichkeit kaum hinter ihm zurücksteht: das Schicksal des entlaufenen Dominikanermönches Boetti, der ähnlich Pugatschew im Osten einen Räuberstaat entlaufener Soldaten gründete und zugleich wie Jakob Frank eine Sekte stiftete, die Christentum und Mohammedanismus vereinen sollte.

Im selben Jahr 1743 wie Giuseppe Balsamo wurde Giambattista Boetti in einem montferratischen Marktflecken geboren. Schon in jungen Jahren kam er auf abenteuernden Fahrten weit umher, ehe er als Zwanzigjähriger in den Dominikanerorden eintrat, der ihn 1768 als Missionar nach Mossul schickte. Im Orient erlebte Boetti wieder allerlei Abenteuer, übte zeitweise eine nicht sehr glückliche ärztliche Praxis aus, wurde in Edessa zum Bischof ausgerufen, bereiste Georgien und Persien, wurde in Damaskus als russischer Spion verhaftet und mußte sich in Konstantinopel mit großen Geldopfern die Freiheit erkaufen.

Von seinem Orden hatte er sich inzwischen getrennt, und so begann er nun ein noch unsteteres Reiseleben mit dem dauernden

Bemühen, seine Spuren zu verwischen. 1782 kehrte er ins Kloster zurück, aber ketzerischer Anschauungen verdächtigt, wurde er von neuem flüchtig, diente vorübergehend dem König von Sardinien als Berater und ging nach dem Scheitern aller westlichen Pläne endlich wieder in den Osten.

Nun ging sein Weg vollends ins Abenteuerliche. Im türkisch-persischen Grenzgebiet begann er ein Heer um sich zu sammeln, das immer stärker anwuchs und durch Eroberung von sich reden machte. Es gelang ihm, die Armeen türkischer Feldherrn und georgischer Prinzen zu schlagen. Als oberster Befehlshaber über siebenunddreißigtausend Soldaten nahm er den Titel Mansur, der Siegreiche an und warf sich nun auch zum religiösen Reformator auf. In vierundzwanzig Thesen verkündete der ehemalige Dominikaner die Reformation des Islam, die nichts als ein aufklärerisches Gemisch der damals bekannten Religionen darstellte, Christus als Propheten neben Mohammed und Johannes den Täufer stellte, jede religiöse Handlung zur Lächerlichkeit verurteilte und Gelübde sogar bestrafte.

Immerhin scheint Boetti mit seinem neuen Evangelium einigen Widerhall gefunden zu haben. Es wird berichtet, achtzigtausend Bogenschützen hätten sich um ihn geschart, um mit ihm auf den Trümmern von Mekka und Rom einen neuen Glauben aufzubauen. Seine zusammengewürfelte Armee habe ihn wie einen Halbgott verehrt und der Sultan habe den neuen Tamerlan oder Dschingiskhan bereits zu fürchten begonnen. Nur durch Bestechung konnte er von seinem Plan eines Feldzuges gegen Konstantinopel abgehalten werden.

Boetti wandte sich nun nach dem Kaukasus und gegen die russische Grenze, und nachdem es ihm sogar gelungen war, den russischen General Apraxin zu schlagen, stand er auf der Höhe seiner Macht. Ganze Schiffsladungen von Waffen ließ er sich aus Europa kommen, wo seine Agenten gleichzeitig Offiziere für ihn warben. Gleichwohl war seine Macht nun nur noch von kurzer Dauer. Nachdem Rußland die von ihm drohende Gefahr erkannt hatte, holte es 1786 wie zwölf Jahre zuvor gegen Pugatschew auch gegen diesen Abenteurer zu einem vernichtenden Schlag aus. Ein Heer unter persönlicher Führung Potemkins besiegte die Räuberarmee des abenteuernden Mönches.

Der im folgenden Jahr ausgebrochene russisch-türkische Krieg gab diesem noch eine Galgenfrist. Aber nach dem Abschluß des Friedens von Jassy im Jahre 1792 war sein Schicksal besiegelt. Von einem russischen Detachement wurde er in der von ihm zur Festung ausgebauten Bergstadt Anapa ausgehoben. Er mußte wie Pugatschew mit dem Galgen rechnen. Da er aber ungefährlich geworden war, schenkte ihm die Zarin das Leben und begnügte sich damit, den ehemaligen Mönch in ein einsames Kloster am Weißen Meer zu verbannen, wo er in noch größerer Vergessenheit als Cagliostro kurz vor der Jahrhundertwende gestorben zu sein scheint.

Das Ende der Charlatane

So hat auch dieser Charlatan wie alle Charlatane geendet. Nur wenigen ist die äußere, keinem die tatsächliche Katastrophe erspart geblieben. Man könnte den Charlatan geradezu von diesem für ihn typischen Ende her definieren, wenn nicht die Gefahr einer Verwechslung des echten tragischen Scheiterns mit dem des Vabanquespielers zu nahe läge.

Carlyle hat in seiner Studie „Das Perlenhalsband" auf diesen katastrophalen Hintergrund aller Charlatanerie sehr fein hingewiesen, indem er hier Cagliostro eine Rede halten läßt, in der es heißt: „Aber dabei, meine Freunde und Mithalunken, sind wir nicht ohne Religion, ohne unseren Kultus, der wie der älteste und jeder echte Kultus ein Kultus der Furcht ist. Die Christen haben ihr Kreuz, die Moslem ihren Halbmond; aber haben nicht auch wir unseren Galgen? Ja, unendlich schrecklich ist der Galgen, welcher mit seiner Gabel über den Abgrund bodenlosen Grauens emporragt!"

Wie allen Galgenvögeln, auch denen minderen Grades, haftet den Charlatanen eine merkwürdige Vorliebe für die Symbolik des Galgens an. Denn sie alle wissen, gleichviel ob in einer höheren oder tieferen, dunkleren Schicht ihres Bewußtseins, daß ihre Sache nicht gut ausgehen kann. Mehr oder weniger bewußt spielen sie alle va banque, bauen sie alle Kartenhäuser. Und so empfinden sie es oft sogar selbst als gerechten Ausgleich, wenn endlich ihr

Schicksal vernichtend über sie hereinbricht. Nicht immer mag es in dieser Überspitztheit gelten, was Grete de Francesco sagt, niemand habe besser als sie selbst die Haltlosigkeit ihrer eigenen Versprechungen gekannt, denn es hat zweifellos auch nicht wenige selbstbetrügerische Charlatane gegeben, aber um so entschiedener trifft das zu, was sie weiter dazu bemerkt: „Die Flucht vor der ständig drohenden Gefahr nahm diesen Männern die Gelassenheit, sie hatten immer Eile; sie mußten sich rasch und nachhaltig beweisen, bevor es zu spät war, sie mußten den Augenblick ausbeuten; es gab für sie nur Augenblickserfolge oder Entlarvung. Im Leben drohte ihnen Strafe oder Tod, nach dem Tode aber Vergessenheit; so glichen ihre Tage einer Anhäufung von Unternehmungen, bis zum Rande waren sie gefüllt und es galt einzuheimsen und auszukosten — der Galgen drohte."

Wahrheit, Lüge und Fälschung

In der geistvollen Rede, die Carlyle „im Jahre Lucifers 5789" Cagliostro an seine Freunde und Mithalunken halten läßt, befindet sich ein Passus, der einen besonders tiefen Einblick in das abgründige Wesen der Charlatane erlaubt, indem er die zentrale Frage nach der Wahrheit und der Lüge aufwirft.

„Das große Problem aber ist," sagt Carlyles Erzcharlatan, „die Vermählung der Wahrheit und des Scheins, so daß sie ein Fleisch, Mann und Weib werden. Wunderbar in der Tat spielen Wahrheit und Täuschung ineinander; die Wirklichkeit beruht auf Traum. Die Wahrheit ist nur die Haut des unergründlich Unwahren, und von Zeit zu Zeit streift das Unwahre sie ab und die veraltete Wahrheit selbst wird zur Fabel. So fallen alle feindseligen Dinge zerbröckelnd zurück in unser Reich und ihr Wachstum hat kein Ende. O Brüder, wenn man die Worte ohne Bedeutung, die meistensteils, und die Wörter mit widerspruchsvoller Bedeutung, die gänzlich unser sind, bedenkt..."

Das ist fürwahr eine Philosophie der Lüge, die sich hören lassen kann: die Wahrheit als bloßer äußerer Anschein, der das „unergründlich Unwahre" als Wesen in sich birgt, das heißt die Paradoxie der Lügenhaftigkeit zu ihren äußersten Grenzen vor-

treiben und damit auch den blödesten Augen offenbar machen. Aber auch nur eine solche bis zum äußersten konsequente Lügenhaftigkeit, die sich allerdings, um bestehen zu können, immer erneut mit der Wahrheit auseinandersetzen muß, ist als Existenzgrundlage der Charlatanerie denkbar und möglich.

Auf den gleichen Sachverhalt zielt auch ein Ausspruch Goethes hin, der sich in Italien näher mit der Wirksamkeit Cagliostros beschäftigte: „Haben wir nicht in neueren Tagen Cagliostro gesehen, wie er große Räume eilig durchstreifend, wechselweise im Süden, Norden, Westen seine Taschenspielereien treiben und überall Anhänger finden konnte? Ist es denn zuviel gesagt, daß ein gewisser Aberglaube an dämonische Menschen niemals aufhören, ja daß zu jeder Zeit sich immer ein Lokal finden wird, wo das problematisch Wahre sich in der Ausübung mit der Lüge auf das allerbequemste begatten kann."

In einem französischen medizinischen Lexikon werden die Charlatane überaus treffend „destillateurs des mensonges" genannt. Sie destillieren in der Tat die Lüge und potenzieren damit die ihr innewohnende Bosheit, indem sie sie zur Wahrheit umfälschen, indem sie Wahrheit und Lüge zu einem doppelt lügenhaften Wahrheitsersatz verschmelzen. Und da dieser Vorgang nur für sehr scharfe Augen erkennbar ist, können sie ihr Wesen meist in aller Öffentlichkeit, die sie nicht scheuen, sondern suchen, verhältnismäßig lange treiben, zumal in Zeiten mit erschüttertem Wirklichkeitssinn und morbider Wahrhaftigkeit.

Was das französische Dictionnaire als destillierte Lüge bezeichnet, nennt Grete de Francesco Fälschung, und sie stellt dazu fest, die Macht des Charlatans wäre sehr viel leichter zu erkennen, wenn sie auf Betrug statt eben auf Fälschung aufgebaut wäre. Denn der Betrüger ersetze „Ja" durch „Nein", die Wahrheit durch die Lüge, so daß sein Betrug für jeden sichtbar ist, sobald es gelingt, ihm die lügenhafte Maske abzunehmen. Der Charlatan aber biete für das „Ja" einen „Ja"-Ersatz, anstatt der Wahrheit nicht die Lüge, sondern einen undurchsichtigen Wahrheitsersatz: „Nimmt man ihm die Maske ab, so mag ein Affenkopf sichtbar werden, aber noch dieser Affe imitiert Wissen und Wahrheit täuschend."

Und im Anschluß an Carlyles ironisch-tiefes Wort von der Wahrheit als der Haut des unergründlich Unwahren führt sie

diesen Gedanken in so folgerichtiger Weise zu Ende, daß sie hier das letzte Wort haben soll: „Wo die Wahrheit nicht mehr als verbindlicher Maßstab gilt, da wird auch Echtheit weder anerkannt noch gesucht, Ersatzwerte treten an die Stelle der echten. Erst sie geben dem Charlatan die entscheidende Macht in die Hand, mit ihrer Hilfe gelingt es ihm, der Lüge den Charakter der Lügenhaftigkeit, ihren echten Charakter, zu nehmen und sie zum Wahrheitsersatz zu machen. Die Lüge klingt verführerisch, sie ist bequem, und häufig würde sie gern akzeptiert, wenn der verbindliche Maßstab der Wahrheit nicht dazu zwänge, sie als Lüge zu erkennen. Die Verbindlichkeit dieses Maßstabes setzte der Charlatan ebenso außer Kurs wie die Achtung vor jenen Menschen, die mit ihrem Leben für Wahrheit einstehen. Der Charlatan gestattete zu glauben, was man sich zu glauben wünschte, ohne den peinlichen Zwang, sich eingestehen zu müssen, daß, was man glaubte, gar nicht wahr sei. Daß er die Lüge nicht mehr als Lüge, und wenn auch nicht als Wahrheit, so doch als Wahrheitsersatz so zu präsentieren verstand, daß die Illusion vollkommen wurde, darin war die Macht des Charlatans begründet."

ROBESPIERRE

DER TUGENDBOLD ALS TERRORIST

SEIT Christi Erdenzeiten wird der Typus des selbstgerechten Menschen unter dem Namen des Pharisäers begriffen. Der Pharisäer, das ist der Gerechte, der Selbstgerechtigkeit übt und schon dadurch „seinen Lohn dahin" hat. Es ist ein überzeitlicher, keineswegs an das Judentum gebundener Typ, dem wir auch den Namen des Heuchlers oder des Scheinheiligen geben können. Der Heuchler, der sich als Heiliger aufführt, der Egoist, der den Altruisten, der Wüstling, der den Asketen spielt, der Terrorist, der die Tugend im Munde führt — es sind alles Abwandlungen des einen Grundtypus, den wir mit dem Pharisäernamen meinen und ansprechen.

Die Pharisäer selber waren unter den Juden ihrer Zeit nichts anderes als eine religiöse Partei, die von ihrer Absonderung den Namen führte. Wenn wir hingegen vom scheinheiligen und selbstgerechten Menschen als von einem Pharisäer reden, sprechen wir einen Typus an, in dem sich die Dialektik des Bösen am höchsten steigert. Denn da der Mensch ja aus Eigenem gar nicht gerecht sein kann, pflegt gerade die schlimmste Bosheit im Namen des Guten, pflegt die schlimmste Gewalttat im Namen der Gerechtigkeit, pflegt der allerübelste Terror im Namen der Tugend zu geschehen.

Wenn schon ein Unterschied zwischen dem ist, der das Böse aus Leidenschaft, und dem, der es aus Berechnung tut — jener kann als verlorener Sohn heimkehren, dieser wird immer draußen bleiben — um wieviel größer ist der Unterschied erst dort, wo das Böse unter dem Deckmantel des Guten getan wird, wo es sich mit dem Guten gleichsam begatten kann, um dadurch erst erzböse zu werden. So will uns der Tugendbold und Pharisäer im Bilde eines umgekehrten Mephisto erscheinen, der das Gute will oder zum mindesten zu wollen scheint und das Böse, das Erzböse schafft.

Vitalität und Marasmus der Revolution

Mit der französischen Revolution hat ein neuer Akt des Weltendramas begonnen. Denn diese Revolution ist ein Ereignis nicht allein der französischen und auch nicht nur der europäischen, sondern der Weltgeschichte im umfassendsten Verstande, selbst wenn wir diese von ihrer obersten Instanz, der Heilsgeschichte her sehen. Nach der Renaissance begann mit ihr der zweite Akt im Theatrum Mundi der auf ihr Ende zuschreitenden Welt- und Menschengeschichte, im gewaltigen Drama der Geschichte post Christum.

Diese Revolution war ein Ausbruch von Vitalität und ungestümer Leidenschaft, wie es in der Geschichte der Menschheit nur wenige gegeben hat. Daher ist es seltsam bis zur Absurdität, daß diejenige Gestalt, mit der die Revolution die höchste Steigerung ihres Elans fand, mit der sie sich selbst überstürzte und übergipfelte, so gut wie aller natürlichen Lebenskraft entbehrte.

Die Revolution hat Kraftgestalten von einer großartigen Lebensfülle und Leidenschaftlichkeit wie Mirabeau und Danton, sie hat bis zur Besessenheit durchglühte Fanatiker wie Marat und Saint-Just hervorgebracht. Aber ihre äußerste Steigerung hat sie weder in den vitalen Kraftgestalten noch in den leidenschaftverzehrten Fanatikern gefunden, sondern in einem starren, geradezu marionettenhaften Doktrinär, dem es zum Revolutionär ebensosehr an echtem Mut wie an der notwendigen Genialität fehlte und der durch Prinzipienfestigkeit ersetzte, was ihm an eigentlichen revolutionären Eigenschaften abging.

Das ist kein Zufall, sondern es spricht sich darin die für unsere Erkenntnis sehr wesentliche Tatsache aus, daß die Revolution gleichwie die Renaissance, deren Fortführung und Steigerung sie darstellt, nicht nur ein Ausbruch übermächtiger Lebenskräfte, sondern zugleich auch eine Erscheinung der Ermüdung und des Marasmus, des Verfalls überalterter Kräfte war. Hatte der aus der Renaissance hervorgegangene Typus des Charlatans in Cagliostro seine letzte Verkörperung alter Observanz gefunden, so wurde mit Robespierre und der Revolution die Charlatanerie Ernst — ein über alles Maß grauenhafter und blutiger Ernst.

Zwischen Infantilismus und Senilität

Maximilian Robespierre, der als Dreißigjähriger die politische Arena betrat und mit eben sechsunddreißig Jahren, zu einer Zeit also, da bei anderen die Jahre der ausgereiften Männlichkeit erst beginnen, schon sein Ende fand, hat eine in jeder persönlichen Hinsicht merkwürdig blasse Existenz geführt. So grauenhaft die politischen Exzesse sind, mit denen sein Name verbunden ist, so bar aller echten Vitalität scheint sein Lebensgang. Nirgends, wohin immer wir bei ihm blicken mögen, sehen wir auch nur eine Andeutung jenes kraftvollen Überschwanges, die wir bei keinem anderen bedeutenden Revolutionär vermissen. Zwischen Danton und Marat etwa, deren Namen man mit dem seinen zusammen zu nennen pflegt, erscheint er einem unwirklichen Schemen gleich.

Die Tatsache der mangelnden Vitalität ist unbestreitbar. In Frage stellen kann man höchstens, ob das Fehlen der Lebenskraft auf Infantilismus, also auf unzureichender Ausbildung der Kräfte, oder auf Senilität, auf ihrem vorzeitigen Verbrauch beruht. In dem besonderen Fall von Robespierre scheint beides vorzuliegen: zu einer gar nicht zu verkennenden infantilen Unentwickeltheit seines Mannestums kam infolge der wahrhaftig aufreibenden und nervenpeitschenden Ereignisse der Revolution ein Kräfteverzehr, der ihn schon in jungen Jahren altern ließ, so daß er in seniler Schwäche verharrte, als die Wogen der Revolution über ihn hinwegbrandeten.

Hans von Hentig sagt in seiner Robespierre-Studie, schon auf den Bildern Robespierres dränge sich uns der Eindruck des Infantilen auf, des Stehenbleibens auf einer seelischen Entwicklungsstufe, die von der Natur nicht als dauerhaft gedacht ist. In den letzten Bildern vor seinem Ende aber komme der fortschreitende Zerfall der Persönlichkeit darin zum Ausdruck, daß die infantilen Züge plötzlich und übergangslos durch die konturlosen Züge eines alten Weibes abgelöst wurden: „Zwischen dem Kind und dem Greis, zwischen Wunsch und Erfüllung war Robespierre stecken geblieben."

Auch ein Blick auf Herkunft und Jugend Robespierres ergibt einen ähnlichen Befund. Die Familie zwar ist im Artois, dem sie entstammt, durchaus bodenständig und „eingewurzelt". Bis 1490

lassen sich die Robespierres zurückverfolgen, und der Großvater des Revolutionärs war ein sehr geachteter Anwalt in Arras. Von ihm an aber macht sich in der Familie bereits eine gewisse Erschöpfung der Lebenskraft bemerkbar. Sie trat vor allem in François Robespierre, dem Vater, zutage. Dieser, der zuerst Mönch werden sollte, aber dem Noviziat entfloh und wie sein Vater Advokat wurde, heiratete 1758 überstürzt, um den im gleichen Jahr geborenen Maximilian zu legitimieren. Als seine Frau ein paar Jahre später im Kindbett starb, hörte er auf zu arbeiten. Hatte er schon vorher als verschrobener Mensch gegolten, so vegetierte er nun nur noch dahin. Mit Schulden überlastet, verschwand er nach Jahren aus Arras und ist irgendwo in der Fremde, ohne eine Spur zu hinterlassen, gestorben, vielleicht in München, wie sein Biograph Hamel meint, vielleicht auch in Amerika, wohin er auswandern wollte.

So war der junge Maximilian schon sehr früh verwaist. Er wuchs wie seine Geschwister bei den Tanten auf und war bereits als Kind von einem sehr unkindlichen grüblerischen Ernst. Er war ein braves und folgsames Musterkind, und bei seinen Tanten galt er geradezu als „ein Engel, dazu geschaffen, betrogen und Opfer der bösen Menschen zu werden". Auch auffällige Zeichen der Zerstreutheit werden von dem Knaben Robespierre berichtet, dessen menschenscheues und melancholisches Wesen wohl kaum auf die frühe Elternlosigkeit allein zurückzuführen ist.

Die gescheiterte Existenz

Da das Musterkind auch ein Musterschüler war, gelang es seinen geistlichen Lehrern und den frommen Tanten, den Bischof von Arras für den Knaben zu interessieren, der dem Elfjährigen eine Freistelle am Gymnasium Louis-le-Grand in Paris verschaffte. So kam er schon in sehr jungen Jahren an die spätere Stätte seiner hauptsächlichen Wirksamkeit. Fast zwölf Jahre verbrachte er als Gymnasiast und als Student in der französischen Hauptstadt.

Wieder war er ein Musterknabe. Daß er unter den Schülern der ärmste war, stachelte seinen Ehrgeiz nur um so höher. Auf das Lateinische stürzte er sich mit besonderem Eifer, so daß ihm sein

Lateinlehrer den Spitznamen „der Römer" gab. Von seinen Kameraden aber hielt er sich auch hier gesondert. Einer seiner Lehrer berichtete später über ihn, alle seine Mitschüler hätten ihn wegen der Bösartigkeit seines Wesens gefürchtet, aber „von seiner eigenen Vorzüglichkeit fest überzeugt, suchte er sich dadurch für die Liebe zu entschädigen, die seine Kameraden ihm versagten, daß er sich selbst verzweifelt liebte".

Als Musterschüler gewann er nicht nur eine große Anzahl von Preisen, er durfte auch als Sprecher der Anstalt auftreten, als König Ludwig XVI. ihr 1775 einen Besuch abstattete. So hatte der siebzehnjährige Gymnasiast Gelegenheit, auf den gleichen Monarchen eine schwülstige Lobrede zu halten, dem hernach der vierunddreißigjährige Führer der Partei der Königsmörder den Tod bereiten sollte.

Unmittelbar nach der Gymnasialzeit begann der junge Robespierre mit dem Rechtsstudium, das er ebenso musterhaft absolvierte. Als er es 1781 mit dem Lizentiatenexamen abschloß, wurde ihm als Belohnung seines Fleißes eine Gratifikation von sechshundert Livres bewilligt, die ihm als Hilfe bei seiner Niederlassung als Anwalt in Arras sehr wichtig waren.

So hatte er nach seiner Rückkehr nach Arras hier einen ausgezeichneten Start. Er wurde nicht nur ein bekannter Advokat, sondern fand 1783 auch Aufnahme in die Akademie von Arras und wurde später sogar einstimmig zu deren Direktor erwählt. Aber ebenso rasch wie sie stieg, begann danach die Erfolgskurve auch sogleich wieder abzusinken. In der Akademie machte sich der junge Anwalt durch seine überlangen Reden unbeliebt, als Anwalt aber kam er durch seine hemmungslose Art mit den Kollegen in Konflikt. Durch polemische Eingriffe in laufende Verfahren und durch anonyme Flugschriften zog er sich scharfe Rügen und Anfeindungen zu.

Gleichzeitig aber ging der Umfang seiner Anwaltspraxis stetig zurück. Bald nach seiner Niederlassung hatte er im Jahre 1782 den siebenten Platz unter den Advokaten von Arras inne, ein Jahr vor Ausbruch der Revolution stand er nur noch an elfter Stelle. In beruflicher Hinsicht war er also nicht allzu weit von einer gescheiterten Existenz entfernt. Zum mindesten läßt sich mit Gewißheit sagen, daß er ohne die Chance der Revolution nicht über das

Existenzniveau eines mittelmäßigen Rechtsanwalts hinausgelangt wäre.

Daß er die einzigartige Chance der Revolution zu nutzen verstand, läßt sich allerdings nicht bestreiten. Die ihr zugehörige Atmosphäre der Agitation und Polemik war ihm so gemäß und von vornherein so vertraut, daß er hier weit mehr als nur einen Ausgleich für sein berufliches Scheitern fand. Sein „Appell à la nation artésienne", ein Aufruf an das Volk des Artois machte ihn weit über Arras hinaus bekannt, und da er auch bei anderen Gelegenheiten seine Stimme zu erheben wußte — so faßte er die Beschwerden der Flickschuster in einer anspruchsvollen Denkschrift zusammen — so wurde er bei den Wahlen zu den Reichsständen im April 1789 an fünfter Stelle zu einem der acht Abgeordneten der artesischen Nation gewählt.

Doktrinäre und Fanatiker

Der Abgeordnete von Arras war im ersten Stadium der französischen Revolution weit davon entfernt, eine führende Rolle zu spielen. Solange sich die Revolution noch in einigermaßen demokratischen Formen abspielte, waren die Doktrinäre ebenso wie die Fanatiker zu einem Außenseiterdasein verurteilt. Robespierre aber war in nicht sehr häufiger Übereinstimmung beides zugleich; ein fanatischer Doktrinär und ein doktrinärer Fanatiker. Mirabeau, um dessen Gunst der auf dem parlamentarischen Boden noch sehr wenig gewandte junge Advokat sich bemühte, sagte über ihn: „Der wird es weit bringen, denn er glaubt alles, was er sagt."

Aber bei den Kämpfen der ersten beiden Revolutionsjahre ging es noch zu sehr um reale Macht und zu wenig um Doktrinen und Ideologien, als daß Robespierre mehr als nur gelegentlich hätte in den Vordergrund treten können. Auch war er durch seine angeborene Schüchternheit, die er noch nicht hinter schulmeisterlicher Überlegenheit zu verbergen verstand, zu sehr gehemmt. Einem Vertrauten Mirabeaus gestand er, daß er jedesmal von Zittern befallen werde, wenn er das Wort ergreife.

Mehr als alles andere fürchtete er den Spott der Versammlung, dem er sich allerdings auch durch den dithyrambischen Ton seiner

Reden und die hymnischen Formulierungen seiner Anträge in ungewöhnlichem Maße aussetzte. Da es ihm durchaus an Humor fehlte, geriet er allzu leicht und allzu oft in die Redeweise eines Evangelisten und erntete daher oft gerade dort Heiterkeit, wo sie ihm am allerwenigsten erwünscht war. Immerhin konnte er unter den Männern seinesgleichen, die sich in dem doktrinär-fanatischen Jakobinerklub sammelten, bereits zu einer gewissen Geltung gelangen, und eine patriotische Inschrift vom Ende des Jahres 1789 nennt seinen Namen neben denen Mirabeaus, Talleyrands, Sieyès und anderer führender Revolutionäre.

Erst bei der Auflösung der Nationalversammlung im Jahre 1791 gelang es Robespierre, sich stärker in den Vordergrund zu spielen. In zwei großen Reden, die starken Widerhall fanden, wußte er die Versammlung zu dem Beschluß zu bestimmen, ihre eigenen Mitglieder, um dem Volke ein Beispiel zu geben, von der kommenden Wahl zur Legislative auszuschließen. Man hat diese Reden mit ihrem beinahe paradox zu nennenden Erfolg den Höhepunkt der politischen Lehrzeit Robespierres genannt. Mit der Auflösung der Nationalversammlung im September 1791 ging diese Lehrzeit zu Ende, und es begann ein neuer Abschnitt sowohl in der Geschichte der Revolution als auch in der Robespierres.

Der rasend gewordene Kleinbürger

Peter Richard Rohden sagt in der Einleitung zu seinem Werk über Robespierre zu der Frage, ob dieser als Kommunist anzusprechen sei, mit entschiedener Ablehnung, ein orthodoxer Kommunist könne in Robespierre nichts anderes als einen rasend gewordenen Kleinbürger erblicken. Dieses Wort vom rasenden Bourgeois könnte man als Motto der gesamten zweiten Phase der französischen Revolution voranstellen. Denn was sich hier in den blutigsten Exzessen überschlug, das war durchaus kein Proletariat — das sich vielmehr erst danach in der Erhebung Babeufs kurz zu Worte meldete — sondern ein aller seiner herkömmlichen Fesseln entledigtes, in den Wonnen der Anarchie schwelgendes Kleinbürgertum.

Hatte das Jahr 1789 noch ganz im Zeichen Neckers und das Jahr 1790 im Zeichen Mirabeaus gestanden, so stand 1791 nur noch teilweise im Zeichen des nach außen hin Mächtigsten, nämlich Lafayttes.

Nach der Auflösung der Nationalversammlung aber kam die Revolution gleichsam auf Touren. Da sich die neugewählte Legislative außerstande zeigte, die Lage zu beherrschen, schuf der Aufstand vom 10. August 1792, dem die Septembermorde und die Ausrufung der Republik folgten, eine neue Lage. Die Revolution war aus ihrem legalen in ein radikales und erst eigentlich revolutionäres Stadium eingetreten, und sie radikalisierte sich von Monat zu Monat mehr.

Die äußeren Ereignisse bildeten dabei nur den Rahmen. Entscheidend waren immer wieder die inneren Vorgänge, die sich mit außerordentlicher Logik und Konsequenz abwickelten. War schon die entscheidende Aktion bei der Konstituierung der Nationalversammlung anstelle der Generalstände die Ausschaltung der alten ständischen Rechten gewesen, so war bei der Wahl von 1791 wiederum die Rechte ausgeschaltet worden, denn die Feuillants unter Lafayette, die zuvor das linke Zentrum darstellten, bildeten in der Legislative den rechten Flügel. Und als 1792 nach der Revolution vom 10. August zum Konvent gewählt wurde, wiederholte sich dieser Vorgang: die großbürgerliche Gironde rückte vom linken Zentrum auf die Rechte. Und das Wohlverhalten vieler Girondisten in der Frage der Königshinrichtung konnte das radikale jakobinische Kleinbürgertum nicht davon abhalten, auch mit dieser neuen Rechten ein Ende zu machen. Am 2. Juni 1793 erfolgte mit der Ächtung der Girondisten wiederum ein revolutionärer Akt, der die Abschaffung des Parlamentarismus und die Diktatur des Wohlfahrtsausschusses zur Folge hatte.

Damit schien die Revolution an einem Ziele angelangt. Waren 1789 die alten Stände als Machtträger ausgeschaltet und durch die Wahlen von 1791 auch ihre Reste ausgelöscht worden, so war 1792 auch der liberale Adel beseitigt und 1793 das Großbürgertum beiseite gedrängt worden. Nach nicht weniger als viermaliger Ausschaltung der Rechten in vier aufeinanderfolgenden Jahren hatte das Kleinbürgertum nun freie Bahn vor sich. Wenn es auch nur einen Bruchteil des Volkes umfaßte, so war dies doch der politisch

aktivste Teil, der die übrigen mit sich fortriß — solange ihm das gelang.

Zum Exponenten dieses politisierten Kleinbürgertums aber war Robespierre, der schon im frühesten Stadium seiner revolutionären Laufbahn die Interessen der Flickschuster von Arras wahrgenommen hatte, geeigneter als irgendein anderer führender Revolutionär. Er war nicht allein seiner ganzen Art nach selber ein typischer kleiner Bourgeois, sein gesamtes Denken bewegte sich auch durchaus in kleinbürgerlichen Bahnen. Wie für seinen Lehrmeister Rousseau war auch für ihn der Kleineigentümer der politische und soziale Idealtyp.

Rohden spricht in diesem Zusammenhang von einem „Pathos des Normalen", das die Demokratie bereits bei Rousseau auf den Durchschnittsmenschen, den Mann des Alltags, der Familie und der täglichen Sorgen gründen will. Rousseaus „homo naturalis", das ist der Kleinbürger und niemand anders.

Auf diesen Typus des kleinen Mannes ist daher auch die gesamte Sozialpolitik Robespierres zugeschnitten, die nichts Revolutionäres im Sinne irgendeines Sozialismus hat. Der Gedanke an eine etwaige Verstaatlichung der Produktionsmittel lag ihm durchaus fern; was er anstrebte, war vielmehr eine Verminderung der Ungleichheit des Reichtums, also eine allgemeine Nivellierung des Besitzes.

Auch seine Tugendphilosophie entstammte diesem kleinbürgerlichen Denken. Denn die Tugend, die er in den Mittelpunkt seines politischen Denkens stellte und der er den Terror dienstbar machte, war ein ausgesprochen kleinbürgerliches Ideal. Aus der Verkoppelung von Tugend und Terror aber, die für Robespierre so ausnehmend typisch ist, ging erst jener rasende Kleinbürger hervor, der diesem Stadium der Revolution sein ebenso merkwürdiges wie abstoßendes Gesicht gab. „Ohne die Tugend ist der Terror verderblich, aber ohne den Terror ist die Tugend machtlos, weil der Terror nichts anderes ist als eine prompte, strenge und unbeugsame Justiz; er ist also eine Emanation der Tugend", mit solchen Worten glorifizierte Robespierre selber seinen tugendhaften Terrorismus, und sein Adlatus Saint-Just verstieg sich in einer Anklagerede sogar zu dem Satz: „Man macht sich schuldig, wenn man nichts von der Tugend wissen will; man macht sich schuldig, wenn man nichts vom Terror wissen will."

Doch sprach sich in solchen Worten nicht allein die Verstiegenheit einiger revolutionärer Führer aus. Hätten sie ihren privaten Perversitäten gehuldigt, sie hätten schwerlich in solchem Umfange Beifall bei den Massen gefunden, wie es tatsächlich der Fall war.

Wie Rohden feststellt, hat sich nicht allein Pöbel um die Guillotine gedrängt — was den Taten des „nationalen Rasiermessers" zujauchzte, sei vielmehr eben jener Typus des rasend gewordenen Kleinbürgers gewesen, der hier seinen politischen Tugendkomplex abreagierte.

Er spricht geradezu von einer kleinbürgerlichen „Revolutionsneurose", die den kannibalischen Beifall erst verständlich mache, den die Hinrichtungen auslösten, und die Haltung vieler Terroristen nach der Katastrophe des 9. Thermidor bestätigt diese Diagnose. Kein einziger von allen Schreckensmännern, die Hunderte von Menschen zum Tode verurteilt hatten, wagte sich danach zu seinen Taten zu bekennen. Alle standen mit irren Augen vor den Richtern und schienen nicht zu begreifen, was man eigentlich von ihnen wolle.

„Ich war das Beil, bestraft man ein Beil?" schrie Carrier verzweifelt, der in der Vendée Massenhinrichtungen und Massenertränkungen veranstaltet hatte. Und Lebon, der das Artois monatelang terrorisiert hatte, meinte mit hilflosem Kopfschütteln: „Gab es denn niemanden, der den Mut besaß, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen?" Sie waren alle wie aus einem schlimmen Rausch erwacht und hatten, wie Rohden treffend bemerkt, den inneren Kontakt zu ihren Taten verloren. Daher verschmähten sie es auch, diese Taten aus ihrem unmittelbaren Anlaß zu begründen und zu rechtfertigen, denn der Rausch war vorüber, und die Welt stand nun wieder unter normalem Gesetz.

Nur so erklärt sich auch die außergewöhnliche Volkstümlichkeit, deren sich Robespierre gerade in diesem terroristischen Stadium der Revolution erfreute. Obwohl er unsagbaren Schrecken um sich verbreitete, der zuletzt sogar seine nächste Umgebung ergriff, war er für die Massen des revolutionären Kleinbürgertums zum Inbegriff ihres politischen Willens geworden. Wie Tugend und Terror, so schienen auch Robespierre und die Revolution zu einem unauflöslichen Gesamtbegriff verschmolzen.

Pfaffentum der Ideologie

Auf die Jahre Neckers, Mirabeaus und Lafayettes folgten im radikalen Stadium der Revolution die Dantons, Marats und Robespierres.

Das Jahr 1792 stand ganz im Zeichen Dantos, des stürmischsten aller Revolutionäre. Als er sich ermüdet zurückzog, trat Marat stärker in den Vordergrund, dem das Jahr 1793 die größte Macht, aber auch den Tod brachte. Erst nach beider Ausschaltung war Robespierre endlich am Ziel, der 1794 die fast unumschränkte Diktatur erlangte, um sie aber noch im gleichen Jahre mit dem Tode zu bezahlen.

Mit der Ächtung der Girondisten am 2. Juni 1793 begann die Ära der Diktatur, die zunächst noch keineswegs die Diktatur Robespierres, sondern vielmehr des sogenannten Wohlfahrtsausschusses war, den Danton und Marat ins Leben gerufen hatten. Als dieser am 10. Juli unter Ausschaltung Dantons erneuert wurde und erweiterte Machtbefugnisse erhielt, traten bereits mit Saint-Just und Couthon zwei unmittelbare Anhänger Robespierres in ihn ein, und nach der Ermordung Marats am 13. Juli wurde schließlich auch Robespierre selber Mitglied des Komitees. Es war am 27. Juli, dem 9. Thermidor nach dem revolutionären Kalender, der im folgenden Jahr zum Tag seines Sturzes werden sollte.

Genau ein Jahr lang, 365 Tage hindurch hat Robespierre so mehr oder minder verantwortlich das revolutionäre Frankreich regiert. Es war eine Zeit der äußeren wie inneren Wende. Während an den äußeren Fronten der Einbruch des Feindes zum Stehen gebracht wurde und die Revolutionsheere siegreich zum Gegenangriff übergingen, strebte auch die innere Entwicklung einem Ausgleich zu. Hatte bisher jeder neue Abschnitt der Revolution die jeweilige Linke zum Sieg geführt, so war jetzt nach Marats Tode die äußerste Linke führerlos. Marat, der in manchen seiner Ideen Karl Marx vorwegnahm, wäre vielleicht imstande gewesen, der Kleinbürgerrevolution eine Wendung ins Proletarische zu geben, wie es ja hernach Babeuf und Buonarroti versuchten. Aber was jetzt unter der Führung Héberts, des ehemaligen Lakaien und Defraudanten, von der Linken übrig blieb, das war nichts als das übelste Lumpenproletariat.

Zwischen den Hébertisten auf der Linken, die man Enragés, also Tollwütige nannte, und den Dantonisten auf der Rechten, die Indulgents, Nachsichtige, hießen, stand Robespierre ausgleichend und beherrschend in der Mitte, und er hätte in dieser Lage durchaus in die Rolle eines Staatsmannes hineinwachsen können, hätte er dazu nur die inneren Voraussetzungen mitgebracht. Da sie ihm fehlten, konnte er nur zeitweilig eine Lücke ausfüllen, um ersetzt zu werden, sobald man seiner nicht mehr bedurfte.

Nur ein Illusionist freilich hätte sich von einem Regime Robespierre einen Rückgang des schon seit den Septembermorden herrschenden Terrors erhoffen können. Dieser wurde im Gegenteil erst jetzt zum System, da schlechthin alles, was dem Regime feindlich oder auch nur verdächtig war, den Gang zum Blutgerüst antreten mußte. Der Blutrausch feierte immer neue Triumphe, und im Frühjahr 1794 fielen ihm auch die letzten innenpolitischen Konkurrenten Robespierres zum Opfer, im März Hébert und die Enragés und im April Danton und die Indulgents. Wieder, zum fünften und letzten Mal, war damit die Rechte vom politischen Schauplatz abgedrängt worden, diesmal aber gleichzeitig mit der Linken, und Robespierre blieb als kaum noch angefochtener unbeschränkter Diktator zurück.

Was aber tat er nun, da die Stunde der Staatsmannschaft gekommen war? Merkwürdig genug: er konzentrierte sich auf eine völlig unpolitische Aufgabe, indem er nämlich seine Tugendphilosophie zu einem ganzen Religionssystem ausbaute, das als Konkurrenzreligion an die Stelle des Christentums treten sollte. Er entwarf ein riesenhaftes Festprogramm, das sich über das ganze Jahr erstreckte. Jeder Dekadentag des Revolutionskalenders wurde einer anderen Idee geweiht, wobei die abstraktesten Begriffe als Gegenstände religiöser Verehrung herhalten mußten. Zum höchsten Festtag aber wurde der 20. Prairial erhoben. Er sollte dem Gott der Revolution, dem sogenannten Höchsten Wesen gelten, und seine Feier sollte alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen.

So wurde dieses Fest zum Höhepunkt in der Laufbahn Robespierres. Vier Tage zuvor wählte der Konvent ihn einstimmig zu seinem Präsidenten, wodurch die Feier erst wirklich zur Apotheose des „Unbestechlichen", wie er sich mit Vorliebe nennen ließ, wurde. Wie ein Hoherpriester zelebrierte er den Kult des

selbsterfundenen Gottes, den er gegen alle Angriffe der Atheisten eifernd in Schutz nahm. Und in der Tat wurde das Fest des Être Suprême, an einem herrlichen Sommertag begangen, zu einem grandiosen Schauspiel, das dem Geltungsdrang seines Erfinders in einzigartiger Weise Genüge tat.

Es erwies sich hier aufs schlagendste, daß Robespierre seinem eigentlichen Wesen nach gar kein Politiker war, sondern eher das Gegenteil eines solchen, nämlich ein Ideologe, der die Wirklichkeit nur so zu sehen vermochte, wie sie sich in seinen Gedanken widerspiegelte. So wirkte er wie ein Pfaffe oder ein Schulmeister, der sich in die Politik verirrt hat. Der Girondist Condorcet, der ihn mit dem Scharfblick des Hasses durchschaute, schrieb über ihn: „C'est un prêtre, qui a des dévotes", und an anderer Stelle heißt es, wahrscheinlich ebenfalls von Condorcet formuliert: „Robespierre predigt, Robespierre erteilt Zensuren. Er hat nur eine Mission: zu sprechen; und er spricht fast immer. Er spricht von Gott und von der Vorsehung; er nennt sich den Freund der Armen und der Schwachen; er schafft sich eine Gefolgschaft von Frauen und geistig Minderwertigen — Robespierre ist ein Pfaffe und wird niemals etwas anderes sein."

Der Sturz des Großinquisitors

Das Fest vom 20. Prairial stellt nicht nur den Zenit, sondern zugleich auch die Peripetie der Laufbahn Robespierres dar. Als höchster Priester seines „Höchsten Wesens" war er zu einer Geltung gelangt, in der er alle Möglichkeiten seines im Grunde pfäffischen Wesens erschöpfte. Höher als bis zum Propheten des revolutionären Gottes, gleichsam zu einem „zweithöchsten Wesen", konnte er nicht mehr steigen. Da seiner angemaßten Würde aber jede Entsprechung in der Wirklichkeit fehlte, war sein Fall nun unausbleiblich.

Viele hatten von der großen Feier eine Amnestie erhofft. Nachdem mit Héberts und Dantons Tod sowohl die Linke als auch die Rechte beseitigt war, schien keine Notwendigkeit mehr zur Fortsetzung des Terrors zu bestehen. Aber nun erwies sich, daß der Terror nicht nur ein Instrument, sondern geradezu der Inbegriff

der Diktatur Robespierres war. Er konnte schlechterdings nicht regieren ohne die Guillotine. Zwei Tage nach dem höchsten Festtag legten die Robespierristen dem Konvent ein neues Verdächtigungsgesetz vor, das den Kulminationspunkt des Terrors darstellte, da es die Angeklagten aller Verteidigungsmittel beraubte und völlig der Willkür des Revolutionstribunals auslieferte. Sogar die Immunität der Konventsmitglieder wurde durch das neue Gesetz praktisch aufgehoben.

Mit diesem Prairialgesetz begann erst die Periode des großen Schreckens und der völligen Demoralisierung der Guillotine. Hatte das Revolutionstribunal bisher seit seinem Bestehen 1251 Todesurteile, also pro Tag etwa eines, gefällt, so betrug die Zahl in den anderthalb Monaten zwischen dem 22. Prairial und dem 9. Thermidor nicht weniger als 1376. Das sind pro Tag 28 Tote. Dabei kam es an einzelnen Tagen zu Schüben von 40 oder 50, ja sogar von 60 Todesopfern. Die Guillotine wurde zu einem derart grauenhaften Automaten, daß sogar der Mob ermüdete und das Schafott vom Revolutionsplatz entfernt werden mußte.

Der Mechanismus des Terrors lief sich tot. Und da die äußere Lage sich inzwischen soweit konsolidiert hatte, daß die Republik keines Diktators mehr bedurfte und schon gar nicht eines derart unfähigen, so begann sich jetzt eine Opposition gegen ihn zu sammeln. Fouché wurde zu ihrem Führer, und in den geschickt gelegten Netzen dieses korruptesten aller Revolutionäre fing sich endlich der unbestechliche und tugendhafte Terrorist.

Sein Ende ist überaus kennzeichnend. Es deckt, wie Hentig bemerkt, Robespierres Wesen an einem Zipfel auf, den er bisher sorgsam verborgen gehalten hatte. Jetzt erst wurde in aller Kraßheit deutlich, daß der Mann, der ein volles Jahr lang als Herr über Leben und Tod seiner Mitbürger bestimmt hatte, nicht allein unfähig zum Handeln, sondern auch persönlich durchaus feige war, daß die Verantwortungsscheu, die man schon oft an ihm bemerkt hatte, nicht durch Situationen bedingt war, sondern den Kern seines Wesens ausmachte.

Denn als der Konvent gegen ihn rebelliert und ihn niedergeschrieen hatte, war seine Sache noch keineswegs verloren. Noch standen der Jakobinerklub und die Massen des Volkes hinter ihm, die nur aufgerufen zu werden brauchten, um den Konvent in ähn-

licher Weise lahmzulegen, wie es zwei Jahre zuvor mit der Legislative geschehen war. Aber Robespierre war kein Mann der Tat. Seine gesamte politische Existenz gipfelte, wie Rohden feststellt, im Wort: „Sobald er gesprochen hat, ist die Angelegenheit erledigt; die praktischen Konsequenzen mögen andere für ihn ziehen".

Es ist rätselhaft, wie ein Mensch dieser Art, der immer wieder vor der Tat zurückbebte, sich solange in der Führung einer Revolution hat behaupten können. Jetzt aber war die Stunde der Entscheidung gekommen, in der Worte nicht mehr wirken konnten, sondern die Tat unausweichlich wurde. Die gesamte, noch durchaus zahlreiche Anhängerschaft Robespierres wartete nur auf eine einzige mitreißende Tat, ja sie unternahm sogar aus eigener Initiative Taten, indem sie den schon gefangengesetzten Führer wieder befreite. Aber da Robespierre auch jetzt den Weg vom Wort zur Tat nicht fand, blieben alle Unternehmungen im Ansatz stecken, und die Gegenpartei, die in dem Bewußtsein, daß das Spiel auf Tod und Leben ging, mit dem Mut der Angst kämpfte, behielt endlich die Oberhand und schickte den Meister der Guillotine schon anderen Tages unter dem Beifallsgeheul der Menge auf das Schafott.

Er wußte nicht einmal würdig zu sterben. Nur Hébert, der das Schafott schlotternd vor Angst bestieg, hatte eine noch schlechtere Figur als er gemacht. Als ihm der Scharfrichter den Verband abriß, der den am Vortage durch einen Pistolenschuß zerschmetterten Kiefer bedeckte, stieß Robespierre einen schrillen Schmerzensschrei aus, der weit über den Platz hallte, aber sofort vom Beifallsgedröhne der Menge übertönt wurde, das unvorstellbare Ausmaße annahm, als schließlich der Kopf des so lange gefürchteten Mannes fiel.

Schon zuvor hatte der gefangene und verwundete Robespierre auf seine Betrachter einen ans Unheimliche grenzenden wilden, ja beinahe tierischen Eindruck gemacht, als habe er unter dem Eindruck seines Sturzes völlig den Verstand verloren. Es wird von Augenzeugen berichtet, er habe alle, die sich ihm näherten, zu beißen gesucht und stumpfen und finsteren Blickes um sich gestarrt. Mit idiotisch neugierigem Blick sei er den Bewegungen seiner Begleiter gefolgt und habe mit den Füßen nach denen

gestoßen, die ihn zu transportieren hatten. Ein bejammernswürdiges Bild, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dieser selbe Mann noch tags zuvor der Herr von ganz Frankreich war.

Leistung aus Versagen

Dieses Versagen Robespierres gerade im entscheidenden Augenblick seines Daseins hat die Nachwelt immer wieder beschäftigt. Es schien undenkbar, daß ein Mann, der soviel Verantwortung auf sich geladen hatte, sie nun gerade in dem Augenblick scheute, wo es um seine eigene Existenz ging, daß er durch seine Passivität nach Tausenden und Abertausenden von Opfern sich gleichfalls als ein letztes Opfer selber der Guillotine auslieferte.

Rohden erwägt, ob vielleicht Gewissensskrupel den Juristen in Robespierre daran gehindert hätten, illegale Mittel anzuwenden. Und in der Tat würde es durchaus zum Bilde des terroristischen Tugendboldes passen, wenn er bis zur Guillotine bestrebt gewesen wäre, sich an den Rahmen irgendeiner Legalität zu halten. Seine konfuse Frage in der Entscheidungsstunde, in wessen Namen er denn die Massen zu den Waffen rufen sollte, läßt ebensosehr darauf schließen wie seine auch zuvor schon oft auffällige Passivität. Die Legalität war für ihn ein Fetisch, an den er sich um so ängstlicher klammerte, je weiter er sich in revolutionäres Neuland hinauswagte.

Aber damit ist zu dieser Frage noch nicht alles gesagt. Nach Hentig deckt das Versagen in dieser Stunde den tiefsten Grund in Robespierres Wesen auf. Aus dem Versagen, meint er, wuchs bei ihm alles auf, was als Leistung gewertet wurde und nur das niederdrückende Bewußtsein des Versagens habe aus ihm manchmal etwas Leistungsähnliches herausgepreßt.

Hentig geht noch weiter und sucht alle Charakterzüge und Eigenschaften Robespierres aus diesem Punkte zu erklären: „Robespierres Hartnäckigkeit, sein blindes Mißtrauen, sein Täuschungsbedürfnis, seine Verstellungskunst, überhaupt die ganze Art seiner Politik, die den Gegner in kunstvoll gestellte, langsam ausgeklügelte Fallen stolpern läßt, die auf Vernichtung ausgehen mußte, weil sie den Gegner packen und gewinnen zu können verzweifelte, der völlige

Mangel an Großmut, die Unfähigkeit, persönliche Beleidigungen zu vergessen, seine Eitelkeit, die geradezu an der Bluterkrankheit litt, seine völlige Unfähigkeit, sachlich und gerecht zu sein" — all das nennt er typisch feminine Züge und stellt im Zusammenhang damit die Frage: „War nicht auch sein nagender Ehrgeiz eine Erschöpfungserscheinung, Leistungsantrieb aus Insuffizienz, eine sparsame Angst des Unproduktiven?"

Der Christus der Revolution

Dieses offenbare Ungenügen Robespierres würde ihn bei weitem noch nicht so verrucht erscheinen lassen wie die Tatsache, daß er auch noch seine Mängel zu Tugenden umgedichtet hat oder mindestens hat umdichten lassen. Ja, seine Anhänger schreckten nicht davor zurück, ihn den „Christus der Revolution" zu nennen. Der große Maler David, der das Fest des Höchsten Wesens ausgestaltete, nannte ihn so, und der dreiundzwanzigjährige Saint-Just sprach ihn in einem Briefe bis fast zur Blasphemie emphatisch an: „Sie, den ich wie einen Gott an seinen Wundern erkenne..."

Robespierre duldete solche Überschwenglichkeiten nicht nur, er ermunterte sie sogar, da sie seiner schauspielerisch-selbstgefälligen Art nur zu sehr entsprachen.

Der Girondist Louvet hat Robespierres Koketterie sehr lebendig geschildert: „Während deine Zunge ruhte, führtest du mit deinem Körper die Schauspielerei weiter; selbst wenn du weder Vorsitzender noch Schriftführer warst, bliebst du in Evidenz am Vorstandstische sitzen. Du bliebst wohlgefällig der Betrachtung deines Volkes ausgesetzt. Da machtest du tausenderlei Bewegungen, die man in der offenen Sprache der Republikaner Verrenkungen und Grimassen nennen muß, aber die deine Bewunderer sicherlich deine Grazie nannten."

Condorcet hat noch um einiges schärfer gesehen, wenn er sagte: „Er hat sich einen Ruf von Untadeligkeit zurecht gemacht, der auf völlige Heiligkeit hinzielt. Er steigt auf die Bänke, er spricht von Gott und der Vorsehung. Mit ernstem Gesicht nimmt er die Anbetungen und Huldigungen der Schwachen im Geiste entgegen." Und Hentig bemerkt hierzu, daß der mit ernstem Gesicht Theater

spielende Robespierre erst allmählich in seine Rolle hineingewachsen ist, je mehr er ihren Erfolg bemerkte.

Merkwürdigerweise hat Robespierres Neigung, mit der Rolle eines Messias der Revolution zu kokettieren, gerade bei seinem Sturz keine geringe Rolle gespielt. Schon die selbstgefällige Weise, in der er sich beim Fest des Être Suprême als Propheten gerierte, hatte manchen Spott hervorgerufen, denn viele durchschauten, daß der Gott, den er verkündete, nur eine Folie seiner Eitelkeit war. Während der prophetische Messias die Dinge vorhersah und verkündete, blieb Gott gleichsam die Aufgabe vorbehalten, für ihn, wo er versagte, zu handeln.

In den wenigen Wochen zwischen dem Prairialfest und der Thermidorkatastrophe aber machte die Aufdeckung einer theosophischen Sekte großes Aufsehen, zu der Robespierre in nicht ganz durchsichtigen Beziehungen stand. Eine schwärmerische Alte, die sich als Mutter Gottes bezeichnete, hatte einen Zirkel um sich versammelt, in dem der Unbestechliche als Erneuerer des Reiches Gottes gefeiert wurde. In einem aufgefundenen Briefe der „Gottesmutter" an Robespierre wurde dieser nicht nur der Sohn des Höchsten Wesens, sondern auch der Erlöser des Menschengeschlechtes und der von den Propheten verkündete Messias genannt. Die Verbindung Robespierres mit solchen Vertretern des deutlichen religiösen Wahnsinns trug nicht wenig dazu bei, sein Ansehen zu untergraben und seinen schließlichen Sturz vorzubereiten.

„Er war so gut"

Rohden hat seinem Werk über Robespierre als Motto ein Zitat aus Shaws Heiliger Johanna vorangestellt, das lautet: „It is always you good men that do the big mischiefs — immer seid ihr guten Männer es, die die schändlichsten Bosheiten begehen." Es gibt in der Tat kein Wort, das den Typus des Terroristen aus Tugend, des heiligen Heuchlers, des asketischen Wüstlings oder wie immer wir ihn benennen mögen, so treffend kennzeichnet wie dieses. Denn der äußere Anschein der Güte, hinter der sich schlimmere als die gewöhnliche Bosheit verbirgt, ist gerade für diesen Typus so ausnehmend charakteristisch.

So müssen wir es auch werten, wenn Robespierres Beinahe-Schwägerin Elisabeth Lebas über den von Frauenliebe kaum Berührten, den sie fast drei Jahre lang Tag für Tag vor Augen hatte, bemerkt: „Wir liebten ihn wie einen guten Bruder! Er war so gut! Er verteidigte uns, wenn meine Mutter uns schalt. Er gab mir so gute Ratschläge, die ich trotz meiner Jugend mit Vergnügen anhörte. Wenn ich einen Ärger hatte, erzählte ich ihm alles. Er war kein strenger Richter, sondern ein Freund, ein sehr guter Bruder. Er war so tugendhaft! Wir liebten ihn alle zärtlich!"

Andere Zeitgenossen haben gewiß tiefer gesehen, wenn sie bei Beschreibungen seines Habitus von seiner kalten Physiognomie, seinem falschen Blick, seinen affektierten Manieren und von seinem gewaltsamen und verkrampften Lachen berichteten, sowie von seiner Stimme, die mit hartem Überschnappen fast schmerzhaft an das Ohr schlug. Und der Dichter Lamartine hat eine sehr feine Formulierung gefunden, wenn er über Robespierres Physiognomie sagte: „Auch Sanftmut lag darin, aber es war eine finstere Sanftmut."

Nach Hentig sind ihm Güte und Sanftmut nur Vorwand oder Deckung, um seine wahren Antriebe zu verbergen. Die Revolution aber habe ihm Gelegenheit gegeben, seinen destruktiven Trieben aus Humanität freien Lauf zu lassen. Wie ein verkehrter Mephisto konnte er nun aus lauter edlen Motiven — nämlich aus Liebe zum Volk und zur Menschheit — lauter Böses tun.

Am unbarmherzigsten hat sein Bild aber Ernst Kretschmer, der Psychiater und Konstitutionsforscher gezeichnet, der ihn einen schizothymen Fanatiker nennt und von seinem rücksichtslosen „Haß gegen die Realität, gegen die Schönheit, gegen den Genuß, gegen alles, was im leisesten lacht, blüht oder quillt", spricht. Und weiter beschreibt er ihn: „Ein schüchterner, sanfter Schwärmer, ein blasses, tugendhaftes Gespenst, ein Ungeheuer von einem Schulmeister, ohne Gefühl für das Ungeheure." Und schließlich: „schneidenste Gefühlskälte neben gefühlvoller Überspanntheit, heroisches Pathos und idyllische Schwärmerei, höchster Idealismus und größte Brutalität ... ein tugendhafter Mörder, ein Unmensch aus Humanität, ein Fanatiker kalter und dennoch toll gewordener Reflexion".

Der unfranzösische Franzose

Es ist immer wieder hervorgehoben worden, daß Robespierre mit seiner Vorliebe für dunkle und schwer verständliche Redewendungen, die der gerühmten französischen Klarheit durchaus entbehren, eigentlich ein sehr unfranzösischer Typus gewesen ist. Vielleicht ist er sogar von allen Männern, die je in Frankreichs Geschichte eine führende Rolle spielten, der unfranzösischste gewesen. Das hat mit seiner Herkunft aus dem ehemals halbniederländischen Artois nichts zu tun, sondern ist eine ganz ähnliche Paradoxie wie die Tatsache, daß dieser so unvitale und im Grunde leidenschaftslose Mensch in einem der mächtigsten Ausbrüche menschlicher Leidenschaft und Vitalität, wie es die französische Revolution war, zur Führung und beherrschenden Geltung gelangt ist.

Aber Frankreich hat es ihm nicht vergessen, daß er sich so in jeder Hinsicht ungebührlich in den Vordergrund seiner Geschichte gedrängt hat. Oder vielmehr: es hat ihn gerade vergessen und ihm eben damit seine anmaßende Ungebührlichkeit heimgezahlt. Gewiß weiß man in Frankreich auch heute noch, wer Robespierre war. Dafür hat sich die Spur seiner Schreckensherrschaft zu tief eingegraben. Aber in keiner französischen Stadt steht ein Denkmal des Mannes, der zu seinen Lebzeiten als der Unbestechliche gerühmt und verherrlicht wurde. Nirgendwo, nicht einmal in dem großen Paris, ist auch nur eine einzige Straße nach ihm benannt, und selbst seine Heimatstadt Arras hat nur eine Büste von ihm in einem kaum zugänglichen Saal des Stadthauses aufgestellt, und auch das nur halb widerwillig, nachdem sie ihr von der Gesellschaft der Freunde Robespierres gestiftet worden war. Frankreich hat Robespierre ein so gründliches Dementi erteilt, wie es wohl kaum je einer anderen Gestalt der Geschichte zuteil geworden ist, die zuvor so stark in den Vordergrund getreten war. Obwohl auf den Thermidor ein Vakuum folgte, das alles andere als erfreulich war und in dem bis auf Napoleon keine bedeutende Gestalt mehr hervortrat, hat niemals jemand den tugendhaften Terroristen zurückgewünscht. Und auch in der Folgezeit hat es nur einzelne robespierristische Literaten gegeben, die ohne jeden tieferen und weiterreichenden Einfluß blieben. So hat Frankreich sogar die Spuren dieses Mannes ausgelöscht, denn er hatte seinen Lohn wahrhaftig dahin.

NAPOLEON

IMPERIUM OHNE IDEE

DIE dem Christentum oft unterstellte Auffassung, daß die Macht an sich böse sei, entspricht durchaus nicht der christlichen Lehre. Es ist vielmehr die müde Lehre eines späten, nachchristlichen Heidentums. Wie könnte für einen Glauben die Macht böse sein, der Gott als den Allmächtigen preist und die Allmacht im Bekenntnis als die erste seiner Eigenschaften nennt!

Gleichwie der Mensch ein Ebenbild des Schöpfers ist, so ist für den Christen irdische Macht immer ein Gleichnis der himmlischen Gottesmacht und hat von dieser Beziehung ihren Rang und ihre Würde. Der Christ weiß um die Gewalt des Bösen auf der Erde, ist aber nicht gesonnen, die Erde darum dem Bösen preiszugeben, sondern stellt sich ihm zum Kampf — auch um die irdische Macht. Das ist die Wurzel aller christlichen Staatsmannschaft.

Auch der Reichsgedanke christlicher Prägung hat hier seinen Ursprung. Das Imperium, das einen echten Ordnungsgedanken verkörperte, konnte von Konstantin über Karl und Otto den Großen bis hin zu Barbarossa Träger und Bewahrer des Glaubens der Christenheit sein. Der imperiale, der Weltherrschaftsgedanke, ist also nicht notwendig widerchristlich, er wird es erst, wo er nicht mehr im Dienste einer Ordnungsvorstellung, einer beherrschenden Idee steht, sondern um seiner selbst willen gehegt wird. Der Imperator ohne Idee ist wie der Usurpator ohne Potenz nur noch nackter Gewalthaber und damit eine schlechthin böse Erscheinung. Ein höherer Typus zwar als der Usurpator, ist er gleichwohl diesem gleich als Verderber.

Erbe und Liquidator der Revolution

Ein Usurpator vermag sogar aus besserem Recht zu handeln als ein Imperator, wenn er durch einen Ordnungsgedanken legitimiert ist. Das kann uns auf gültige Weise ein Vergleich Cromwells,

des englischen Revolutionärs und Usurpators, mit Napoleon, dem französischen Imperator, zeigen.

Denn Napoleon gehört insofern nicht zu den eigentlichen Usurpatoren der Geschichte, als er die Revolution, als deren Erbe und Nutznießer er auftrat, ja nicht selbst veranstaltet hat oder auch nur wesentlich an ihr beteiligt war. Er hat sie in mancher Hinsicht sogar liquidiert und vieles rückgängig gemacht, was als grundlegende und wichtige revolutionäre Errungenschaft galt. Cromwell hingegen ist für die englische Revolution in allen ihren Stadien so durchaus verantwortlich, daß er in jeder Hinsicht als ein Usurpator erscheint.

Und doch ist dieser Usurpator, mit dem ein neues Zeitalter der englischen Geschichte beginnt, besser legitimiert als der so viel glanzvollere Imperator, der sein Volk in die größte Katastrophe seiner Geschichte geführt hat. Alle Handlungen Cromwells, auch die härtesten und gewaltsamsten, sind von einer unausweichlichen Notwendigkeit diktiert, wogegen bei Napoleon gerade die bösen Taten wie die Ermordung des Herzogs von Enghien, Akte einer keineswegs souveränen Willkür sind. Bereits Carlyle, der in seinen Vorlesungen „Über Helden und Heldenverehrung" Cromwell und Napoleon nebeneinander betrachtet, hat auf die tiefe Verschiedenartigkeit der beiden so oft miteinander verglichenen Gestalten hingewiesen. Er sprach von der gefährlichen Beimischung von Marktschreiertum, die den von armseligen skeptischen Enzyklopädien herkommenden Napoleon von dem gott- und bibelgläubigen Cromwell unterschied. „In uns allen ist dies Charlatanelement enthalten", meint Carlyle, „aber das Wesen, in dem es als merklicher Bestandteil hervortritt, ist zu flüchtiger Vergänglichkeit verdammt — wie gewaltig es auch aussehen mag, es ist in sich selber klein."

Da sein zweifellos gewaltiges Imperium einer Idee entbehrte, rückt der große Imperator, der sich selber neben Alexander und Cäsar sah, für unseren rückschauenden Blick unwillkürlich in die Nähe des abenteuernden Cagliostro. Wie Wallenstein gerade neben dem „potenten" Usurpator Cromwell als ein umso kläglicherer Versager erscheint, so steht Napoleon neben Cäsar und Karl dem Großen, den echten Imperatoren, als ein am Ende notwendigerweise scheiternder Charlatan.

„Robespierre zu Pferde"

Man kann Frankreichs Revolution mit der Machtergreifung Napoleons am 18. Brumaire beendet sehen, man kann sie aber auch so betrachten, daß sie das ganze Vierteljahrhundert von der Bastille bis Elba und Waterloo ausfüllt, je nachdem ob man Napoleon nur als den Liquidator oder ob man ihn als den Erben und Fortführer der Revolution ansieht. Betrachtet man aber das revolutionäre Quartal eines Jahrhunderts als ein Ganzes, so möchte man meinen, daß in seinem Verlauf kaum zwei einander weniger ähnliche Männer in den Vordergrund der Ereignisse getreten sind, als der blutlose Doktrinär Maximilian Robespierre und der ideenlose Imperator Napoleon Bonaparte.

Und doch rücken beide gerade bei einer Betrachtung des Ganzen einander wieder merkwürdig nahe. Es ist mehr als ein geistreiches Aperçu, wenn man Napoleon als den Robespierre zu Pferde bezeichnet hat. Das besagt nicht allein, daß die Armeen des Generals Bonaparte und des Kaisers Napoleon die revolutionären Doktrinen der Jakobiner über ganz Europa verbreiteten, sondern weist auch auf eine tiefere Gemeinsamkeit des Ursprungs hin. Es ist bekannt, daß der junge Bonaparte bei allem Abscheu vor manchen Ausdrucksformen der Revolution ein extremer Jakobiner war. Er galt als Anhänger Robespierres und war mit dessen jüngerem Bruder Augustin sogar befreundet, was ihm nach dem Thermidor zunächst Verhaftung und danach die Entbindung von seinen militärischen Chargen einbrachte.

Auch in mancher anderen Hinsicht kann Bonaparte mit vollem Recht als Erbe und Fortsetzer Robespierres angesehen werden, so etwa in seiner zur Vermittlung neigenden Religionspolitik, vor allem aber in der rücksichtslosen Anwendung des Terrors, wo er ihm für die Erreichung seiner Ziele erwünscht schien. Mit der Erschießung Enghiens stellte der Konsul Bonaparte sich bedenkenlos neben die jakobinischen Königsmörder des Konvents, und auf seinen Feldzügen wußte er durch systematische Handhabung des Schreckens seinen Namen nicht minder gefürchtet zu machen als Robespierre selber.

Insbesondere aber zeigt uns der Vergleich mit anderen bedeutenden Gestalten der Revolution, wie nahe der Tribun und der

Imperator trotz allem zueinander gehören. Wir dürfen dabei allerdings nicht an Necker oder Marat denken, die mehr an Robespierre erinnern und auch nicht an Danton oder Mirabeau, die Napoleon vorwegzunehmen schienen, sondern vielmehr an zwei Überlebende des revolutionären Vierteljahrhunderts, die an Bosheit und abgründiger Schlechtigkeit alle anderen übertrumpften: Fouché und Talleyrand.

Fouché, den Napoleon den einzigen kompletten Verräter nannte, der ihm je begegnet sei, und der in der Tat jeden verraten hat, der mit ihm auch nur eine kurze Strecke Weges gemeinsam ging, hat in ganz ähnlicher Weise Robespierre politisch den Garaus gemacht, wie Talleyrand später Napoleon in seinen Netzen fing. Nur durch bedenkenlose Schlechtigkeit konnten beide als Gegenspieler triumphieren. Und doch will uns scheinen, daß auf dem Andenken Fouchés kein ganz so schlimmer Fluch wie auf dem Robespierres lastet, von dem Talleyrands zu schweigen, der sich dadurch, daß er Frankreich aus der napoleonischen Katastrophe rettete, sogar den Segen der Nachwelt verdiente. Beide waren Politiker, die im politischen Raum mit diesem adäquaten politischen Mitteln wirkten und daher nie so tief schuldig werden konnten wie die Charlatane, die sich, da ihnen die politische Bühne nicht genug des Ruhmes bot, in der Rolle von Erlösern der Menschheit gefielen.

Aus geschichtslosem Raum

Am Gegensatz zu Talleyrand wird besonders deutlich, wie unwirklich und ungeschichtlich die Existenz Napoleons war, so tiefe Spuren sie in der Wirklichkeit zumal der Geschichte zurückgelassen haben mag. Denn jener degenerierte Sproß des ältesten französischen Adels verkörperte den unwirklichen Zielsetzungen des Imperators gegenüber trotz allem das ewige Frankreich, das die revolutionäre Episode überdauern wollte.

Es ist gewiß kein Zufall, daß Napoleon als Korse aus einem jener Randgebiete europäischer Geschichte stammt, die wir als geschichtslosen Raum bezeichnen dürfen. So wenig er nach dem Scheitern seiner revolutionären Anschläge in der Heimat späterhin von seiner korsischen Abkunft wissen wollte, so ist er doch durch

diese viel tiefer und wesentlicher bestimmt, als er selber glaubte. Schon Taine erkannte die Wichtigkeit der Tatsache, daß Napoleon von einer Insel kam, die immer nur Objekt der europäischen Politik war und in ihrer sozialen Struktur eine von Europa bereits überwundene Entwicklungsstufe zeigte.

Im Positiven wie auch im Negativen hat diese Abkunft die Bahn Napoleons bestimmt. Vielleicht war nur ein Mann aus geschichtslosem Grenzbereich imstande, mit titanischer Überkraft der Anarchie Herr zu werden, die das Erbe der Revolution war und die im Inneren totgelaufenen Kräfte nach außen zu wenden. Wo andere mit einem „Zuviel an Geschichte" belastet schienen, brach der korsische Wildling bedenken- und hemmungslos über die Schranken.

Da er aber anderseits als Korse, wie Rohden es formuliert hat, nicht geschichtlich zu denken, sondern als geschichtsloses Wesen nur die Elemente zu erfassen vermochte, die ungeschichtlich und widergeschichtlich waren, so wurde sein Imperium mit Zwangsläufigkeit zum gewaltigsten Aufstand gegengeschichtlicher Mächte, den die Geschichte Europas bis dahin gekannt hat.

Oberbefehlshaber des Innern

Es wäre grundfalsch, Napoleon etwa als Außenpolitiker gegen den beschränkten Innenpolitiker Robespierre zu stellen. Gewiß war Robespierre nichts als Innenpolitiker, während Napoleon Frankreichs Revolution nach außen gekehrt hat. Aber nur als Innenpolitiker war er glücklicher als jener, um schließlich in der Außenpolitik einen ähnlich vollkommenen Schiffbruch wie Robespierre in der Innenpolitik zu erleiden.

Der Beginn seiner Laufbahn war aber auch bei Napoleon durchaus von der Innenpolitik bestimmt, allerdings von vornherein mit dem für ihn so charakteristischen Einschlag einer militanten Außenpolitik. Bei der Belagerung von Toulon, das in englischer Hand war, gelang es 1793 dem vierundzwanzigjährigen Artilleriehauptmann zum erstenmal, seinem Namen Ruhm zu schaffen, so daß er schon im Februar 1794 — also noch unter Robespierre — zum General befördert wurde. Die Verwicklung in den Sturz der

Robespierres schien seinen raschen Aufstieg ebenso rasch zu beenden, so daß er sich schon mit dem Gedanken trug, in türkische Dienste zu treten. Da gab ihm die innenpolitische Lage erneut Gelegenheit, sich hervorzutun: als Befehlshaber der Pariser Garnison konnte er den Aufstand der Royalisten im Vendémiaire 1795 niederschlagen und wurde daraufhin zum Divisionsgeneral befördert und zum Oberbefehlshaber der „Armee des Innern" ernannt.

Mit einem entscheidenden Sieg auf der inneren Front also setzte er sich in den Sattel, denn von nun an war sein Aufstieg ununterbrochen. Ohne Rückschlag ging es nun im Sturmschritt fast zwei Jahrzehnte hindurch von Stufe zu Stufe zu immer höherer, immer weiter ausgebreiteter Macht. Fünf Jahre nach dem Thermidor hatte er die Macht im Inneren errungen, ein Jahrfünft später war er Kaiser, wieder fünf Jahre danach stand er in Schönbrunn auf der Höhe seines äußeren Ruhms, um endlich nach aber fünf Jahren seinen Weg zu Ende gegangen zu sein.

Alexander oder Attila?

Der sechsundzwanzigjährige Oberbefehlshaber des Innern wußte nur zu gut, daß er sich auf dem inneren Schauplatz keine weiteren Lorbeeren holen konnte und verschaffte sich so bereits im Frühjahr 1796 den Oberbefehl über die Armee an der italienischen, der wichtigsten Außenfront. Diese führte er von Montenotte und Millesimo in einem beispiellosen Siegeszug über Lodi nach Arcole und Rivoli und drang 1797 sogar in Kärnten und Steiermark ein, so daß Österreich sich zum Friedensschluß von Campo Formio bequemen mußte.

Die glanzvollen Operationen dieses Feldzuges hatten den jugendlichen General mit einem Schlage zum Abgott seiner Armee und zum berühmtesten Manne Frankreichs gemacht, so daß die führenden Politiker bereits mit Eifersucht auf ihn blickten. Sie gingen daher bereitwillig auf seine Ideen ein, als er den abenteuerlichen Plan entwarf, der unangreifbaren Macht Englands, das durch eine Invasion zu erobern allzu gewagt erschien, durch einen Feldzug in Ägypten einen entscheidenden Schlag zu versetzen.

Angesichts der britischen Übermacht zur See war es ein wahrer Wahnsinnsplan, eine ganze Armee über das Mittelmeer nach Ägypten zu werfen, um dort zweifelhafte Siege zu erringen. Aber da der Plan Größe hatte und mit Wagemut angepackt wurde, gelang er zum mindesten in seinen ersten Zügen. Durch die Schlacht bei den Pyramiden machte Bonaparte sich tatsächlich zum Herrn Ägyptens. Als er aber über Syrien nach Konstantinopel und womöglich nach Indien vordringen wollte, scheiterte der Feldzug schon vor Akkon, der ersten größeren Festung, und da Frankreichs Innenentwicklung inzwischen zu einem kritischen Punkte gelangt war, die seinem Eingreifen günstig schien, ließ er die ägyptische Armee mitten in ihrem Abenteuer im Stich und kehrte zurück.

Trotz dieses wenig würdigen Abschlusses stellt der ägyptische Feldzug zweifellos einen besonderen Glanzpunkt der napoleonischen Laufbahn dar, und zwar nicht allein wegen des orientalischen Schauplatzes. Er war mit einer unvergleichlichen Verwegenheit angepackt, so daß man an einen anderen Welteroberer, den großen Alexander, denken möchte. Und die Pläne, die Napoleon hegte, stellen sogar noch die Alexanders in den Schatten. Am Tage vor dem letzten Angriff sprach er vor Akkon davon, mit der Beute, die er hier erhoffte, werde er ganz Syrien aufwiegeln, das Türkenreich stürzen und im Morgenland ein neues großes Kaiserreich gründen, das ihm eine erhabene Stellung in der Weltgeschichte verschaffen werde.

Noch als Konsul und Kaiser kam er später oft auf jene glückliche Zeit zu sprechen, da er, der Fesseln einer störenden Kultur ledig, nach Herzenslust habe schwärmen können: „Ich wollte eine neue Religion stiften; ich sah mich unterwegs auf einem Elefanten, den Turban auf dem Kopf, in der Hand einen neuen, von mir verfaßten Koran.“ Und noch am Tage vor der Schlacht bei Austerlitz sagte er: „Hätte ich Akkon eingenommen, so wäre ich Mohammedaner geworden. Statt einer Schlacht in Mähren hätte ich eine Schlacht von Issus gewonnen, wäre Kaiser des Orients geworden und über Konstantinopel nach Paris zurückgekehrt.“

Und er hat sich dieser Pläne eines neuen Attila oder Mohammed nicht nur wie einer schönen Jugendtorheit erinnert, sondern sie auch weiterhin, wenn auch meist im Verborgenen, gehegt. So

skizzierte er 1808 in einem Brief an den Zaren Alexander einen gemeinsamen Weltfeldzugsplan gegen Indien: „Eine Armee, die über Konstantinopel nach Asien marschiert, würde England erzittern machen. Der Schlag würde sich bis nach Indien auswirken und England wäre besiegt." Und einige Monate, bevor er sich in das russische Abenteuer stürzte, sagte er zu Narbonne: „Schließlich ist dieser lange Weg doch der Weg nach Indien. Seit Akkon habe ich mir gesagt, daß Alexander von ebenso weit hergekommen war, um den Ganges zu erreichen. Heute muß ich von einem äußersten Ende Europas aus Asien von hinten erobern, um England ins Herz zu treffen."

Politik der Konkordate

So verstiegen diese Pläne erscheinen mögen und auch tatsächlich waren, so bar aller Verstiegenheit waren die Projekte und Entwürfe, an deren Verwirklichung der nunmehr dreißigjährige General nach seiner Machtergreifung in Frankreich heranging.

Diese Machtergreifung selber, die am 18. Brumaire, dem 9. November 1799 erfolgte, also knapp vor dem Ende des alten Jahrhunderts, war noch ein ziemlich tolles Wagestück, an dem der in solchen Dingen unerfahrene Bonaparte ohne die Hilfe seiner Mitverschworenen gescheitert wäre. Halb ohnmächtig mußte er aus dem Saal der Abgeordneten fortgebracht werden, und es fehlte nur wenig, so wäre dieser Tag zu seinem Thermidor geworden. Nicht minder ungehalten als damals von Robespierre, forderten jetzt die Abgeordneten von ihm die Namen der Teilnehmer an der Verschwörung, die zum Vorwand der Machtergreifung dienen sollte. Nur durch das Geschick seines Bruders Lucien wurde die Situation gerettet, und tags darauf hatte Frankreich in Bonaparte einen neuen, nahezu unbeschränkt regierenden Herrn. Am 27. Dezember 1799 trat die neue Verfassung in Kraft, die ihm als Erstem Konsul die volle, nahezu monarchische Gewalt auslieferte.

Wenn Frankreich sich so zum erstenmal seit Robespierre wieder der Gewalt eines einzelnen Mannes auslieferte, so hatte das jetzt durchaus andere Gründe als zu Robespierres Zeiten. Es war der

zehnjährigen Revolution gründlich müde geworden, und es war vor allem der Kriege müde, die aus der Revolution hervorgegangen waren. Und da das Kriegsglück sich inzwischen gegen Frankreich gewandt hatte, bedurfte es paradoxerweise eines siegreichen Generals, um sowohl den Krieg als auch die Revolution zu beenden.

Bonaparte entledigte sich beider Aufgaben auf das prompteste. Schon wenige Monate nach seinem Machtantritt besiegte er die Österreicher bei Marengo und zwang sie damit zum Frieden von Lunéville. Und bald darauf gelang es auch, mit dem mächtigsten und wichtigsten aller Feinde Frankreichs und der Revolution, mit England zum Frieden zu gelangen. Im März 1802 wurde zu Amiens Friede mit England geschlossen, dem im Juni nach der Räumung Ägyptens der Friedensschluß mit der Türkei folgte, womit nach einer unvergleichlich turbulenten Zeit der allgemeine Weltfriede hergestellt schien.

Fast noch bedeutsamer erschien für Frankreich die Herstellung des inneren Friedens. Die unversönliche Haltung der Jakobiner in der Kirchenfrage hatte im zweiten Stadium der Revolution zu einer unheilvollen Spaltung des französischen Volkes geführt, das in seiner übergroßen Menge am hergebrachten Glauben hing. Diese Spaltung zu überwinden, schien Bonaparte, der selber ein völlig glaubensloser Mensch war, die wichtigste innenpolitische Aufgabe. Er strebte daher sogleich die Aussöhnung mit der römischen Kirche an, die ihm bereitwillig entgegenkam. Schon am 15. Juli 1801, also mitten zwischen den beiden Friedensschlüssen von Lunéville und von Amiens wurde ein Konkordat mit Rom abgeschlossen und unterzeichnet, und am Ostersonntag 1802 wurde es beim ersten feierlichen Gottesdienst nach der Revolution in der Nôtre Dame zu Paris zusammen mit dem Frieden von Amiens feierlich verkündigt.

Der Sturm der Entrüstung, den dieser anscheinende Rückschritt bei allen Jakobinern hervorrief, machte dem Ersten Konsul wenig Eindruck, da der Sturm der Zustimmung bei der weit überwiegenden Menge des Volkes ihm wichtiger war. Sie fand in der Übertragung des Konsulats auf weitere zehn Jahre und schließlich auf Lebenszeit ihren Ausdruck, die durch eine Abstimmung mit überwältigender Mehrheit sanktioniert wurde.

Auch im Hinblick auf alle andere Innenpolitik, vor allem auf Verwaltung und Gesetzgebung stand das Konsulat durchaus im Zeichen des Ausgleiches zwischen den neuen Errungenschaften und dem hergebrachten Alten, so daß Louis Madelin in seinem Werk über die „Gegenrevolution unter der Revolution" die gesamte Politik dieser Zeit mit der treffenden Bemerkung charakterisieren konnte, sie habe im Grunde aus einer langen Reihe von Konkordaten zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart bestanden.

Das letzte Ergebnis dieser Innenpolitik der Konkordate und Kompromisse war schließlich die Wiederherstellung der Monarchie, allerdings nicht, wie viele Adlige hofften, durch Rückführung der Bourbonen auf den Thron und auch nicht, wie Talleyrand es anstrebte, durch die Neubegründung eines napoleonischen Königtums. Napoleon erklärte den Königstitel für abgenutzt und mit veralteten Vorstellungen behaftet: „Der Kaisertitel ist erhabener; er hat etwas Unbestimmtes und wirkt daher stärker auf die Einbildungskraft." Wenige Wochen nach dem Justizmord an dem Bourbonen Enghien ließ er sich vom Senat zum erblichen Kaiser erklären. Eine allgemeine Abstimmung bestätigte ihn als „Kaiser durch die Konstitutionen der Republik" und die Krönung in der Nôtre Dame am 2. Dezember 1804 gab dem Akt auch die äußere Weihe.

Der Ahasver des Friedens

Als so der Schlußstein in das napoleonische Gebäude gefügt wurde, war sein Fundament oder doch mindestens ein wesentlicher Teil dieses Fundaments bereits wieder fragwürdig geworden. Der Friede mit England, die vielleicht wichtigste Errungenschaft des Konsulats, hatte nach noch nicht einmal einem Jahr durch die Provokationen Napoleons, der sich durch ihn wie durch eine Zwangsjacke eingeengt fühlte, mit einer neuen englischen Kriegserklärung sein Ende gefunden. Damit hatte ein Dauerkrieg begonnen, der erst nach dem Sturz Napoleons sein Ende finden sollte.

Der französische Arzt Raoul Brice sagt in seinem Buch über „Das Geheimnis Napoleons", das Schicksal habe ihn verurteilt, die

Rolle eines Ahasvers des Friedens zu spielen: „Er verfolgte ihn — den Frieden — überall hin, ohne ihn je zu finden, ohne jemals auf der Bahn einzuhalten, die ihn ins Verderben führte." Der Vergleich mag in ein wenig anderem Sinne, als er vom Autor gemeint ist, zutreffen, denn Ahasver findet die Ruhe ja deshalb nicht, weil er sie im Innersten gar nicht sucht. Nur insofern der ewige Jude der Prototyp des im Kern seines Wesens ruhelosen Menschen ist, gehört er hierher.

Als solch eine ahasverische Erscheinung aber ist Napoleon schlechthin einzigartig: ein Ahasver des Friedens, der von einem Krieg zum andern jagte, der 1805 unter endgültigem Verzicht auf die britische Invasion vom Lager von Boulogne aufbrach, um Österreich bei Austerlitz zum drittenmal niederzukämpfen, der im Jahr darauf dem friderizianischen Preußen bei Jena und Auerstedt ein Ende bereitete, der 1807 fast mühelos Portugal eroberte, um 1808 in Spanien auf um so zäheren Widerstand zu stoßen und erst 1809 nach einem abermaligen Krieg gegen Österreich an ein vorläufiges Ziel zu gelangen. Um endlich 1812 sehenden Auges in das Unglück des russischen Feldzuges zu rennen, der die Völker wie ein Fanal aufrüttelte, 1813 zur Katastrophe von Leipzig und 1814 zur ersten Abdankung und schließlich, nach der Episode der hundert Tage 1815 zur zweiten Katastrophe von Waterloo und endlich nach St. Helena führte.

Es ist ein wahrhaft beispielloses Rennen von Sieg zu Sieg, bei dem jedoch der Endsieg in immer weitere Fernen zu rücken scheint, ein Jagen von Krieg zu Krieg, deren keiner den Frieden herbeizwingt. Nur Attila und Dschingiskhan haben die Erde derartig unter den Marschtritten ihrer Krieger erzittern lassen, auch sie Imperatoren ohne Idee oder Ordnungsprinzip, aber gewiß durch eine stärkere Vitalität legitimiert.

Steriler Imperialismus

Denn das ist das Merkwürdige an der wahrhaft phantastischen Anhäufung napoleonischer Macht, daß sie steril blieb. Sie legte sich wie eine riesenhafte Apparatur über das wehrlose Europa, führte zwar die Entwicklung an vielen Stellen weiter, indem sie

angestaute Hemmungen beseitigte, aber eine wirkliche Befruchtung ging nirgends von ihr aus.

Auch für Frankreich selber war die mit so ungeheuren Anstrengungen erkaufte Machtanhäufung im Endergebnis fruchtlos, denn Napoleon ließ es kleiner zurück, als er es bei seiner Machtübernahme empfangen hatte, und es war lediglich der geschickten Diplomatie Talleyrands zu danken, daß Frankreich vor einem schlimmeren Schicksal bewahrt blieb. Sein ganzes, so vielversprechendes überseeisches Kolonialreich aber hat es durch Napoleon auf jeden Fall verloren.

Wie ein Fluch liegt die Sterilität über all der scheinbaren Größe der napoleonischen Leistung. Die Vergeblichkeit seiner Bemühungen, eine Dynastie zu gründen, ist wie ein Sinnbild dafür. Nicht daß Napoleon im Wortsinne steril oder impotent gewesen wäre. Wir wissen von mindestens vier Kindern, die er in und außer der Ehe gezeugt hat. Aber auch hier haftet seinem Wesen ein unsteter, ahasverischer Zug an. Mit seinem mangelnden Liebesbedürfnis, das zeitweise um so hemmungsloser durchbrach, ist er gleichsam ein umgekehrter Don Juan. Caulaincourt berichtet von einem Gespräch zweier Grenadiere im Lager von Boulogne über die Frauenbeziehungen des petit Caporal: „Du dämlicher Kerl", entgegnete der eine dem anderen, „weißt du nicht, daß er seine Liebschaften im Kopf abmacht" — fürwahr eine schlagende Charakteristik.

In ziemlich jungen Jahren, beinahe noch ein Jüngling, an die über sechs Jahre ältere und unfruchtbare Josephine gekettet, trennte er sich von ihr, um, wie er sich ausdrückte, „einen Bauch zu heiraten". Damit aber beschwor er erst recht eigentlich sein Verhängnis herauf. Denn daß er als über Vierzigjähriger die noch ganz kindliche Habsburgerin Marie Luise heimführte, gab ihm nur die flüchtige Illusion der Dauerhaftigkeit. Er konnte dieses Patenkind der Marie Antoinette und Louis XVI. weder ernstlich an sich binden noch sich, wie er hoffte, durch die Heirat und den Thronerben ihre Familie tiefer verpflichten. Als sein Schicksal sich erfüllte, war es gerade Österreich, das durch seine Haltung die Katastrophe herbeiführte.

Ein Franzose, Anatole France, hat den Sachverhalt auf ebenso drastische wie sarkastische Weise gekennzeichnet, wenn er sagte: „Er läßt die Welt unter seinem Drucke stöhnen, weil er unfähig

ist, sein Bett knarren zu lassen." Wie im Orient, so machen nach seiner Meinung auch bei uns die Eunuchen die meisten Revolutionen: „Nach 1789 beherrschen die Bastarde, die Hinkenden und Impotenten die politische Bühne. Napoleon war nicht gerade impotent, aber er hatte keine Liebesfähigkeit. Er war nicht verliebt, weil er zu schwach war, und sein Ehrgeiz, sein krankhafter Tätigkeitsdrang entsprangen einem Mangel seiner Konstitution. Im Grunde hat er stets nur sich selbst geliebt."

Ideologe der Tat

Der krankhafte Tätigkeitsdrang, von dem Anatole France spricht, ist in der Tat eines der charakteristischsten Merkmale des napoleonischen Phänomens. Ein anderer Franzose unserer Zeit, Emile Dard, spricht bei ihm geradezu von einer Ideologie der Tat: „In dem Wahn seines gewaltigen Machttraumes verachtet er jede sittliche Kraft; er kann sich nicht vorstellen, daß menschlichem Willen Grenzen gesetzt sind. Dieser Krieger, der die Ideologie so sehr verachtete, wird ein Ideologe nach seiner Art, aber der gefährlichste von allen, denn er ist ein Ideologe der Tat."

Dieser gefährlichen und verführerischen Ideologie huldigte Napoleon ganz bewußt. Er hat es selbst ausgesprochen, daß er die Macht wie ein Künstler, wie ein Geiger sein Instrument liebe: „Ich liebe die Macht, um ihr Töne zu entlocken, Wohlklang, Harmonien." Ein Zeitgenosse schildert ihn: „Wenn er einen Armeebefehl diktiert, gleicht er einem italienischen Improvisator oder der Pythia auf dem Dreifuß." Und Mereschkowski beschwört in diesem Zusammenhang das Bild Neros herauf: wie jener römische Imperator hätte auch Napoleon bei seinem Tode ausrufen können: „Qualis artifex pereo!"

Er war als Tatmensch viel mehr Ideologe, als er für wahr oder auch nur für möglich gehalten hätte. So wenig er einer Idee verhaftet bleiben konnte, so unermüdlich beschäftigten ihn gleichwohl die widersprüchlichsten Ideen. Caulaincourt berichtet: „Wenn ein Gedanke, den er für nützlich hielt, sich erst einmal in seinem Kopf festgesetzt hatte, dann verfiel der Kaiser ganz der Selbsttäuschung. Er machte ihn sich ganz zu eigen, hegte und

pflegte ihn, durchdrang sich förmlich mit ihm; er schwitzte ihn sozusagen durch alle Poren. Niemals sind Geist und Urteilskraft eines Menschen mehr in Selbsttäuschung und Irrtum befangen gewesen, niemals mehr der Einbildungskraft und der Leidenschaft zum Opfer gefallen als bei Napoleon in gewissen politischen Fragen."

Stärke und Schwäche des Imperators kamen in dieser merkwürdigen Verkoppelung von Tätertum und ideologischer Selbsttäuschung in gleicher Weise zum Ausdruck. Bei der Planung des Rußlandfeldzuges, von dem ihm der landes- und sachkundige Caulaincourt aufs dringendste abriet, war er von einer so unbelehrbaren Hartnäckigkeit, wie sie nur ein Ideologe aufzubringen vermag." „Er liebte es nun einmal über alles, sich in der Hoffnung dessen zu wiegen, was er wünschte", sagt Caulaincourt, der den gleichen Sachverhalt an anderer Stelle noch schärfer umreißt: „Dieser weltumspannende Genius mit seiner stählernen Willensstärke, seiner seelischen Kraft, die allen Schicksalsschlägen gewachsen war, neigte in demselben hohen Maße zur Selbsttäuschung, als ob er dieses Trostes der Schwachen bedurft hätte."

Hatte er sich aber einmal in einen Gedanken verrannt, so scheute er keine Anstrengung und Mühe, um zum Ziel zu gelangen, in kleinen Dingen wie in den großen. Er war immer ganz und gar an den Gegenstand seiner Pläne und Gedanken hingegeben. Alle Hilfsmittel und alle Aufmerksamkeit pflegte er auf die Sache zu konzentrieren, die er gerade vorhatte. „Er tat alles mit Leidenschaft, daher der ungeheure Vorteil, den er über seine Gegner hatte, denn nur wenige Sterbliche gaben sich so ganz dem Gedanken oder der Tat des Augenblickes hin."

Der Übermensch als Unmensch

Die Frage nach dem eigentlichen Charakter Napoleons ist immer ein Rätsel geblieben. Züge von Edelmut und Großherzigkeit sind ebenso unverkennbar wie auf der anderen Seite solche von niedrigster und gemeinster Gesinnung, wie es ganz entsprechend auch im Leben dieses zweifellos ungewöhnlich tapferen Menschen mindestens zwei Augenblicke der Entscheidung gab, in denen er sich

erbärmlich feige zeigte: den 18. Brumaire am Beginn und die Reise nach Elba am Ende seiner Laufbahn.

Frau von Rémusat, die Napoleon als Palastdame der Kaiserin gut kannte und anfänglich von den günstigsten Vorurteilen für ihn erfüllt war, schildert in ihren Erinnerungen, wie er mit dem Wachsen seiner Macht Schaden an seiner Seele nahm oder auch sein wahres Wesen enthüllte. Ihr Endurteil aber ist unbarmherzig: „So bemerkenswert seine besonderen geistigen Fähigkeiten waren, so wenig läßt es sich verhehlen, daß es nichts Niedrigeres gibt als seine Seele: nichts von Edelmut, keine Spur von wahrer Seelengröße." Sie spricht von seinem Mißtrauen gegen jede Aufrichtigkeit, gegen jede Art von Güte und von seiner bewußten und beabsichtigten Bevorzugung jedes Mittels, die Menschen zu erniedrigen, selbst durch Gnadenbeweise. Gerade seine Guttaten erscheinen bei ihr im schlimmsten Licht, ob er die Entrüstung, die das Verbrechen an dem Herzog von Enghien erregte, durch „eine Kette unerhörter Großtaten" abzulenken suchte, oder ob sie ihm in noch raffinierterer Weise dazu dienten, seine Umgebung zu korrumpieren.

Noch tiefer läßt eine Äußerung blicken, die Napoleon auf der Höhe seiner Bahn, als ihm keinerlei Tarnung mehr notwendig schien, zu Talleyrand tat, dem er offenbar durch die Rückhaltlosigkeit seines Bekenntnisses zu imponieren suchte: „Sie müssen wissen, daß ich vor keiner Niedertracht zurückschrecken würde, wenn sie mir von Nutzen sein könnte. Im Grunde genommen gibt es auf der Welt ja weder Edles noch Gemeines; in meinem Charakter ist alles enthalten, was ich brauche, um meine Macht zu befestigen und alle zu täuschen, die mich gut zu kennen meinen. Ich gestehe offen, ich bin niederträchtig, im innersten Kern niederträchtig. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keinerlei Abscheu vor dem empfinden würde, was die Leute eine ehrlose Handlungsweise nennen. Meine geheimen Neigungen, die schließlich ganz natürlich sind und der geheuchelten Größe, mit der ich mich schmücken muß, zuwiderlaufen, bieten mir unendliche Möglichkeiten, die Menschen in allem zu täuschen, was sie von mir denken."

Die Maßlosigkeit dieser Selbstenthüllung läßt uns wie vor einem Abgrund zurückschaudern, aber sie gehört gleichwohl notwendig

zum Bilde Napoleons, der nach einem geistvollen Wort der Frau von Staël zugleich mehr, aber auch weniger war als ein Mensch. Seine Größe war von jener Art, die das Maß verliert, so daß aus Übermaß Unmaß wird und der Übermensch zum Un- und Untermenschen. „Jahrtausende werden vergehen, ehe sich solche Umstände wie die meinen wiederholen und einen zweiten, mir ähnlichen Menschen hervorbringen werden", meinte er von sich selbst, und Mereschkowski erinnert hier daran, daß nach der Meinung der Alten die Götter den Wuchs der Menschen hatten, wie ja nach der Apokalypse auch die Engel Menschenmaß haben und nach Menschenmaß messen: „Die Riesen aber sind keine Götter, sondern Titanen — ihre über das Maß hinausgehende ungeheure Größe bedeutet Schwäche."

Das furchtbarste Geheimnis der Geschichte

Léon Bloy, der der Seele Napoleons ein Buch gewidmet hat, hat gesagt, daß er zu der Überzeugung gelangt sei, in Napoleon dem furchtbarsten Geheimnis der Weltgeschichte gegenüberzustehen.

In der Tat ist es mehr als nur ein politisches Phänomen, das uns in dieser Gestalt begegnet. Schon seine eigene Zeit hat Napoleon eschatologisch und apokalyptisch zu verstehen und zu deuten versucht, und uns stellt sich heute nur noch dringender die gleiche Aufgabe.

Auch Napoleon selber hat sich nicht nur politisch verstanden. So sehr er die politische Welt mit seinen Taten erfüllte, so sprengte er sie doch zugleich, denn seine Zielsetzungen gingen immer über den eigentlich politischen Bereich hinaus. Seine Weltherrschaftspläne, so maßlos sie uns ohnehin anmuten, wachsen ins vollends Maß- und Grenzenlose, wo sie auch die Herrschaft über die Geister und Gewissen einbeziehen. Nicht allein des äußeren Glanzes wegen suchte Napoleon den Papst zu veranlassen, nach Paris überzusiedeln. Er sagte selber über die Gedanken, die ihn dabei bewegten: „Paris wäre die Hauptstadt der christlichen Erde geworden, und ich hätte die Welt der Religion ebenso gelenkt wie die der Politik."

Am deutlichsten wird diese Tendenz sowohl offenkundig als auch an ihre äußersten Grenzen geführt in dem merkwürdigen Zwiegespräch zwischen Kaiser und Papst, das uns Alfred de Vigny überliefert hat. Dieses wenig bekannte Gespräch ist von einer unerhörten, geradezu dichterischen Dramatik, obwohl der Heilige Vater dem bis zur Geschwätzigkeit gesprächigen Imperator nur mit zwei Worten Rede steht, mit diesen aber sein ganzes Wesen enthüllt.

Napoleon ergeht sich, den Papst nach Paris zu locken, in den glanzvollsten Anerbietungen: „Ich werde alles tun, was Sie wünschen; vor allem, ich bin besser als mein Ruf. Ich werde Ihr Soldat sein, ganz und gar. Sehen Sie, das wäre doch wirklich schön: wir würden unsere Konzile haben wie Konstantin und Karl der Große. Ich würde sie eröffnen und schließen und hinterher würde ich Ihnen die wirklichen Schlüssel der Welt überantworten."

Als aber der Papst auf diesen Anbiederungsversuch nur mit einem schwermütigen Lächeln und mit dem Ausruf „Commediante!" reagiert, folgt ein Wutausbruch ohnegleichen, bei dem der Kaiser die gröbsten Schimpfworte gegen den noch eben Umschmeichelten gebraucht und die gräßlichsten Drohungen gegen ihn ausstößt. Aber der Papst läßt sich von der Donnerstimme des Weltherrschers so wenig beeindrucken wie zuvor von der Schmeichelstimme des Verführers und entgegnet ihm mit einem tiefen Seufzer wieder nur ein Wort: „Tragediante!"

Das treibt die Wut des Imperators zum äußersten. Er ergreift eine kostbare Vase, schleudert sie auf den Marmorkamin und zertritt sie mit den Füßen. Dann aber kommt er zur Besinnung, und nach einer langen wortlosen Pause beginnt er ein monologartiges Gespräch, in dem er sich völlig ohne Maske zeigt. Er stimmt dem Papste zu: er sei ein Tragödiant und Komödiant, der posiere und immer nur posieren müsse, sich aber dabei ganz ungeheuer langweile. Daher müsse er Bewegung haben und in Bewegung setzen, ganz gleich auf welches Ziel hin: „Ich habe Pläne genug für das Leben von vierzig Kaisern, ich entwerfe jeden Morgen und jeden Abend einen neuen; ich habe eine unermüdliche Einbildungskraft, doch fände ich ja niemals Zeit, auch nur zwei von ihnen zu verwirklichen, da ich dann schon verbraucht wäre an Leib und Seele."

Es ist wie ein Kommentar zu diesem monologischen Zwiegespräch, wenn Taine über Napoleon sagt: „Mit einem Charakter, wie er ihn besitzt, läßt sich wirklich nicht leben; sein Genie ist allzu groß und verderblich, und je größer, um so verderblicher. Es ist ein Egoismus, der sich zum Ungeheuer ausgewachsen und inmitten der menschlichen Gesellschaft ein kollossales Ich errichtet hat, das seine raubgierigen und zähen Fühlhörner in immer weitere Kreise ausstreckt. Jeder Widerstand verletzt es, jede Freiheit beengt es, und es duldet in dem unermeßlichen Gebiet, das es an sich gerissen hat, keinerlei Leben, sofern es nicht eine Zugabe und ein Werkzeug seines eigenen Lebens ist."

Mereschkowski, der Taine zitiert, bemerkt zu seinen Worten, Napoleon gleiche einer gigantischen Spinne, die die Welt in ihren Fängen umklammert und wie eine Fliege aussaugt oder gar einer Höllenmaschine, die der Teufel ersonnen hat, um die Welt zu zerstören. Und schon Napoleons eigene Zeit hat sich bei seinem ungewöhnlichen Namen des Apollyon der Apokalypse erinnert, jenes furchtbaren Engels aus dem Abgrund, der nach der biblischen Weissagung am Ende der Zeiten als ein König der schrecklichsten Plagegeister über die gequälte Menschheit kommen soll.

Wir stehen in der Tat vor dem furchtbarsten Geheimnis der Geschichte. Da wir Napoleon nicht mit Menschenmaßen messen können, ist er entweder ein Halbgott oder eine satanische Erscheinung gewesen. Viele Zeitgenossen — und recht gläubige darunter — haben in ihm den Mann der Vorsehung erblickt. Der Erzbischof von Rouen nannte ihn sogar le christ de la providence, was sowohl der Gesalbte als auch der Christus der Vorsehung heißen kann. Der Erzbischof von Paris erklärte in einem Hirtenbrief, er sei „der Mann zur Rechten Gottes", und der Bischof von Amiens sagte in einem Erlaß: „Als der Allmächtige Napoleon erschaffen hatte, ruhte er aus von seinen Werken." Bis in den offiziellen Katechismus ging dieser seltsame Kaiserkult, denn in ihm heißt es: „Gott hat den Kaiser zum Stellvertreter seiner Macht und zu seinem Abbild auf Erden erwählt."

War das die mehr oder weniger offizielle Kirchenmeinung, so kann es uns nicht verwundern, wenn wir auch im Volke ähnlich

abstrusen Auffassungen begegnen. So wurde Napoleon bei seiner ja tatsächlich ans Wunderbare grenzenden Wiederkehr von Elba von seinen Getreuen wie der auferstandene Messias begrüßt. Ein Augenzeuge berichtet, er hatte das Gefühl, er wohne der Auferstehung Christi bei: „Die ihn trugen, waren wie Wahnsinnige, und Tausende von den übrigen waren glücklich, wenn es ihnen gelang, den Saum seiner Kleider zu küssen oder auch nur zu berühren." Und doch war er damals nur noch ein armseliger Revenant, dessen Akklamationen Mereschkowski eine unheilverkündende Maskerade nennt: „Ein Hauch von Verwesung ging von ihm aus, wie von einem, der aus dem Grabe gestiegen ist."

Napoleon stand derartigen Apotheosen durchaus nicht ablehnend gegenüber, wenn sie auch für ihn als durchaus ungläubigen Menschen nur ein Mittel zum Zweck darstellen konnten. Mehrfach hat er in Gesprächen Alexander den Großen darum beneidet, daß er sich in seiner Zeit zum Gottessohn erklären konnte, ohne damit das Gespött der Mitwelt zu erregen: „Wenn ich mich heute zum Sohn des ewigen Vaters erklärte, jedes Fischweib würde mich auspfeifen."

So lag es sehr viel näher, ihn für einen Sendling des Satans zu halten. Gleichwie mit Apollyon, so wurde er auch mit dem Antichrist identifiziert oder als sein Vorläufer angesprochen. Nicht nur seine erbitterten Hasser und Widersacher, sondern auch viele seiner getreuesten Anhänger glaubten ihn mit dem Teufel im Bunde. Das hatte die unheimlichsten und bis zur Albernheit seltsamsten Gerüchte zur Folge. Aber auch eine Merkwürdigkeit ist dabei, die verzeichnet zu werden verdient, nämlich die weitverbreitete Fabel vom „kleinen roten Mann", in dem wir unschwer eine Figur des Antichristmythos wiedererkennen können. Wie der Mephisto zum Faust, so gehört zum Antichrist die Gestalt des Höllenboten Astaroth, und unter diesem Namen ist der kleine rote Mann Napoleons sogar in die Literatur eingegangen: eine Schmähschrift auf den Imperator führte den Titel: „Der prophetische Teufel, oder Kleine freundschaftliche Unterhaltungen zwischen Astaroth und Napoleon." Und bis in die Zeiten des zweiten Kaiserreiches hinein hat die Figur des petit homme rouge eine literarische Existenz geführt, als der „Antichrist" selbst bereits längst in neuer Gestalt und Verkörperung erschienen war.

So gewaltig war die Leuchtkraft des napoleonischen Kometen, daß er sogar die Katastrophe überstrahlte, die er ausgelöst hatte und daß nach einem Menschenalter sogar noch einmal ein ähnlicher, wenn auch schwächerer Komet die gleiche Bahn ziehen konnte. Es ist erstaunlich, wie bis in alle Einzelheiten, nur von den Größendimensionen abgesehen, „Napoleon der Kleine" den Spuren seines großen Oheims gefolgt ist und folgen konnte.

Hatte jener sich als Zweiundzwanzigjähriger auf Korsika als Putschist betätigt, so beteiligte sich der 1808 geborene Louis Napoleon 1830 an den Aufstandsversuchen der Carbonari in Italien. In dem Alter, in dem Napoleon seinen ersten italienischen Feldzug führte, machte Louis Napoleon seinen ersten eigenen Putschversuch in Straßburg und ließ ihm 1840 den zweiten und ebenso vergeblichen von Boulogne folgen, der ihn zum Gespött Frankreichs machte.

Da er aber ebenso zäh wie ehrgeizig war, ließ er sich durch keinen Mißerfolg entmutigen. Vor allem aber hatte er eine „Idee". Er hatte durchaus richtig erkannt, daß sein Oheim an der Ideenlosigkeit seines Regimes gescheitert war und suchte diesem Übelstand von vornherein abzuhelfen. Als ein aufmerksamer Beobachter der Zeitentwicklung sah er, welche Bedeutung mit der Entwicklung der Industrie die soziale Frage erhielt, und so knüpfte er in seinen Schriften an die Ideen des Sozialismus an, ohne sich allerdings allzuweit mit ihnen einzulassen. Er erblickte in dem Schutzbedürfnis der Bourgeoisie gegen das aufsteigende und zur Macht strebende Proletariat seine geschichtliche Chance und hat sich darin nicht getäuscht.

Als nämlich die Februarrevolution von 1848 sich zu radikalisieren und zur sozialen Revolution zu werden drohte, war Louis Napoleons Stunde gekommen. Im Verlaufe weniger Monate konnte er noch im Revolutionsjahr vom unscheinbaren Abgeordneten zum Präsidenten der französischen Republik aufsteigen. Einmal an die Macht gelangt, wußte er sich geschickt in ihrem Besitze zu erhalten, und als ihm ihre Zügel zu entgleiten drohten, setzte er sich drei Jahre später durch einen Staatsstreich, der dem des Oheims vom Brumaire glich, gewaltsam in den Sattel. Schon ein Jahr

später ließ sich der „Prinz-Präsident" zum Kaiser proklamieren und nannte sich Napoleon III.

War die Innenpolitik Napoleons I. eine Politik der Konkordate zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Adel und Bürgertum, so war die seines Neffen ihr nicht unähnlich eine Politik des Kompromisses zwischen Gegenwart und Zukunft, nämlich zwischen dem Bürgertum und der Arbeiterschaft, wobei diese allerdings weitgehend ins Hintertreffen geriet. Auch in der Außenpolitik hatte er Glück und Erfolg. Der Krimkrieg gab ihm Gelegenheit, mit geringem Einsatz einen großen Gewinn an Ansehen und Macht zu erzielen und Frankreich wieder die Stellung der ersten Großmacht in Europa zu verschaffen.

Obwohl von so völlig anderem Temperament als der große Napoleon, daß ihre Verwandtschaft immer wieder in Zweifel gezogen worden ist, zeigte der Neffe doch die gleiche Unstäte und Ruhelosigkeit wie der Oheim. Auch das Zweite Kaiserreich war ein Imperium ohne Idee, eine Herrschaft, die nicht echte Ordnung stiftete, sondern Auflösung und Anarchie und die daher der dauernden Bestätigungen bedurfte, um vor sich selbst zu bestehen. So wohnte auch diesem Reiche, obwohl sein Herrscher ein völlig unsoldatischer Mensch war, der ständige Zwang inne, in Kriegen Expansion zu suchen. Wenn der große Oheim Feldzug um Feldzug führte, bis ihn in Rußland das Verhängnis ereilte, so schwankte der Neffe von Abenteuer zu Abenteuer. War der Krimkrieg ein voller Erfolg gewesen, so war der italienische Feldzug trotz der Siege von Magenta und Solferino nur noch ein halber, das mexikanische Abenteuer dagegen endete mit einem völligen Fiasko, und so ging das Kaiserreich 1870 unter den denkbar schlechtesten Voraussetzungen in den deutsch-französischen Krieg, der über seine Existenz entscheiden sollte.

Der Napoleonismus hatte sich inzwischen derartig leergelaufen, daß dieser für das ganze Volk so existenzwichtige Krieg nur mit halbem Herzen geführt wurde. Ein erheblicher Teil des Volkes war auf die paradoxe Parole gestimmt: „Hoffentlich verlieren wir den Krieg", weil es wußte, daß nur eine äußere Niederlage die Befreiung von dem verhaßten Regime bringen konnte. So wurde Sedan schon in den ersten Wochen des Krieges zu dem Moskau des Louis Napoleon, das ihn nicht allein die Freiheit, sondern

auch den Thron kostete. Unmittelbar auf seine Kapitulation folgte der Umsturz, den die Pariser wie ein Sonntagsvergnügen feierten, obwohl Sedan für ganz Frankreich eine Katastrophe bedeutete.

So lautet das Urteil der Geschichte über diesen zweiten Imperator, obwohl sich Frankreich unter ihm über zwei Jahrzehnte lang des Friedens und eines erstaunlichen Wohlstandes erfreute, im wesentlichen negativ, wenn nicht gar vernichtend. „Er war ein Narr, bevor er zur Macht gelangte, er hat die Macht ausgeübt als ein Träumer, er hat selten gewußt, was er wollte, und wußte er es, so hat er sich davon abbringen lassen — ein fanatischer Halluzinant, verbissen in seine eigenen chimärischen Einbildungen", so urteilte ein Zeitgenosse über ihn, der seine Bahn als von der Vorsehung gesandter „Messias der Ordnung", als ein „göttlicher Erlöser vom Bürgerkrieg" begonnen hatte. Das Erlebnis von Sedan ließ den Napoleonismus endgültig zu einem Gespenst verbleichen, dem auch unter veränderten Umständen in Frankreich keine Wiederkehr beschieden war.

TAIPING

DAS FRIEDENSREICH DES UNRUHSTIFTERS

SEITDEM es eine Kirche gibt, seit dem ersten Pfingstfest der werdenden Christenheit hat die Sonderung immer als ärgste Sünde, ja sogar als Inbegriff aller Sünde gegolten. Schon im Judentum waren die Pharisäer die Abgesonderten und der jungen Christenkirche besonders feindlich Gesinnten. Und als es in der Kirche selber zu Parteiungen kam, gerieten jene Sekten und Sektierer, die auf ihrer Sondermeinung bis zur Trennung von der Kirche beharrten, bald in argen Verruf. Die Häresie wurde als schlimmste aller Sünden verabscheut und der Häretiker dem Verbrecher gleichgeachtet. Die Ketzerei war eine todwürdige Sünde und wurde im Mittelalter auch tatsächlich mit dem Tode bestraft.

Uns mag das heute unbegreiflich erscheinen, weil wir den Sektierer meist nur als harmlosen Spintisierer kennen, als vergrübelten Sonderling, der eigene Wege geht. Aber wir brauchen nur die Wiedertäufer zu betrachten, um zu begreifen, daß es neben den stillen Spintisierern auch die tollen Unruhstifter gibt, die eine Gefahr nicht allein für die Kirche, sondern für die gesamte Öffentlichkeit darstellen. Auch dieses unruhstifterische Sektierertum, das sich mit Vorliebe des Grenzraums zwischen Politik und Religion bemächtigt, pflegt zuerst mit harmlosen Parolen aufzutreten, um erst hernach sein wahres Schreckensgesicht zu enthüllen. Gleichviel, ob es sich um politische Sektierer handelt, die sich in religiöse Ekstasen steigern, oder um religiöse Sektierer, die tausendjährige Friedensreiche aufzurichten vorgeben, immer stehen Verwüstung und Verwilderung, Grauen und Entsetzen am Ende.

Von Saint-Simon zum Faschismus

Frankreich ist das klassische Land der Revolutionen. Auf die Revolution von 1789 gehen nicht nur alle späteren bürgerlich-demokratischen und liberalen Revolutionen zurück, sondern bei nähe-

rem Zusehen gehen von ihr sogar drei sehr unterschiedliche revolutionäre Entwicklungslinien aus; neben jener direkten Linie zur liberalen Demokratie eine gleichsam indirekte Linie der sozialen Revolution, die von Babeuf und eigentlich bereits Marat über Karl Marx zur Revolution Lenins führt, und schließlich als dritte und am wenigsten beachtete Linie die des politischen Sektierertums von Saint-Simon über den Positivismus zum Faschismus.

Mussolini hat mit seinem Faschismus mindestens mittelbar an die italienische Carbonaritradition angeknüpft, und zwischen Carbonarismus und Saint-Simonismus sind die Beziehungen ganz unmittelbar. Der Graf von Saint-Simon aber gehört zum mindesten als Randerscheinung in den Bannkreis der großen französischen Revolution, von der sein Denken die entscheidenden Anregungen empfangen hat.

Saint-Simon, der zwei Jahre jünger war als Robespierre, kämpfte in seinen Jünglingsjahren unter Washington in Amerika. Zurückgekehrt, nahm er an der Revolution zunächst nur als Spekulant in Nationalgütern teil, scheiterte aber wirtschaftlich vollständig und wandte sich dann unklaren und phantastischen Ideen zu, die er erst später zu einem gewissen System entwickelte. Er war ein ausgesprochener Sektierer und Sonderling, aber mit einem unverkennbaren Spürsinn für zukunftswichtige Fragen wie die der industriellen und der sozialen Entwicklung.

Als er nach einem vorangegangenen und mißlungenen Selbstmordversuch 1825 starb, war er schon beinahe vergessen. Aber da die wirtschaftliche Entwicklung manche seiner Gedanken zu bestätigen schien, fanden seine Lehren nachträglich eine große Schüler- und Anhängerschaft, vor allem durch den von den Carbonari herkommenden Bazard. Der Saint-Simonismus wurde zu einer Art von politischer Heilslehre, die von glühenden Aposteln verkündet und ins Land getragen und zugleich zu einem ganzen Lehrsystem ausgebaut wurde. Die Julirevolution von 1830, die alle restaurativen Hemmungen beseitigte, gab den saint-simonistischen Lehren eine politische Chance, und so fanden sie in Frankreich eine überraschend weite Verbreitung.

Aber gerade angesichts dieser Chance zeigte es sich, daß es sich doch um nichts weiter als ein politisches Sektierertum handelte. Die Schule Saint-Simons konstituierte sich als eine Zukunftskirche

mit einem geistlichen Oberhaupt an der Spitze. Der saint-simonistische Papst, Père Enfantin, der andere Häupter der Schule wie Bazard zu „Pères suprêmes" ernannte und weihte, wurde dann vollends zum Verhängnis der neuen Lehre. Denn er begnügte sich nicht mit politischen und sozialen Heilslehren, sondern hatte den Ehrgeiz, auch eine neue Theologie zu begründen, in deren Mittelpunkt die sehr handgreiflich verstandene Lehre von der Emanzipation des Fleisches stand. Er verkündigte die Lehre von der Weibergemeinschaft und beauftragte die ins Land hinausgesandten Prediger seiner Lehre, die ihn „das lebendige Gesetz" nannten, nach der „Messiasfrau" Ausschau zu halten. Diese Abgeschmacktheiten erregten nicht allein in der französischen Öffentlichkeit, sondern auch innerhalb der Sekte selber scharfen Widerspruch, so daß es zur Spaltung der Saint-Simonisten kam. Die mit so großen Erwartungen begrüßte neue Geistesrichtung machte sich lächerlich und verächtlich, und schließlich mußte ihr durch eine Polizeiaktion ein völliges Ende bereitet werden. Erst mit dem Positivismus sollte dieses Sektierertum eine mehr philosophische als politische und religiöse Wiedererstehung finden.

Louis Napoleon und Kossuth

Frankreich ist das klassische Land der Revolution auch insofern, als alle seine Revolutionen auch einen Widerhall weit über seine Landesgrenzen hinaus gefunden haben. Schon der Umsturz von 1789 fand ein Echo in ganz Europa. Die Julirevolution von 1830 führte bereits in mehreren anderen Ländern Revolutionen herbei. Die Februarrevolution von 1848 aber wurde zu einem europäischen Ereignis und weitete sich unversehens zu einer gesamteuropäischen Revolution aus.

In Frankreich selber kam die revolutionäre Feuersbrunst durch das Eingreifen des jüngeren Napoleon verhältnismäßig rasch zum Erlöschen. Frankreich hatte schon längst seinen Prinz-Präsidenten und damit ein sich verfestigendes nachrevolutionäres Regime, als in Dresden noch auf den Barrikaden gekämpft wurde. Am längsten aber zogen sich die revolutionären Wirren in Ungarn hin, das in Lajos Kossuth auch eine Gestalt hervorgebracht hat, die in unserem Zusammenhang Beachtung verdient.

Wenn die Revolution von 1848 in Ungarn mit einer so allgemeinen Volkskatastrophe geendet hat wie nirgends sonst, so ist das Kossuths zweifelhaftes Verdienst. Er ist eine jener Erscheinungen, die in luziferischem Lichte zu leuchten scheinen, aber in Wahrheit ahasverische Schattengestalten sind. Allerdings verkörpert er nicht so sehr den Typus des politischen Sektierers und auch nicht den bonapartistischen des usurpatorischen Imperialisten, sondern ist vielmehr ein Theaterrevolutionär vom Typus Rienzo, ein Schauspieler der politischen Geltung und Macht.

Durch seine rhetorischen Gaben zum Führer der revolutionären Bewegung aufgestiegen, verstand er nach deren raschem Siege weder Maß noch Ziel zu halten. Zwar wußte er durch seinen verstiegenen Nationalismus die ungarischen Revolutionäre zu fanatisieren, entfremdete sich dadurch aber zugleich alle nichtmagyarischen Völker Ungarns, so daß alle noch so glänzenden Siege umsonst blieben, die die Revolutionsarmeen unter dem besonneneren Görgey, einem wirklichen Revolutionär, erfochten hatten. So mußte Kossuth schon nach wenigen Monaten abdanken und bei den Türken Zuflucht suchen und hat später nur noch dadurch von sich reden gemacht, daß er 1859 mit Napoleon verhandelte, um durch einen neuen ungarischen Aufstand einem Napoleoniden die Stephanskrone zu erkämpfen.

1848 — 1849 — 1850

Die im Februar begonnene französische Revolution beschränkte sich fast exakt auf das Jahr 1848: noch im Dezember wurde Napoleon Präsident. Die europäische Revolution erstreckte sich dagegen noch weit in das Jahr 1849 hinein. Vor allem hat sich die Revolution Kossuths in Ungarn fast ausschließlich in diesem Jahre abgespielt, obwohl auch sie bereits 1848 begonnen hatte. Im gleichen Jahr aber begann auch auf einem gänzlich anderen Schauplatz, nämlich in China, eine Revolution, die wie ein ferner Widerhall der Revolutionierung Europas anmutet: die 1850 zu ihrem vollen Ausbruch gelangte Taipingrevolte.

Diese chinesische Revolution sollte dann in ihrem weiteren Verlauf alles in den Schatten stellen, was Europa in seinen beiden

Revolutionsjahren an Grauen und Entsetzen erlebt hat. Nicht weniger als vierzehn Jahre lang hat dieser Aufstand eines politisierten Sektierertums das riesige chinesische Reich verwüstet und verheert. Es war die blutigste aller Revolutionen, der blutigste aller Bürgerkriege, die die Geschichte je gesehen hat: nicht weniger als zwanzig Millionen Menschen hat dieser organisierte Wahnsinn China gekostet, von allen sonstigen Opfern, Zerstörungen und Verwüstungen sondergleichen zu schweigen.

Trotz dieser ihrer unverkennbaren Einmaligkeit steht die fernöstliche Revolution aber doch in einer merkwürdigen Parallelentwicklung zu der des neuen Bonapartismus in Europa. Das gleiche Jahr 1851 brachte in Frankreich den Staatsstreich Napoleons und in China die Proklamierung des Taipingreiches, und nachdem Napoleon 1852 das Kaisertum restauriert hat, richtete sein fernöstlicher Bruder 1853 nach der Eroberung von Nanking hier sein Himmelskönigreich auf, das bis 1864 gedauert hat. Zur selben Zeit begann auch der Stern Napoleons zu sinken, um endlich ganz unterzugehen.

Comte als westlicher Konfuzius

Auch in geistesgeschichtlicher Hinsicht fehlt es nicht an Parallelen zwischen Ost und West, China und Europa und insbesondere Frankreich. Der Robespierrismus mit seiner Idealvorstellung eines kleinen Besitzbürgertums ist nichts anderes als ein westliches Gegenstück zum chinesischen Konfuzianismus, der ja keine Religion ist, sondern bestenfalls eine praktizierbare Weltanschauung.

Denn die Gedanken des Vaters aller chinesischen Lebensweisheit sind weder sonderlich originell noch tief, sondern oft ausgesprochen flach und geradezu banal. Immer wieder geschieht es, daß forschende Geister, die sich in Ehrfurcht vor Chinas uralter Kultur in die konfuzianischen Schriften vertiefen, mit der enttäuschten Feststellung enden, daß man seine Werke vergeblich nach wirklich großen Gedanken durchsuche. Wer bei Konfuzius Geistesfülle und Gedankentiefe sucht, geht mit einer falschen Fragestellung an die Dinge heran, denn nicht auf der Tiefe seiner Gedanken beruht des Konfuzius unvergleichliche Wirkung,

sondern vielmehr auf ihrer Verwendbarkeit in der Praxis des chinesischen Lebens. Ihm ging es nicht wie seinem älteren und zugleich größeren und tieferen Zeitgenossen Laotse um eine eigene Schau der Dinge zwischen Himmel und Erde, sondern er wollte lediglich eine bleibende Ordnung des diesseitigen Daseins bewirken.

Dazu aber war er in geradezu klassischer Weise begabt. Seine Lehre, in der der Wille zur rationalen Meisterung des Daseins geschickt mit strenger Pietät gegenüber dem Herkommen verbunden ist, stellt die Philosophie nicht nur des chinesischen Kleinbürgertums dar, als die sie zwei Jahrtausende überdauert hat, sondern sie ist das Musterbeispiel jeder Kleinbürgerphilosophie, jeder Weltanschauung, die auf metaphysische Tiefe verzichtet und ausschließlich mit rationalen Begriffen operiert.

In dieser Hinsicht ist dem Konfuzianismus im Abendland erst die Philosophie Rousseaus und das von ihr hergeleitete politische System Robespierres, wenigstens in seinen theoretischen Zügen, zu vergleichen. Noch deutlicher ist die Verwandtschaft und Vergleichbarkeit mit dem Saint-Simonismus, wobei wir allerdings von Enfantins „Theologie des Fleisches" absehen müssen. Am schlagendsten und überzeugendsten aber ist die Ähnlichkeit des Konfuzianismus mit dem Positivismus, dem philosophischen System von Saint-Simons Schüler Auguste Comte, dessen wichtigste Werke um die Zeit der Revolution von 1848 erschienen sind und noch mehr als die seines Lehrers Schule gemacht haben.

Wenn wir von den zeitlichen und den Umstandsbedingungen absehen, ist der Positivismus in fast allen wesentlichen Zügen eine europäische Entsprechung zum Konfuzianismus: sowohl in der Flachheit seines Rationalismus als auch in der Ablehnung aller Metaphysik als einer überwundenen Anschauungsweise und in der damit verbundenen Hinwendung zu den Vordergründen des Daseins, vor allem aber in dem Bestreben, Metaphysik und Religion durch innerweltliche Dinge zu ersetzen. Was bei Konfuzius der Ahnenkult, das ist bei Comte der Kult der Wissenschaft, der in seinen späteren Werken geradezu religiöse Formen angenommen hat. Wenn Konfuzius an die Stelle des Adels eine Literatenaristokratie setzte, die sich ständig aus den unteren Schichten des Volkes ergänzte, so strebte Comte ein Priestertum aus enzyklo-

pädisch gebildeten Philosophen an. Dankbarkeit gegen die Vorfahren soll bei ihm wie bei dem Chinesen zum Kultus gehören. Frauen sollen als Schutzengel verehrt werden, ja, sogar neun Sakramente und eine eigene Trinität waren von ihrem Stifter für die positivistische Religion vorgesehen.

Schi Huang-ti oder Napoleon

Nur ein allerdings recht beachtlicher Unterschied besteht zwischen dem westlichen und dem östlichen Konfuzianismus: daß jener die mehr oder weniger sektiererische Meinung eines einzelnen, dieser aber die zweitausendjährige Daseinsgrundlage eines Mehrhundertmillionenvolkes darstellt. Für diesen Unterschied kann der Umstand, daß Konfuzius vor annähernd zweieinhalb Jahrtausenden gelebt und gelehrt hat, Comte aber vor eben hundert Jahren, nicht allein maßgebend sein. Denn die soziologischen Voraussetzungen der beiden Systeme erscheinen merkwürdig ähnlich, wie sie ja wohl auch unabhängig voneinander entstanden sind.

Wir kommen dem Verständnis erst näher, wenn wir zwei andere vergleichbare Erscheinungen westlicher und östlicher Geschichte nebeneinanderstellen: den chinesischen Imperator Schi Huang-ti und sein westliches Gegenbild Napoleon. Man hat Schi oft den „Napoleon Chinas" genannt, und in der Tat haben beide Eroberer und Weltherrscher, obwohl durch zweitausend Jahre geschieden, viele Züge miteinander gemeinsam. Wie Napoleon in Europa, so schloß Schi Huang-ti in China das feudale Zeitalter der Geschichte ab. Nach einer Serie siegreicher Kriege und Feldzüge einte er zum erstenmal ganz China unter seiner Herrschaft, erschloß das Land durch ein großartiges Straßensystem und schuf vor allem das gigantische Bauwerk der großen chinesischen Mauer. Allen Literaten und Ideologen feindlich gesonnen, veranstaltete er eine riesige Bücherverbrennung, der kaum ein Werk der alten Zeit entging. Am Ende aber stand auch hier wie bei Napoleon die Katastrophe, die den Imperator zwar nicht mehr bei seinen Lebzeiten, dafür aber sein Werk unmittelbar nach seinem Tode ereilte.

Hier wie dort ein Diktator, dessen übermenschliches, titanenhaftes Werk in einer Katastrophe zerstäubt, hier wie dort ein Genie des Aufbaus und der Zerstörung zugleich. Und doch fehlt dem chinesischen Napoleon ein Wesenselement, das dem unseren eigentümlich ist: jener apokalyptische Zug des Heilbringertums, das aus der Begegnung des Abendlandes mit Gestalt und Lehre Christi resultiert.

Seitdem Christus über die Erde ging, ist es keinem Sterblichen mehr möglich, an ihm vorüberzugehen, ohne sich vor ihm zu entscheiden — für ihn oder wider ihn. Kein Mächtiger der Erde vor allem, kein König oder Kaiser oder Diktator, kann an dem vorbei, der als der Sohn des Allmächtigen auf die Erde kam. Alle Macht auf Erden steht seit Christi Geburt entweder für oder wider den Herrn.

An Christus scheiden sich die Geister. Nie ist so viel Heiligkeit über die Erde gegangen wie in seinen Spuren. Aber auch die Bosheit hat sich in der Begegnung mit ihm potenziert, so daß es erst eigentlich seit Christus das Erzböse, das Antichristische gibt. So ist das Zerstörerische und Gewaltsam-Böse, das im Imperium Schi Huang-tis Ausdruck findet, noch gleichsam ein einfaches Böses gegenüber dem Potenziert-Bösen des napoleonischen Imperialismus. Ebenso ist aber aus dem gleichen Grunde im nachchristlichen Raume des Abendlandes eine Ordnungslehre von der Art des Konfuzianismus nur noch im Sinne eines wertebehütenden Konservativismus möglich. Überschreitet solch ein abendländischer Konfuzianismus die Grenzen des politischen Wirkungsraumes, wird er gar, wie im Faschismus, zur expansivistischen Heilslehre, so bleibt als letzte Konsequenz nur der Geisteskampf auf Leben und Tod mit Christus und der Christenheit. Nirgends wird es so fast bis zur Überschärfe deutlich, was es für uns heißt, daß Christus nicht gekommen ist, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

Sekten und geheime Bünde

Die Geschichte der Taipingrevolte zeigt, daß heute der Konfuzianismus in seiner naiven Form nicht einmal mehr in China existieren kann, nachdem auch dieses große Land dem Christen-

tum begegnet ist. Ein Pseudochristus, der den Frieden zu bringen vorgab, hat diesem Lande das Schwert gebracht und es unbarmherziger und grausamer wüten lassen als jemals irgend anderwärts zuvor.

Seit Schi Huang-ti hat die Geschichte Chinas seiner Bücherverbrennung zum Trotz immer mehr oder weniger im Zeichen des Konfuzius gestanden. Zugleich war sie allerdings in zunehmendem Maße zur Herrschaft fremder Eroberdynastien geworden. Tibetische, türkische, tungusische und mongolische Eindringlinge lösten einander in der Herrschaft über das chinesische Riesenreich oder seine Teile ab. So sehr sich diese Fremdlinge der chinesischen Kultur anzugleichen bestrebten und vor allem den Konfuzianismus förderten, so wurde ihre Herrschaft doch immer als Fremdherrschaft empfunden, vor allem in den letzten drei Jahrhunderten die der Mandschudynastie.

Es gab für die chinesischen Nationalisten und Fremdenfeinde nur wenig Möglichkeiten der Betätigung. So bedienten diese sich geheimer Bünde, die zugleich religiöse Sekten waren. Denn die konfuzianische Diesseitslehre hat als Ersatzreligion Chinas eigentlich nie völlig ausgereicht. Früh schon drang der Buddhismus in China ein und war jahrhundertelang die herrschende Religion, daneben bildete der Taoismus religionsähnliche Formen aus, vor allem aber schossen allerlei Geheimlehren ins Kraut. Wie der europäische Rationalismus der Aufklärungszeit, so hatte auch der chinesische Rationalismus des Konfuzius in den von ihm nicht erfaßbaren Volksschichten einen tollen Aberglauben im Gefolge.

So kennt die Geschichte Chinas uralte Geheimsekten mit teilweise okkulten Riten, die oft genug auch, meist durch Aufstände, in die chinesische Politik eingegriffen haben. Sie verkündeten als ihr Ziel ein Tausendjähriges Reich und die Ankunft eines neuen Fo, eines der sagenhaften Urkaiser als des Repräsentanten des goldenen Zeitalters. Zum Teil erstrebten sie auch unmittelbare politische Ziele, wie die Wiedereinsetzung der letzten nationalchinesischen, der Mingdynastie, andere hatten sozialistische oder auch kommunistische Zielsetzungen, doch bewirkte die Macht der Verschwörer, obwohl ihre Verbrüderungen sich zum Teil über das ganze riesenhafte Reich erstreckten, selten mehr als lokale Erhebungen oder Aufstände in abgelegeneren Provinzen. Erst

das Eindringen des westlichen Kapitalismus und seine Ausbreitung in China bewirkte bei den zahlreichen Geheimgesellschaften eine gewisse Vereinheitlichung ihrer Parolen und die Ausbildung einer Aufstandsstrategie von größeren Ausmaßen.

Ein Literat auf Wanderschaft

In dieser Atmosphäre des politischen Verschwörer- und religiösen Sektierertums, das besonders in Südchina weite Kreise des Volkes umfaßte, wuchs der Mann auf, der um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts alle diese verzettelten Bestrebungen in eine große und mitreißende Bewegung vereinigte, die das damals noch mächtige chinesische Mandschureich bis in seine Grundfesten erschütterte.

Hung Siu-tsüan, der 1813 als Sohn eines armen Bauern in einem kleinen Dorf bei Kanton geboren wurde, gehörte zu dem merkwürdigen Stamm der Hakka, die durch ihren Namen, obwohl sie schon vor vielen Jahrhunderten eingewandert sind, noch immer als Gäste gekennzeichnet werden. Sie bilden noch heute ein etwas fremdes Element im Chinesentum des Südens. Von der Jugend Hungs ist wenig bekannt, nur daß er mit achtzehn Jahren Dorfschullehrer wurde und danach strebte, auf dem Wege des üblichen Bildungsganges, der im konfuzianischen China über unzählige Prüfungen führte, voranzukommen.

Er ging bald nach Kanton, das eben Millionenstadt geworden war und bereitete sich hier auf das große Staatsexamen vor. Um dieses abzulegen, wanderte er 1836 nach Peking und widmete sich hier noch ein ganzes Jahr lang den für die Prüfung notwendigen Studien. Endlich zum Examen zugelassen, bestand er es jedoch nicht, und es scheint, daß der seelische Zusammenbruch, der auf diese Enttäuschung folgte, zum Wendepunkt in seinem Dasein wurde.

Er wurde von epileptischen Krämpfen befallen und hatte Visionen, die ihn ein ungewöhnliches Schicksal vorausahnen ließen. Er sah einen Drachen, einen Tiger und einen Hahn, die ihn zu einem strahlenden Palast von überirdischer Schönheit führten, wo ihn weise Männer empfingen. Vor den Thron eines Greises

mit goldenem Bart geleitet, empfing Hung von diesem ein Schwert, ein Siegel und eine Frucht, worauf alle Welt vor ihm als dem Erwählten Gottes niederfiel und huldigte.

Hung verstand die Bilder dieses Traumes als unmittelbaren göttlichen Auftrag. Von seiner Krankheit genesen, die vierzig Tage dauerte, glaubte er sich berufen, über China zu herrschen und gewaltige Reichtümer zu erraffen. In Anlehnung an die Überlieferung der verschiedensten religiösen und politischen Sekten erfand er eine eigene Heilslehre und wurde zu ihrem Verkünder und Apostel.

Zehn Jahre lang wanderte er durch die verschiedenen Teile Chinas, predigte Haß gegen die ohnehin verhaßten Mandschu und lehrte Enthaltsamkeit von Tabak, Alkohol und vor allem vom Opium. Er schnitt sich den Zopf ab, der das Symbol der Fremdherrschaft war und hieß seine Anhänger die Tempel des Konfuziuskultes stürmen. Dabei trat er bald als Bettler, bald als wandernder Händler auf und entging dadurch meist den Augen der Obrigkeit. Bei der Menge aber ging ihm der Ruf eines Zauberers und Propheten voraus, um den sich bald auch eine Anhängerschaft zu sammeln begann.

Schon in diesen Wanderjahren Hungs wurden durch seine Agitation mehrfach örtliche Putsche und kleine Revolten entfesselt. Die Tempel- und Bilderstürme der Hunganhänger hatten hie und da bereits die Vertreibung der Behörden und drastische Enteignungsmaßnahmen zur Folge. Aber diese noch unorganisierten ersten Aufstandsversuche brachen meist rasch zusammen.

„Christi jüngerer Bruder"

Erst in der Begegnung mit dem Christentum erhielt die Bewegung Hung Siu-tsüans so viel Tiefgang und mitreißende Kraft, daß aus vielen Aufständen ein großer allgemeiner Umsturz hervorgehen konnte.

Schon bald nach seinen ersten Visionen war Hung durch den protestantischen Missionar Gützlaff mit dem Christentum bekanntgeworden. Später stieß er auf die Traktate eines halbchristlichen Chinesen Liang Afah, die Übersetzungen von Bibelstellen ent-

hielten. Bei deren Lektüre überkam Hung die Gewißheit, Gott Vater sei ihm erschienen, und Christus sei im Traum sein Führer gewesen. Hatte nicht auch Johannes der Apokalyptiker wie Hung eine Vision von einem Drachen, einem Tier und einem anderen Tier? So begann Hung seine Sendung christlich zu verstehen; er sprach es selber mit den Worten aus: „Hätte ich diese Bücher nicht geschickt bekommen, so hätte ich an der Wahrheit meiner Visionen zweifeln müssen — jetzt bin ich gewiß, berufen zu sein."

Doch war Hung alles andere als ein demütiger Jünger Christi. Die christlichen Lehren dienten ihm nur dazu, seine eigenen Auffassungen zu bestätigen. Soweit sie das taten, bediente er sich ihrer. Wo er anderer Auffassung war, ging er großzügig über die Unterschiede hinweg. So teilte er vielfach die Taufe aus, hat sich aber selber niemals taufen lassen. Und er nannte sich auch nicht einen Jünger oder Apostel Christi, sondern fühlte sich Christus ebenbürtig als ein neuer Messias und — wie er sich wörtlich nennen ließ — „jüngerer Bruder Christi".

Trotz dieser mehr als deutlichen pseudochristlichen Züge ließen sich die Missionare in China anfangs durch die Zerstörung der Götzenbilder und durch die christlichen Schlagworte der Bewegung täuschen. Sie glaubten, eine Bekehrungswelle habe das chinesische Volk ergriffen. Und in der Tat machte das äußere Bild diese Annahme zunächst auch sehr wahrscheinlich, denn die Sekte Hungs hielt Bibelstunden und Gottesdienste, heiligte den Sonntag und feierte die christlichen Feste. Nur das Abendmahl wurde von den fanatischen Abstinenten in wesentlich abweichender Form, nämlich mit Tee statt Wein gefeiert.

Die Disziplin der Besessenen

Außer durch ihre christlichen Parolen war die neue Bewegung noch durch eine weitere Eigentümlichkeit von anderen chinesischen Bruderschaften und Sekten unterschieden: durch die wahrhaft puritanische Zucht, die mindestens in ihrer religiösen Kerntruppe herrschte. Sie erklärt ebenso wie die vorgegebene Christlichkeit zu einem wesentlichen Teil die Sympathien, die

Hung und seine Anhänger zu Beginn bei allen Europäern und anderen Ausländern fanden.

Als Hung daranging, seine Anhängerschaft zu organisieren, bediente er sich dazu militärähnlicher Formen. Er stellte ganze Regimenter und schließlich Divisionen von Gottesstreitern auf, die wie Kreuzfahrer auftraten und mit ihren roten Stoffturbanen, unter denen sie das Haar hochbanden, ein phantastisches Bild darboten. Obwohl fast ebensoviel Frauen wie Männer in den Regimentern Hungs kämpften, waren deren Moral und Disziplin doch mustergültig. Wie alle übrigen Gläubigen lebten diese Kreuzfahrer und Gottesstreiter keusch und verabscheuten Opium, Tabak und Alkohol. Diebstahl und Prostitution aber wurden bei ihnen mit dem Tode bestraft.

Auf dieser in dem anarchischen China so ungewöhnlichen Disziplin seiner fanatisierten Truppen beruhen die ebenso ungewöhnlichen Erfolge Hungs, der nur im Anfang mit den anderen Sekten und Geheimbünden des chinesischen Südens gemeinsame Sache machte. Da diesen die harte und strenge Disziplin der Hung-Leute nicht zusagte, lösten sie bald das anfängliche Bündnis und kämpften später sogar in den Reihen der Regierungstruppen gegen sie.

Fanatismus und Disziplin aber blieben bis in die letzten Tage Hungs das Kennzeichen seiner Anhängerschaft. In seinem Reiche herrschte, wie Globetrotter aus aller Herren Länder berichteten, eine musterhafte Ordnung, die in seinen besten Jahren auch der chinesischen Exportwirtschaft zugute kam. Und als es schließlich mit diesem Reich zu Ende ging, blieb die Kerntruppe der Sektierer doch bis zuletzt unbeirrt.

Allfriede durch Massenmord

Im Jahre 1848 bot die Mandschuregierung zum erstenmal Truppen gegen die neue Sekte auf, ohne daß es noch zu Kämpfen gekommen wäre. Die kaiserlichen Generale begnügten sich mit massenweise vorgenommenen Exekutionen, die aber die entgegengesetzte Wirkung hatten. Sie verbreiteten Hungs Ruf und führten ihm in noch größeren Massen neue Anhänger zu. Die anfänglich nur

religiöse Bewegung begann sich nun auch zur politischen Gefahr zu entwickeln.

Das Jahr 1849 stand ganz im Zeichen dieser Politisierung und gleichzeitig auch der Militarisierung der Bewegung Hungs. 1850 folgte der Ausbruch der offenen Revolution. Eine von Hung vorhergesagte ansteckende Krankheit, der große Menschenmassen zum Opfer fielen, mehrte seinen Ruf als Prophet außerordentlich, und die wenn auch nur vorübergehende Bundesgenossenschaft mit dem sogenannten Dreifaltigkeitsbund und den Anhängern der Mingdynastie gab der Revolution Hungs eine mächtige Durchschlagskraft.

In kurzer Zeit stand ganz Südchina in Flammen, und der Feldzug der besessenen Sektierer wurde zu einem Triumphzug ohnegleichen. Die reichsten Provinzen Chinas fielen ihnen fast mühelos zu, und so verkündete Hung Siu-tsüan im Jahre 1851, mit dem er eine neue Zeitrechnung beginnen ließ, den Beginn eines neuen Reiches, dem er den Namen Tai-ping „Allfriede" gab. Unter diesem Namen ist die Bewegung dann in die Weltgeschichte eingegangen.

Die Aufrichtung dieses Allfriedensreiches aber geschah unter unsäglichen Verwüstungen und Greueln. Wo die Taipingarmee über das Land gegangen war, ließ sie es als vollkommene Öde zurück. Die Revolutionäre verwüsteten Städte und Dörfer und zerstörten überall auf ihrem Wege Tempel und Kunstwerke, Bücher und Gemälde. Auch Menschenleben vernichteten sie ohne Gewissensskrupel, zum Teil auf die grausamste Weise. Eine ihrer wirksamsten Bußen, die Himmlische Lampe genannt, bestand darin, daß sie ihren Opfern die Kleider mit Öl tränkten und sie dann bei lebendigem Leibe verbrennen ließen.

Wie eine Heuschreckenplage verheerten die begeisterten Vorkämpfer des Weltfriedens ihr eigenes Land. Noch heute kann man im Jangtsetal wüste Dörfer finden, die seit den Taipingjahren verlassen stehen oder zwischen deren Trümmern nur wenige Familien hausen. Alte Städte, von deren Palästen und schmucken Bauten Marco Polo erzählte, blieben als Trümmerstätten zurück und führen heute nur noch eine Schattenexistenz.

Am entsetzlichsten aber trieben es die Taipingleute bei der Eroberung von Nanking, der alten Südhauptstadt Chinas, die 1853

erfolgte und die Krönung ihres Siegeszuges darstellte. Ein Heer von nicht weniger als sechshunderttausend Männern und fünfhunderttausend Frauen belagerte die riesige Stadt, deren Mauer für unbezwingbar galt. Den revolutionären Sturmtrupps aber gelang es, eine Bresche zu schlagen und die Stadt im Sturm zu nehmen, die nun zu einem wahren Schlachthaus wurde. Die Mandschugarnison wurde so vollständig zerstört, daß nicht ein Stein auf dem anderen blieb. Jeder Mandschu, ob Mann, Frau oder Kind wurde umgebracht und die Leichen in solchen Massen in den Jangtse geworfen, daß man diesen mächtigen Fluß zuletzt zu Fuß überqueren konnte. Noch meilenweit unterhalb von Nanking sei, wird berichtet, der Fluß vom Blut der Ermordeten gerötet gewesen. Noch heute zeigt das Stadtbild von Nanking infolge der damals verübten Zerstörungen weite Flächen unbewohnten Geländes, und der Massenmord durch die Taipingsoldaten lastet noch immer als eine grauenhafte Erinnerung auf den Bewohnern der Stadt.

Himmelskönigreich als Gegenkaisertum

Die alte Reichshauptstadt wurde nun zur Residenz des Tienkuo oder Himmelskönigreiches erklärt, wie sich Hung, der Prophet der Sektierer, auch bereits zwei Jahre zuvor zum Tienwang oder Himmelskönig ernannt hatte. Sein Bestreben ging unverhüllt darauf hinaus, eine neue Dynastie zu gründen, die an die Stelle der Mandschu treten sollte. So trat der „Himmelskönig" nun gegen den „Sohn des Himmels", wie der Kaiser Chinas seit alters genannt wird, zum Endkampf an.

Mit einem neuen Siegeszug drang die Revolutionsarmee nach dem Norden vor. Gleich einem Wunder verließ, wie um ihr den Weg zu bahnen, der Gelbe Fluß sein altes Bett und suchte sich 500 Kilometer weiter nördlich jenseits der Halbinsel Schantung ein neues; seither mündet er in den Golf von Tschili statt in das offene Gelbe Meer. Bis vor Tientsin, den Hafen der Hauptstadt Peking, drangen die Aufständischen auf ihrem ungestümen Siegesmarsch vor und begannen ihn im Oktober 1853 zu belagern.

Andere Taipingarmeen hatten inzwischen in den Westprovinzen Chinas ebenso bedeutende Siege errungen, und im April 1854

schlugen sie die Regierungstruppen in einer Schlacht am Großen Kanal.

Hung Siu-tsüan schien nicht mehr allzu weit von seinem Ziel entfernt, als ein neuer Schi Huang-ti ganz China unter seiner Herrschaft zu einen und den Thron von Peking zu besteigen. Der Mandschukaiser dachte bereits daran, aus Peking zu fliehen, und die Engländer begannen mit dem Taipingführer in Verhandlungen einzutreten.

Während die Mandschu, obwohl selber eine fremde Dynastie, europäerfeindlich waren, gebärdete sich der Tienwang, der ihre Hilfe wohl gebrauchen konnte, ausgesprochen zugänglich und bot den Fremden freien Handel und alle nur denkbaren Erleichterungen an. Nur der Endsieg fehlte dem Himmelskönig noch, um die Reihe seiner bisherigen glanzvollen Siege zu krönen.

Die Könige der vier Weltgegenden

Jetzt aber folgten die ersten Rückschläge, die seinem phantastischen Siegeslauf Einhalt geboten. Die Nordarmee, die Peking bedrohte, wurde von den Mandschutruppen mit Hilfe herbeigerufener Mongolen vernichtend geschlagen und mußte sich über den Gelben Fluß zurückziehen. Auch am Jangtse drang eine kaiserliche Armee gegen die Revolutionäre vor und versetzte diesen Schlag auf Schlag.

Am schlimmsten aber wirkte es sich aus, daß es auch innerhalb der Taipingbewegung zu Auseinandersetzungen kam. Der Tienwang Hung war nicht der einzige Führer der Aufständischen, sondern spielte vielmehr die Rolle des religiösen Führers, die solange und soweit die wichtigste war, als die Taiping vordringlich religiöse Ziele anstrebten. Als die Bewegung aber dann zu einer politischen Revolution wurde, traten auch andere Männer in den Vordergrund, vor allem Tschu Kiu-tao aus Hunan, der die militärische Organisation der Bewegung schuf und Feng, der politische Berater Hungs. Diesen übergab er, als er sich zum Himmlischen König erklärte, die weltliche Macht und setzte schließlich für alle vier Himmelsgegenden Könige ein, über denen er gleichsam als der Papst der Taipingsekte thronte.

Unter diesen „Königen" und den sonstigen Machthabern und Generalen der revolutionären Armee hat es an Streitigkeiten und Eifersüchteleien nie gefehlt. Angesichts der äußeren Rückschläge aber kam es jetzt zum Aufbegehren einzelner Unterkönige gegen den obersten „Himmelskönig" selber, zumal dieser sich in seiner neuen Würde einem schlaffen und lasterhaften Leben hingab. Die Könige zweier Weltgegenden, der „Nordkönig" und der „Ostkönig" rebellierten, und wenn es auch gelang, ihren Aufstand, den sie mit dem Leben bezahlen mußten, niederzuschlagen, so war die Krise der Taipingbewegung doch unverkennbar.

Die kaiserlichen Feldherren, zu denen sich damals der später berühmt gewordene, aber bis dahin unbekannte Li Hung-dschang gesellte, warfen die Revolutionäre immer weiter zurück, so daß den Taiping bereits nicht viel mehr als der Raum von Nanking verblieb.

Wahrscheinlich wäre es schon damals gelungen, die Sekte gänzlich auszulöschen, hätte nicht der Ausbruch des sogenannten Lorchakrieges gegen England und Frankreich die Mandschuregierung von ihren inneren Aufgaben abgelenkt. Wie nach einer geheimen Abrede verhalf der Napoleon des Westens seinem östlichen Gegenbild dazu, seine schon abgelaufene Frist noch um fast ein Jahrzehnt zu verlängern. Der Taipingkrieg aber wurde nun erst, da er mit wechselndem Erfolg bald der einen, bald der anderen Seite immer erneut das Land mit Brandschatzung, Mord und Plünderung überzog, vollends zu einer Heimsuchung Chinas.

Festlicher Untergang

Chinas Krieg gegen die Westmächte brachte dem Himmelskönig nicht nur einen erheblichen Zeitgewinn, sondern auch neue, allerdings kurzfristige Erfolge.

1860 machten die Taipingtruppen einen Vorstoß gegen Schanghai, wobei sie die ganze Halbinsel erobern konnten, nur die von europäischen Truppen verteidigte Stadt selber nicht. Nun wandten sich aber auch England und Frankreich gegen die Revolutionäre und unterstützten die Mandschudynastie, mit der sie inzwischen Frieden geschlossen hatten, durch ein Freiwilligenkorps unter dem

englischen Obersten Gordon, der später im Kampf gegen den Mahdi im Sudan Ruhm erwarb.

Damit war die Katastrophe der Taiping unabwendbar. Wie in einem Kesseltreiben wurden sie von allen Seiten umstellt, kämpften aber auch jetzt noch, wo ihre Sache aussichtslos geworden war, mit dem Fanatismus von Besessenen, so daß der Endkampf noch mehrere Jahre dauerte. Erst 1864 gingen die letzten Außenposten verloren, und die letzte Schlacht, der Kampf um Nanking selber begann.

Auch er wurde mit ungeheurer Zähigkeit geführt. Als die Mauer von den kaiserlichen Truppen bereits durchbrochen war und diese in Massen in die Stadt strömten, leisteten die letzten Taiping noch im Straßenkampf tapferen Widerstand. Obwohl sie wußten, daß ihr „himmlischer König" sie verlassen und seinem Leben selbst ein Ende gemacht hatte, blieben sie als der letzte Rest der einstigen riesenhaften Revolutionsarmee seiner Sache noch über den Tod hinaus treu.

Das Ende des Taipingkönigs aber war seiner phantastischen Laufbahn entsprechend. Der einstige Eiferer und Fanatiker war als König und Papst seiner Sekte einem üppigen und lasterhaften Leben verfallen. Nicht unähnlich dem Père Enfantin der Saint-Simonisten beschäftigten ihn, während seine Generale und Soldaten in blutigen Schlachten für ihn kämpften, außer religiösen Grübeleien und Visionen vor allem fleischliche Vorstellungen und Gelüste. Er legte sich einen umfangreichen Harem an und verbrachte die meiste Zeit bei seinen Frauen. Vom Volke aber, dem er kaum noch sichtbar wurde, ließ er sich wie ein himmlisches Wesen verehren.

Zwei Tage vor der Übergabe Nankings, als das Ende unausweichlich war, veranstaltete er in seinem Palast ein großes Fest, zu dem er seine engsten Anhänger um sich sammelte. Nach einer mehrstündigen Morgenandacht setzte er ihnen in einer langen Rede auseinander, Gott habe ihm offenbart, daß die Mächte der Finsternis noch einmal siegen müßten. Dann ließ er seine sechzig Frauen erdrosseln und gab den Männern den Giftbecher zu leeren.

Den Palast ließ er in Flammen aufgehen, damit niemand sich seiner Leiche bemächtige.

Die blutigste aller Revolutionen

Die Zahl der Taipingleute, die bei dem letzten Sturm auf Nanking hingemetzelt wurden, wird auf hunderttausend beziffert. Im Norden Chinas soll ein kaiserlicher General schon einige Jahre zuvor, als die Bewegung dort zusammengebrochen war, hunderttausend Rebellen haben köpfen lassen. Das war aber nur ein Bruchteil der gesamten Blutopfer, die das chinesische Volk im Zusammenhang mit dem Taipingaufstand erleiden mußte, denn zu jenen großen Metzeleien kamen noch unzählige nicht ganz so riesigen Ausmaßes, die die Verlustzahlen in die Millionen gehen ließen.

Phantasievolle Berichter sprechen von dreißig bis fünfzig Millionen Toten des Taipingkrieges. Das ist gewiß übertrieben. Aber die Zahl von zwanzig Millionen, die übereinstimmend von zuverlässigen Kennern genannt wird, ist wahrhaftig grauenhaft genug. Keine europäische Revolution ist auch nur annähernd so blutig gewesen, und von den großen Kriegen, die über die Erde gegangen sind, sind allenfalls die Tamerlans und Dschingiskhans ähnlich blutig und opferreich gewesen wie der Taipingkrieg.

Zu den Todesopfern aber kamen die Verwüstungen und Zerstörungen. Nicht weniger als neun Provinzen Chinas waren durch den Krieg verheert, sechshundert Städte lagen, als er endlich zu Ende gekämpft war, in Trümmern. Es war wahrhaftig, als sei die Hölle im Reich der Mitte losgelassen worden, durch einen einzigen Menschen ausgelöst, der sich im Wahne befand, daß er ein Sendling des Himmels sei. Ein kaiserlicher Nachruf sagte von ihm: „Worte können keine Vorstellung des Elendes und der Verwüstung geben, die er verursacht hat. Das Maß war voll, und der Zorn Gottes und der Menschen war gegen ihn aufgestanden."

Gangster als Erben

Nach dem Fall von Nanking verstreuten sich die Reste der Taipingsekte im Lande. Sie lebten in umherziehenden Räuberbanden noch viele Jahre lang fort. Sie wurden 1865 in den Südostprovinzen, wo sich mehrere solcher Banden vereinigt hatten,

noch einmal zu einer ernsten Gefahr, deren Unterdrückung der kaiserlichen Regierung viele Schwierigkeiten bereitete.

Die entschlossensten der Rebellen wandten China den Rücken und suchten in Tongking Zuflucht. Hier konnten sie 1868 am Roten Fluß einen selbständigen Staat mit der Hauptstadt Laokay aufrichten. Sie nannten sich „Schwarze Flaggen" und waren als Seeräuber gefürchtet, zum Teil auch als Landsknechte der Nachbarfürsten begehrt. Durch desertierte Soldaten und flüchtige Verbrecher erhielten sie dauernd Zuzug und stellten einen regelrechten Räuberstaat dar. Als die Franzosen Tongking zu unterwerfen begannen, machten die „Pavillons noirs" ihnen jahrelang schwer zu schaffen. Auch als Tongking selber bereits unterworfen war, setzten sie den Widerstand noch fort, und es gelang den Franzosen erst 1886, also zweiundzwanzig Jahre nach dem Untergang des Taipingreiches von Nanking, ihre Hauptstadt zu besetzen.

Auch in China selber, das ja schon immer das Land politischer Sektierer und religiöser Verschwörer war, haben Reste der Taipingsekte fortbestanden, teils als religiöse Räuberbanden, die ihre Lehre mit Feuer und Schwert verbreiteten, teils auch als mächtige Schmuggler- und Gangstergesellschaften, die sich besonders in den großen Hafenstädten bedeutenden Einfluß verschaffen konnten. Bis in die Chinesensiedlungen von Singapore, ja sogar von San Francisco soll sich der Einfluß dieser organisierten Unterwelt erstrecken, deren Ursprung mittelbar oder unmittelbar auf die Taipingbewegung zurückführt.

ENVER PASCHA

DER DILETTANT ALS REVOLUTIONÄR

DER Dilettant ist ursprünglich derjenige, der etwas zu seinem Vergnügen tut und betreibt, der Liebhaber einer Kunst oder eines Handwerks, der fern vom berufsmäßigen Banausentum einer Sache um ihrer selbst willen anhängt. Dilettare heißt lieben und ergötzen, und so sind es sehr oft liebenswerte Menschen, die zu ihrem Ergötzen und aus Liebe zur Sache dichten oder malen oder musizieren, mag ihr Tun auch wenig genug mit wirklicher Kunst zu schaffen haben.

Bedenklich wird die Dilettanterie erst dort, wo sie mit dem Anspruch auftritt, die wahre Kunst zu sein. Der Dilettant gerät in die unmittelbare Nähe des Pfuschers und Stümpers, wenn er sich mit dem Genie verwechselt. Wo das Halbwissen als die wahre Wissenschaft, das Halbkönnen als die eigentliche Kunst angepriesen wird, da wird harmloser Dilettantismus zur gefährlichen Charlatanerie. An derlei Dilettanterie denkt Goethe, wenn er das wahre Wesen der Dilettanten dahin kennzeichnet, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kräfte haben.

Daher ist der Lebensdilettant ein nicht nur bedenklicher, sondern durchaus bereits gefährlicher Typus. Faust gehört etwa hierher, auch und vor allem Don Juan als Dilettant der Liebe. Zur Gefahr schlechthin aber wird der dilettantische Typ, wo er in die besondere Kunst des Staatsmanns oder des Feldherrn hineinpfuscht. Hier erhält das Wort vom blutigen Dilettanten einen schaurigen Hintersinn, denn nirgends wurden je so entsetzliche Orgien des Blutes gefeiert wie dort, wo Dilettanten sich der Staatsmannschaft zu bemächtigen verstanden, um sich der kunstvollen Mechanismen der Macht zu ihrem Ergötzen zu bedienen oder wo sie gar Revolutionen entfesselten. Selbst die politische Charlatanerie wird durch die revolutionäre Dilettanterie noch in den Schatten gestellt: sie ist der schrecklichste der Schrecken.

Das letzte Jahrhundert des Jahrtausends

Es ist noch erstaunlich wenig in das allgemeine Bewußtsein gedrungen, daß wir uns nicht mehr weit von der Schwelle zum dritten Jahrtausend unserer Zeitrechnung befinden. Wir leben im letzten Jahrhundert unseres, des zweiten Jahrtausends und haben schon fast die Mitte erreicht. So will uns der Enthusiasmus, mit dem dieses zwangzigste Jahrhundert einst als das der Technik und der Weltpolitik begrüßt wurde, heute fast unverständlich erscheinen.

Und doch, so hinfällig jener Enthusiasmus geworden sein mag, wir können nicht bestreiten, daß mit diesem Jahrhundert im guten wie im üblen Sinne ein neuer Abschnitt der Geschichte begonnen hat. Erst mit diesem Jahrhundert, das sich zum Erschrecken all jener blinden allzu Fortschrittsgläubigen als ein Jahrhundert der Weltkriege und der welterschütternden Revolutionen erwiesen hat, ist die Geschichte recht eigentlich Weltgeschichte geworden.

Darüber haben uns nicht erst die beiden Weltkriege belehrt, die uns dieses Jahrhundert bis jetzt gebracht hat. Schon bald nach Beginn des Jahrhunderts ging ihnen als bemerkenswerter Auftakt jener ungewöhnliche russisch-japanische Krieg im Fernen Osten voran, in dessen Schatten die erste russische Revolution erfolgte. Zum erstenmal in der Geschichte sind in jenem Kriege auf einem dem Abendlande weit entlegenen Schauplatz Entscheidungen von weltpolitischem Ausmaß gefallen.

Ja, sogar schon unmittelbar an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts stand ein Krieg, der ein Weltunternehmen war: die Niederwerfung des chinesischen Boxeraufstandes im Jahre 1900, zu der sich alle Mächte des Westens zusammenschlossen. War auch das Pathos durchaus verfehlt, mit dem das wilhelminische Deutschland diesen, wenn wir so sagen dürfen, ersten lokalen Weltkrieg und seinen „Weltmarschall" Waldersee feierte, so war er doch zweifellos ein mahnendes Vorzeichen künftiger Dinge.

Orient und Okzident

Kam durch den Boxerkrieg, der die Erinnerung an die Taipingrevolte wachruft, der Ferne Osten zum erstenmal nicht nur als wirtschaftliches Objekt in das Blickfeld des Westens, so sollte das

durch die immer weiträumigeren Kriege von 1904, von 1914 und von 1941 in ständig wachsendem Maße geschehen. West und Ost waren nicht mehr wie zuvor Welten für sich, sondern seit Beginn des Jahrhunderts konnten Orient und Okzident nur mehr als getrennte Schauplätze der einen Ökumene gelten, in der es nur noch Gesamtlösungen und keine Teilentscheidungen mehr gab.

Rückten auf diese Weise Westen und Ferner Osten, Europa und Ostasien einander nahe, wieviel mehr noch mußte solche Annäherung für jenen nahen Orient gelten, der von alters her in enger, wenn auch meist feindlicher Berührung mit dem Abendland stand, jenes eigentliche Morgenland unserer orientalischen Märchen, das Mutterland aller westlichen Kulturen — die Levante, das Land des Aufgangs, im Gegensatz zur „Ponente", dem Sonnenuntergangslande.

Vor allem aber galt sie für jene Macht am Bosporus, die als Herrin der Dardanellen die Schlüssel zwischen Ost und West in Händen hielt: die osmanische Türkei. Nicht ohne Sinn führt Anatolien, das alte Kernland der türkischen Macht, einen griechischen Namen, der aber wiederum wie Levante und Orient Morgenland bedeutet, denn es ist von jeher die Brücke zwischen Westen und Osten gewesen, von Paris, von Moskau und von Mekka beinahe gleichweit entfernt. Wie schon auf der alten Karte des Ptolemäus, so bezeichnet es auch auf der modernsten Merkatorprojektion den geographischen Mittelpunkt des Festlandraumes der Erde. So wurde die türkische Revolution, obwohl dilettantisch begonnen und weithin geradezu ein Musterstück der Dilettanterie, zu einem der wichtigsten Ereignisse unseres Jahrhunderts.

Osman zwischen Dschingiskhan und Tamerlan

Nicht allein zwischen West und Ost hat die Türkei, seitdem sie sich vor beinahe einem Halbjahrtausend die Herrschaft über Konstantinopel erkämpfte, eine Schlüsselstellung inne, auch zwischen dem Norden und dem Süden Asiens stellte sie in ihrer Geschichte eine Brücke her. Denn das von Mohammed begonnene Weltreich des Islams, das die Araber vom Süden her vorgetragen hatten, wurde erst zu einem dauerhaften Imperium, als die vom Norden, aus

Innerasien kommenden Türken sich seiner Idee bemächtigten, was durch die Seldschuken vorbereitet, durch die Osmanen vollendet wurde.

Zwischen dem großen Temudschin, der sich zum Dschingiskhan oder höchsten Herrscher aller Mongolen aufwarf, und dem gewaltigen Timur, den die Welt als Tamerlan kennt, steht Osman, der das Türkenreich von Anatolien begründete, eben in der Mitte. Um 1200 erfocht der Dschingiskhan seine ersten entscheidenden Siege, im Jahr 1300 nahm Osman den Titel eines Sultans an, und ein Jahrhundert später machte Tamerlan sich zum Herren des südlichen Asiens, wobei er 1402 bei Angora auch die osmanischen Türken unter Osmans Urenkel besiegte. Gleichwohl hatte sein Reich im Unterschied zu dem der Osmanen keinen Bestand; erst Tamerlans Urenkel Baber, der Indien eroberte, konnte dort ein dauerhafteres Reich, das der Großmogule oder Großmongolen, begründen. Der Türkei aber, die in den folgenden Jahrhunderten mit furchtbaren Eroberungszügen bis weit nach Europa hinein vorstieß, verblieb von diesem dschingiskhanischen Steppenursprung ein sehr wesentliches Erbe. Sie blieb im Grunde immer das Nomaden- und Wüstenimperium, als das sie begann. Erst in ihrer kemalistischen Gegenwart, die völlig im Zeichen der Wendung nach Europa stand, hat sie diese Wesensart abgelegt, nachdem ihr noch eben zuvor in der Revolution Envers die größten, wenn auch nur noch scheinhaften Triumphe beschieden waren.

Von Mohammed zum Mahdi

Enver war nur ein nachgemachter Dschingiskhan, ohne dessen noch ganz ungebrochene und daher wahrhaft schreckliche Vitalität. Ganz ähnlich verhält es sich mit einem Manne, den man als einen Vorläufer Envers im arabischen Raume des Islam ansehen kann, dem sogenannten Mahdi, der als ein nachgemachter Mohammed im Sudan einen gewaltigen Aufstand entfesselte, der noch über seinen Tod hinaus die Öffentlichkeit der Welt bewegte und erregte.

Der Glaube an den Mahdi als den Propheten der Endzeit, der das Werk Mohammeds vollenden soll, gehört zur islamischen Eschatologie. Er zeigt deutliche Anklänge an den Messiasglauben der Juden und an die christliche Botschaft von der Wiederkehr

des Herrn. Nach der ausgebildeten Mahdilehre soll diesem wiederkehrenden Propheten sogar der Antichrist und die Wiederkehr Christi vorausgehen, doch sind diese Lehren und Auffassungen nicht im ganzen Islam, sondern im wesentlichen nur bei den Schiiten verbreitet.

So wurde der geschichtliche Mahdi, als er im Jahre 1881 — dem Geburtsjahr Envers — zum erstenmal mit dem Anspruch auftrat, der Prophet der Endzeit zu sein, von den führenden Theologen des Islam sogleich als falscher Prophet abgelehnt, aber das tat seinem Erfolg bei den glaubenshungrigen Wüstenvölkern des Sudan keinen Eintrag. In kurzer Zeit konnte der Mahdi, der zuvor Kaufmann und Sklavenhändler war, als Bußprediger mächtigen Einfluß erlangen. Nicht unähnlich den Taipingrevolutionären in China gelang es den Mahdisten, auch eine beträchtliche militärische Macht zu sammeln, mit der sie sich die Herrschaft über Kordofan und schließlich über fast den ganzen Sudan erkämpfen konnten. Der englische General Gordon, der in China wesentlich zu dem Endsieg über die Taipingsekte mitgewirkt hatte, fiel 1885 als Verteidiger der Hauptstadt Chartum in die Gewalt des Mahdi und wurde von dessen Anhängern ermordet.

Wenige Monate später bereits starb der Mahdi eines plötzlichen Todes, aber seine Bewegung wurde dadurch nicht erschüttert. Wie nach dem Tode Mohammeds ergriff ein Kalif des Mahdi namens Abdullahi die Macht und konnte sie dreizehn Jahre über dessen Tod hinaus behaupten. Erst 1898 konnte eine britisch-ägyptische Armee unter Kitchener in der großen Schlacht von Omdurman die tapfer kämpfenden Anhänger des Mahdi besiegen. Und auch damit war der Mahdismus noch nicht vernichtet. Erst Ende November 1899, also dicht vor der Jahrhundertwende, gelang es den Engländern, das Lager der Mahdisten zu stürmen und damit dem Aufstand ein endgültiges Ende zu bereiten, der die britische Machtstellung in Afrika und im Orient bedroht hatte.

Der Aufstand der Levantiner

Der Mahdiaufstand spielte sich ganz am Rande des türkischen Reiches ab, wo seine Souveränität ohnehin in Frage gestellt war. Er hatte daher für die Türkei längst nicht die Bedeutung wie zeit-

weilig für das britische Empire. Die Revolution Envers und der Jungtürken ging dagegen von Saloniki aus und konnte so zu einer tatsächlichen Erschütterung des Reiches führen.

Die Träger dieser Revolution stellten in der alten Türkei eine merkwürdige Schicht dar. Sie gehörten weder dem bäuerlich-anatolischen noch dem türkisch-nomadischen Element des Volkes zu, sondern in der Hauptsache jener seltsamen städtischen Sonderschicht eines levantinischen Händlertums, wie es die großen und kleinen Städte des Orients bevölkert. Dieses Levantinertum ist eine Art Pseudonomadentum, das der elementaren Urkräfte des echten Nomadentums entbehrt und ihm nur in der eigentümlichen Bindungslosigkeit und Unstetigkeit seines Daseins vergleichbar ist. Thomas Edward Lawrence, der englische Orientkenner, charakterisierte den in den Komitees der Jungtürken hervortretenden Typus als „seichte und halbgebildete Männer, Abkömmlinge von Griechen, Albanern, Tscherkessen, Juden ... alles mögliche, nur nicht Osmanen".

Nicht ohne Grund nennt Lawrence auch Juden unter den Jungtürken. Einer von diesen, der spätere jungtürkische Finanzminister Djavid Bey, spielte sogar eine führende Rolle. Zudem war er ein „Dönme", aus der nach ihres Begründers Vorbild zum Islam übergetretenen sabbatianischen Sekte, so daß er über zweieinhalb Jahrhunderte hinweg Sabbatai Zewi mit Enver Pascha verknüpft.

Die jungtürkischen Komitees mit ihrer Devise „Einheit und Fortschritt" hatten ihre Anhängerschaft außer in Händlerkreisen vor allem in denen der jungen Offiziere, die eine Erneuerung des türkischen Staates erstrebten. Von diesen militärischen Kreisen ging auch die Revolution von 1908 aus, die als ein putschartiges Abenteuer begann. Ein Major albanischer Herkunft, Niasi Bey, war eines Tages mit bewaffneten Anhängern aus seiner Garnison in die Berge gezogen und fand mit seiner Aufstandsparole so überraschend viel Anhängerschaft, daß ein anderer Major, der erst sechsundzwanzigjährige Enver Bey, seinem Beispiel folgte und der kaum vorbereiteten Auflehnung zu einem durchschlagenden Erfolge verhalf.

Enver war bis dahin nur als ein schneidiger und eleganter, aber im übrigen harmloser Offizier bekannt gewesen. Der gelun-

gene Handstreich, der von besonnenen Gemütern als ein wahnwitziges Abenteuer betrachtet worden war, stellte ihn auf ganz unerwartete Weise in das Licht der Öffentlichkeit. Niemand hatte mit einem Gelingen des Gewaltstreiches gerechnet. Die Beteiligten selber waren am meisten überrascht, als ihr Unternehmen fast ohne Blutvergießen sich zu einer allgemeinen Revolution ausweitete. Überall gingen die Truppen, die den Aufständischen entgegengestellt werden sollten, zu ihnen über, so weit war die Zersetzung des türkischen Staates und vor allem seines Heeres bereits gediehen. Nutznießer der seltsamen Revolution wurden jedoch nicht die jungen Offiziere, die man rasch beiseite schob. Enver wurde als Militärattaché nach Berlin geschickt, wo er vorher schon bei der preußischen Garde ausgebildet worden war. An ihre Stelle traten politische Emigrantenzirkel, die aus den westlichen Hauptstädten in das Land zurückströmten, ein intellektuelles Nomadentum von ebenso fragwürdigem Wert wie die eben beseitigte Schicht. Zudem aber wurden jetzt die ältesten Paschas plötzlich Jungtürken, so daß das Ergebnis der Umwälzung ein Anwachsen der vorher schon ansehnlichen Korruption ins Phantastische war.

Das vollendete Chaos rückte bedrohlich näher, sodaß Sultan Abdul Hamid im April 1909 versuchte, dem revolutionären Spuk durch eine Gegenrevolution ein rasches Ende zu machen. Das gelang ihm jedoch nicht, vielmehr wurde er selber durch eine militärische Gegenaktion der Revolutionäre zur Abdankung gezwungen, womit die jungtürkische Revolution in ein neues, etwas ernsthafteres Stadium vorrückte. Aber noch war die Stunde Envers, der zur Teilnahme an der Militäraktion aus Berlin herbeigeeilt war, nicht gekommen. Der gelungene Putsch hatte seinen Namen zwar allgemein bekannt gemacht, aber da er an Jahren noch sehr jung war, mußte er erst neuen Ruhm und möglichst kriegerischen Ruhm erwerben, ehe er mit Aussicht auf Erfolg in den Kampf um die Staatsführung eingreifen konnte.

Revolution als Zusammenbruch

Selten hat eine Revolution so rasch und konsequent den Zusammenbruch des von ihr betroffenen Volkes bewirkt wie im jungtürkischen Falle. Vom ersten bis zum letzten Tage stand

diese Revolution im Zeichen des Zusammenbruches, um am Ende des Weltkrieges mit der Totalkatastrophe des türkischen Volkes ihren Abschluß zu finden. Und jedes Stadium der jungtürkischen Revolution hat dem Reiche mindestens eine Provinz gekostet.

Das begann verheißungsvoll bereits im Jahre 1908. Kaum hatten die putschenden Offiziere die Regierung des Sultans beseitigt, als Ferdinand von Bulgarien sein abhängiges Fürstentum zum selbständigen Königreich erklärte, Griechenland das lange umstrittene Kreta endgültig in Besitz nahm und die Österreicher Bosnien und Herzegowina annektierten. Und es fehlte nicht viel, so wäre es im Gefolge der bosnischen Krise und damit letztlich als eine Auswirkung der türkischen Revolution schon 1908 zu dem dann sechs Jahre später nach dem Mord von Serajewo ausgebrochenen Weltkrieg gekommen.

Auf die zweite Revolution von 1909 folgte nicht unmittelbar, aber doch mittelbar die italienische Besetzung von Tripolis, auf die beiden Balkankriege aber, die von der noch recht umfangreichen europäischen Türkei nur ein kümmerliches Stück um Konstantinopel beließen, folgte im Jahre 1913 die Vollendung der Revolution durch die Machtergreifung Envers und seiner nächsten Mitverschworenen. Die dazwischen liegenden, wenn auch noch so erfolglosen Kriege aber hat Enver geschickt zu benutzen gewußt, sich einen Namen zu machen.

Vor allem mußte ihm der tripolitanische Krieg zu diesem Zwecke dienen. So wenig Erfolg dieser Krieg um ein entlegenes Wüstenland, das noch dazu durch Ägypten von der übrigen Türkei gesondert und getrennt war, von vornherein versprechen konnte, so sehr wurde er doch von Enver mit seiner Vorliebe für alles Phantastische gerade als sein eigenster Krieg betrachtet. Es war für ihn, den „kleinen Napoleon", wie man ihn damals in der Armee zu nennen begann, sozusagen der italienische und der ägyptische Feldzug in einem. Seine auch von seinen Gegnern nie angezweifelte persönliche Tapferkeit, die oft an Tollkühnheit grenzte, ließ ihn im Guerillakrieg immerhin einige Teilerfolge erringen. Daher war es nicht verwunderlich, wenn er, mit Dagobert von Mikusch zu sprechen, „an seinen Stern glaubte und hoffte, ähnlich Bonaparte, nach diesem Feldzug als sieggekrönter General in die Hauptstadt einzuziehen".

Nach türkischer Darstellung ist die unnötige Verlängerung des aussichtslosen Krieges durchaus Enver zuzuschreiben, der durch unwahre optimistische Berichte die Regierung dauernd in dem Glauben wiegte, in Kürze einen entscheidenden Sieg erringen zu können. Monatelang gab er sich, wie Graevenitz berichtet, in selbstgewollter Verblendung dem törichten und fast kindischen Traume hin, den Hafen von Derna zurückerobern zu können: „Diese in gewissem Sinne rührende Monomanie hatte tragische Folgen; sie hat unnötige Hekatomben von Menschenleben verlangt, hat die Talschluchten des Wadi Derna mit Leichen und Blut gefüllt und hat die türkische Regierung dazu angestachelt, in einem zwecklosen und für das Land ruinösen Krieg zu beharren."

Schwiegersohn des Kalifen

Schon die Anfänge des türkischen Napoleon mußten schlimme Ängste für die Zukunft wecken. Der Balkankrieg zwang die Türkei dann im Oktober 1912, den Krieg um Tripolis mit der Preisgabe dieses Landes an Italien abzubrechen. Um an dem neuen Krieg noch teilnehmen zu können, kam Enver aber schon zu spät. Als er nach Konstantinopel zurückkehrte, war der Krieg bereits verloren, und die führenden Politiker waren eben im Begriff, zu einem glimpflichen Frieden zu gelangen.

Aber eben der verlorene Krieg erschien als günstige Gelegenheit, mit den Politikern aufzuräumen, die sich mit dem Makel der unzulänglichen Kriegsführung belastet hatten. Am 23. Januar 1913 drang Enver mit einer Schar von Anhängern in die Hohe Pforte ein, wo eben die Friedensbedingungen beraten wurden. Bei dem entstehenden Tumult wurde der Kriegsminister Nasim Pascha erschossen, das Kabinett trat zurück, und der Weg für Envers weiteren Aufstieg war frei.

Dieser 23. Januar war Envers 18. Brumaire. Mit einem Sprung über ein napoleonisches Jahrzehnt heiratete er aber sozusagen gleichzeitig auch Marie Luise: Nadschie Sultane, eine kaiserliche Prinzessin, die zuvor einem Sohne Abdul Hamids bestimmt gewesen war, wurde seine Gattin und er selber damit Schwieger-

sohn des Kalifen, des „Größten der Großen der Welt". Nacheinander wurde er nun Pascha, Kriegsminister und Vizegeneralissimus und bildete mit seinen Freunden Talaat Pascha, einem bedenkenlosen Draufgänger, und Dschemal Pascha, einem klugen Intriganten, ein allmächtiges Triumvirat, dem das osmanische Reich auf Gedeih und Verderben ausgeliefert war.

Der Krieg aller Kriege

Mit der Übernahme der Führung des türkischen Reiches durch Enver und seine unmittelbaren Anhänger erhielt die innere und äußere Politik der Türkei einen neuen Charakter. War sie vorher im Inneren chaotisch und nach außen schwach gewesen, so wurde das nun mit einem Schlage anders. Es kam, wie Norbert von Bischoff in seiner Ankarastudie sagt, „ein flackerndes Drohen in die türkische Politik".

Niemand, auch Envers engste Vertraute nicht, wußte, wohin der Weg führen würde. „Und hätten sie Enver selber gefragt, und hätte er ganz und gar aufrichtig sein wollen, auch er hätte keine Antwort geben können, weil er damals selbst keine wußte, weil er nur eines wußte: daß ihm die fieberkranke Welt alsbald einen Krieg liefern würde, irgendeinen Krieg, aber der würde *sein* Krieg sein, der Krieg aller Kriege, in dem er sich mit unendlichem Ruhm bedecken würde."

Enver Pascha brauchte nicht lange auf diesen seinen Krieg zu warten. Und es war wahrhaftig der Krieg aller Kriege, der erste wirkliche Weltkrieg der Geschichte. Nur ein Jahr der Vorbereitung war ihm geblieben, das er benutzte, um mit deutscher Hilfe die türkische Armee neu aufzubauen. Dabei hatte er zweifellos Erfolge erzielt, allerdings mehr solche äußerlicher, organisatorischer Art, die längst nicht zureichten, aus dem „kranken Mann am Bosporus" einen vollwertigen Kriegspartner zu machen.

So war bis in die höchste türkische Führung hinein die Frage hart umstritten, ob es Sinn habe, an dem eben ausgebrochenen Kriege teilzunehmen oder ob es klüger sei, sich herauszuhalten, bis es darum ginge, reale türkische Interessen wahrzunehmen.

Auch viele führende Jungtürken opponierten aufs entschiedenste gegen eine Teilnahme der Türkei am Krieg. Dschemal äußerte die schwersten Bedenken, und Mustafa Kemal, der spätere Atatürk, von Anfang an Envers leidenschaftlicher Gegenspieler, lehnte nicht allein die Kriegsbeteiligung, sondern auch jede deutsche Bevormundung ab.

Enver aber ließ sich seinen Krieg nicht entgehen. Anstatt die türkische Neutralität, an der der Entente sehr gelegen sein mußte, durch ein geschicktes und zähes außenpolitisches Spiel teuer zu verkaufen, verband er das Schicksal seines Landes auf Gedeih und Verderb mit dem der Mittelmächte. Bischoff nennt daher den freiwilligen Kriegseintritt der Türkei, der überdies zu einem Zeitpunkt erfolgte, an dem Deutschland nach verlorener Marneschlacht kaum noch reale Siegesaussichten hatte, ein Vabanquespiel größten Stiles und bezeichnet es als die schwere geschichtliche Schuld der Jungtürken, ihr Land ohne zwingende Not mit geradezu leichtfertiger Eile an der Seite der Mittelmächte in den Krieg geführt zu haben.

Es zeigte sich in dieser Schicksalsstunde des türkischen Volkes, daß mit Enver und seiner Anhängerschaft keine verantwortungsbewußten Politiker, sondern unverantwortliche Dilettanten an die Macht gelangt waren. Schon die operettenhafte Revolution war ein Dilettantenstreich gewesen, mehr ein Putsch als ein Aufstand. Die Jungtürken rühmten sich, daß sie ohne Blutvergießen gelungen war, obwohl es an Akten terroristischer Lynchjustiz keineswegs fehlte. Aber das bei der Revolution ersparte Blut mußte hinterdrein um so erschreckender fließen. Schon in Tripolis war die blutige Kehrseite des Enverschen Dilettantismus deutlich zum Vorschein gekommen. Und nun wurde der Blutzoll der Revolution durch einen Weltkrieg nachgefordert — mit grauenhaft hohen Zinsen.

Katastrophe am Kaukasus

Daß Enver kein abwägender Politiker war, könnte man seinem natürlichen Draufgängertum zugutehalten. Daß er aber durchaus und bis in den Kern seines Wesens hinein ein Dilettant war,

sollte sich alsbald gerade auf seinem eigensten Gebiet, dem der militärischen Strategie erweisen. Während der türkische Soldat an allen Fronten des großen Reiches tapfer kämpfte und bei Gallipoli unter Kemals Führung sogar einen glanzvollen Sieg erfocht, führte der Vizegeneralissimus Enver die türkische Kaukasusarmee in eine der schlimmsten Katastrophen der gesamten Kriegsgeschichte.

Sogleich nach Kriegsbeginn entwarf Enver einen grandiosen Plan. Da Rußland nur verhältnismäßig schwache Kräfte an der türkischen Front stehen hatte, plante er, mit der türkischen Ostarmee die Flanke der Russen zu umgehen und gegen ihre Rückzugslinie vorzustoßen, um sie auf diese Weise über den Kaukasus zurückzuwerfen. Nach errrungenem Sieg dachte er, wie er selber äußerte, sogar daran, über Afghanistan bis nach Indien vorzurücken und den Traum aller großen Eroberer von Alexander bis Napoleon zu verwirklichen.

Enver zog zu diesem Zweck bei Erserum eine große Armee von fast hunderttausend Mann zusammen und kam selbst aus Konstantinopel, um den Oberbefehl über sie zu übernehmen. Um den Russen in den Rücken zu kommen, setzte er zwei Armeekorps zum Marsch über das dreitausend Meter hohe Gebirge an, ohne auf die Ungunst der Jahreszeit Rücksicht zu nehmen. So wurden die türkischen Kolonnen auf den Bergpässen von Januarstürmen überrascht und aufs furchtbarste dezimiert. Völlig erschöpft und aufgelöst trafen sie auf die Russen, von denen sie geschlagen und zum Rückmarsch über das Gebirge gezwungen wurden.

So endete Envers russischer Feldzug mit einem völligen Desaster. Er kostete die Türkei eine ganze Armee, denn nur zwölftausend Mann kamen zurück, und selbst von diesem kümmerlichen Rest der Ostarmee wurde der größte Teil noch durch Flecktyphus weggerafft. Alle übrigen waren gefallen, gefangen, verhungert oder erfroren. In einem einzigen Bezirk fanden die russischen Patrouillen hernach nicht weniger als dreißigtausend erfrorene Türken, in kleinen Häuflein, wie sie sich, Wärme suchend, aneinander gedrängt hatten.

Ging Enver so leichtfertig und verantwortungslos mit dem Leben seiner eigenen türkischen Landsleute um, so verwundert es nicht, daß er vollends skrupellos war, wo es sich um Angehörige anderer und gar um die feindlicher Völker handelte. Gleichwohl stellt die Lösung der armenischen Frage durch die buchstäbliche Ausrottung des ganzen Armeniervolkes eine solche Gipfelleistung dilettantischer Ruchlosigkeit dar, daß sie mit vollem Recht als das ungeheuerlichste Verbrechen der Weltgeschichte bezeichnet worden ist.

Daß es in der osmanischen Türkei eine armenische Frage gab, kann nicht bestritten werden. Es war eine der ernsthaftesten Fragen des türkischen Staates, denn die annähernd zwei Millionen dieses christlichen Völkchens, die in Anatolien lebten, bildeten schon durch ihren Glauben, aber auch in anderer Hinsicht, vor allem durch ihre händlerische Betätigung, einen Fremdkörper, der von den Türken als lästig empfunden wurde. Als nun gar unter den westlichen Armeniern nationalistische Parolen Verbreitung fanden, wurde die Fremdheit zur Feindseligkeit, und als sich im Kriege armenische Legionen auf die Seite der Feinde stellten, wuchsen Haß und Erbitterung ins Grenzenlose.

Die Jungtürken aber nutzten diesen Haß, um eine Vernichtungsorgie ohnegleichen zu feiern. Unter dem Vorwand strategischer Notwendigkeiten wurde die Ausweisung aller Armenier aus Anatolien und ihre Überführung in die Steppengebiete Syriens und Mesopotamiens angeordnet. Nach den Anweisungen aus Konstantinopel sollte der Abtransport mit allen Mitteln gefördert werden. Neben den offiziellen Befehlen ergingen jedoch geheime Verordnungen, nach denen der Zweck der Deportation die völlige Vernichtung der Armenier sein sollte. Ihr Vermögen solle beschlagnahmt werden, zur Hälfte dem Ablieferer zufallen, zur anderen Hälfte aber in die Kassen der Partei „Einheit und Fortschritt" überführt werden.

Die Durchführung des unmenschlichen Vorhabens der Jungtürken wurde dadurch erleichtert, daß ein Großteil der armenischen Männer einberufen war. Die Frauen und Kinder konnten beinahe mühelos aus ihren Siedlungen vertrieben werden. Sie

formierten sich zu langen Elendszügen, die erbarmungslos und ohne die primitivsten Schutzmaßnahmen vorwärtsgetrieben wurden. So starben die Armenier zu Tausenden und Abertausenden schon am Wege. Wo aber Krankheit, Hunger und Unglücksfälle nicht genügten, da wurde dem Schicksal energisch nachgeholfen. In der Kemachschlucht wurden in einem von Kurden begonnenen, aber von regulären türkischen Truppen zu Ende geführten Blutbad an sechstausend armenische Frauen und Kinder abgeschlachtet. Und wenn je ein Regierungsbeamter sich menschlich erzeigte oder sich gar den geheimen Befehlen des Parteikomitees widersetzte, wurde er rücksichtslos beseitigt.

So gelang das fast Unvorstellbare: von weit über einer Million Menschen — die Armenier sprechen von dreiunddreiviertel Millionen — erreichten nur einige hunderttausend in erschöpften Elendszügen die Konzentrationslager in der mesopotamischen Wüste, wo sie zum Teil noch nachträglich vom Tode ereilt wurden. Das jungtürkische Regime hatte sich mit einer ungeheuerlichen Blutschuld beladen. Enver aber ging darüber mit einer Bedenkenlosigkeit hinweg, die die ganze tiefe Verruchtheit dieses so arglos scheinenden Dilettanten offenbart: von einem amerikanischen Journalisten über die Armeniergreuel zur Rede gestellt, die die gesamte Weltöffentlichkeit empörten, antwortete er, wenn die Türken den Krieg verlören, sei es um die Türkei sowieso geschehen; wenn sie aber siegten, so habe niemand das Recht, Rechenschaft dafür zu verlangen, wie sie mit den Armeniern umgegangen seien.

Chimären als Ideen

Es wäre falsch, die maßlose Brutalität der Jungtürken bei der Ausrottung des armenischen Volkes auf eine grausame Naturanlage zurückzuführen. Man könnte eher von einer Zwangsidee sprechen, die sich in geradezu wahnhaften Formen der ideenlosen Revolutionäre bemächtigte. Nur ein Besessener kann so sprechen, wie Enver es einmal auf freundschaftliche Vorhaltungen tat: „Kein Wort über die Armenier — wer mir von ihnen spricht, und sei es mein bester Freund, ist mein Freund gewesen."

Dabei fehlte es den Jungtürken keineswegs an brauchbaren Ideologien. Sie hatten eher — aus Ideenmangel — einen Überfluß daran und wechselten mit ihnen je nach Bedarf. Zu Beginn ihrer Revolution huldigten sie dem sogenannten Osmanismus, der von der Dynastie vertretenen Idee, unter der alle Völker des Türkenreiches zusammenwirken sollten. So sammelten sich zu Anfang nicht allein Türken in jungtürkischen Komitees, sogar Armenier konnten darin eine Rolle spielen.

Als die osmanische Idee sich aber als außerstande erwies, das zerbröckelnde Reich zusammenzuhalten, wandten sich die Jungtürken nach dem Balkankrieg vom Osmanismus ab. Beim Ausbruch des Weltkrieges schrieben sie den Islamismus auf ihre Fahne, eine religiöse statt einer historischen Idee. Das bedeutete keine Hinwendung zum Glauben, denn die Mehrzahl der Revolutionäre war religiös indifferent, zum Teil sogar ausgesprochen atheistisch gesonnen. Die islamische Idee aber schien ihnen geeignet, die trägen Massen des Volkes aufzurütteln und für ihren Krieg zu begeistern. Und da Enver alles, was er tat, bis zum Wahnwitz und Exzeß zu tun pflegte, so bestimmte er den Sultan und Kalifen 1914, den Heiligen Krieg auszurufen.

Die Parole eines Heiligen Krieges war im Munde glaubensloser Atheisten nicht nur eine Lüge und Frivolität, sondern schlimmer als das: eine Lästerung, und so fand sie auch nicht den mindesten Widerhall. Wenn Enver gehofft hatte, die mohammedanischen Millionen Indiens und Afrikas würden dem Ruf des Kalifen folgen, so wurde er enttäuscht. Nicht einmal die eigenen mohammedanischen Untertanen ließen sich beeindrucken, vielmehr sammelten sich die Araber unter dem Scherifen von Mekka zu einer gefährlichen Gegenbewegung, die im Bunde mit den Engländern erheblich zur Auflösung des osmanischen Reiches beitrug.

Hatten sich so die osmanische wie die panislamische Idee in gleicher Weise als Chimären erwiesen, so setzte Enver um so mehr Hoffnungen auf eine dritte, die panturanische Idee, die eher noch phantastischer und chimärenhafter als jene beiden, immerhin in der Geschichte und im Glauben begründeten war. Der „Turanismus" wies auf die frühesten Ursprünge der Turkrasse in Innerasien zurück. Dort, weit jenseits der osmanischen Reichsgrenzen,

lebten im alten Turkestan zahlreiche Türkvölker mit nahe verwandter Sprache, die unter dem gewaltigen Tamerlan einmal in einem großen Reiche geeinigt waren. Nun erschien es den Jungtürken als eine Zielsetzung von einmaliger Größe, die turkestanischen Brüder und Vettern des Osmanenvolkes zu befreien und in einem mächtigen großturanischen Reich zu vereinigen.

Schon zu dem so verhängnisvollen Kaukasusfeldzug des ersten Kriegswinters war Enver durch turanische Ideen beflügelt worden. Als sich der Krieg bereits dem Ende zuneigte, schien sich dem Turanismus eine neue Chance zu eröffnen. Nach dem russischen Umsturz zogen sich die Russen im Frühjahr 1917 von der türkischen Front zurück. Anstatt die dadurch frei gewordenen Kräfte an die gefährdete syrisch-mesopotamische Front zu werfen, benutzte Enver den Zusammenbruch der Russen sogleich zu einem neuen Vorstoß in den Kaukasus. Ja, er zog sogar noch Truppen zur Verwendung im Kaukasus von jener Front ab, wo sie hernach zur Entscheidung fehlten.

Auch nach dem im Dezember 1917 abgeschlossenen Waffenstillstand ließen die Türken ihre Armee im Kaukasus weiteroperieren, und noch im Jahre 1918 kämpfte Envers jüngerer Bruder Nuri Pascha hier gegen die Russen, indem er dem Türkvolk der Aserbeidschanen, das einen eigenen Staat begründet hatte, mit einem starken Truppenaufgebot zu Hilfe kam. Am 14. September stürmte Nuri Pascha Baku, die Hauptstadt der aserbeidschanischen Türkei.

Auf Tamerlans Spuren

All diese chimärenhaften Scheinerfolge konnten den Zusammenbruch nicht mehr abwenden, der unaufhaltsam über das Osmanenreich hereinbrach. Envers dilettantische Unzulänglichkeit war schon vorher so offenkundig geworden, daß die Volksstimmung sich von ihm ab und gegen ihn wandte. Die Enttäuschung über ihn war so stark, daß zeitweilig sogar bereits das jungtürkische Komitee den Gedanken erwog, den einstigen Volksliebling der gewandelten Volksstimmung zu opfern. Zum mindesten verlor Enver nach dem Thronwechsel vom Juli 1918

sein Amt als Vizegeneralissimus mit unbeschränkten Vollmachten und wurde nur noch als Chef des türkischen Generalstabes belassen. Als endlich alles verloren war und die Ententetruppen nach dem Zusammenbruch der syrischen und der mazedonischen Front auf Konstantinopel anmarschierten, suchte Enver „verwegen wie immer und ungebrochenen Willens", durch einen Überraschungsstreich wenigstens die Hauptstadt zu retten, aber da versagten sich ihm sogar seine Anhänger, und um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, mußte er gemeinsam mit Talaat Pascha entfliehen.

Er ließ einen zermürbten und zerstörten, einen praktisch völlig zertrümmerten Staat zurück, der hilflos der Gnade seiner Feinde ausgeliefert war, Enver selber aber lebte, während sein Land, durch ihn zugrunde gerichtet, sich in den letzten Todeszuckungen wand, unverdrossen weiter. Er wirkte sogar weiter und wußte sich ganz neue Felder der Tätigkeit zu erschließen. Noch immer und von neuem war es der turanische Traum, der sein Denken und sein Handeln bestimmte, und da sein Geschick nun von dem der osmanischen Türkei geschieden war, begann er unmittelbar in Tamerlans Fußtapfen zu treten.

Jedes Mittel war ihm recht, wenn es nur entfernt dazu dienen konnte, das Reich Tamerlans wieder aufzurichten. Zeitweise schien ihm Sowjetrußland dazu der gegebene Mittler. Er ging nach Moskau, um Lenin seine Pläne vorzutragen, verhandelte mit Sinowjew und Karachan und nahm an einem Sowjetkongreß der orientalischen Völker in Baku teil. Im Oktober 1921 ging er von Moskau nach Buchara, dem alten geistigen Zentrum des islamischen Asiens. Schon wenig später warf er die sowjetfreundliche Maske ab, deren er sich bis dahin bediente. In Januar 1922 begann er eine turanische Armee aufzustellen, um Innerasien im Kampf gegen Moskau zu einen.

Tamerlan schien wahrhaftig in seinem eigenen Ursprungslande wiedererstanden, und es gelang Enver, dem einstigen Schwiegersohn des Kalifen und mächtigsten Mann des osmanischen Kaiserreiches, durch den seinem Namen noch immer anhaftenden Nimbus in der Tat, eine ansehnliche Heeresmacht zu sammeln. Aber das Glück, das ihn einst so hochgetragen hatte, entschied diesmal rasch gegen ihn. Vor der anrückenden Armee des Reiter-

generals Budjonny zerstreute sich seine Anhängerschaft, und am 4. August 1922 fiel er mit den letzten bei ihm verbliebenen Anhängern im Kampf gegen sowjetrussische Kavallerie.

Zwischen Kossuth und Kerenski

Es ist nichts weiter als folgerichtig, daß sich Enver nach anfänglicher taktischer Fühlungnahme schließlich gegen die Sowjetunion stellte und im Kampf gegen sie fiel. Denn er war mit seiner schweifend-phantastischen und großsprecherischen Art das genaue Gegenteil der nüchternen russischen Revolutionäre. Man muß sich eher wundern, daß diese überhaupt mit ihm überein kamen. verkörperte er doch in seiner Person den gleichen gefährlichen Typus des Pseudorevolutionärs, wie ihn Rußland selber in Kerenski, seinem Generalissimus unseligen Angedenkens, erlebt hatte.

Zwischen Kossuth, der nach dem Zusammenbruch der ungarischen Revolution einst in der Türkei Zuflucht gesucht hatte, und Kerenski, dem unmittelbaren Altersgenossen Envers, steht dieser in der Mitte. Sie sind sämtlich Revolutionäre, die die Revolution nur als eine Schaubühne betrachten, auf der es zu brillieren gilt, Dilettanten und Zauberlehrlinge, denen ihr eigenes Werk über den Kopf wächst, Vabanquespieler, die bedenkenlos ein Trümmerfeld hinterlassen.

Und doch gibt es einen Wesenszug bei Enver, der diesen so unsäglich oberflächlich und fad wirkenden Erzdilettanten unter den Revolutionären bedeutender als jene erscheinen läßt. Das ist jenes irrlichternde pseudoreligiöse Element, das ihm anhaftet und seine Bewegung in die Nähe der apokalyptischen Taipingrevolte rückt. Nur dieses religiöse Moment, mag es sich auch im Glauben an chimärenhafte Ideen erschöpfen, erklärt all die Entsetzlichkeiten, die für die Nachwelt mit dem jungtürkischen Namen verbunden sind, — von all den kleinen und großen Verrätereien bis zum grausamen Inferno der Auslöschung eines ganzen Volkes.

Kemal als Gegenspieler und Gegenbild

Selten nur hat die Geschichte zwei Männer so unmittelbar als Zeitgenossen und als Gegenspieler einander gegenübergestellt wie

im Falle von Enver Pascha und Kemal Atatürk. Sie gehören nicht nur fast dem gleichen Altersjahrgang an, sie haben auch einen überaus ähnlichen Lebensgang gehabt. Als begabte Offiziere in jungen Jahren befördert, schlossen sich beide früh der jungtürkischen Bewegung an, kämpften beide in Tripolis auf verlorenem Posten und kreuzten auch hernach immer wieder ihre Bahnen, so sehr diese zeitweilig auseinandergehen mochten.

Denn trotz aller äußeren Parallelen waren beide von Grund auf verschiedener Art, der eine leichtfertig, verspielt, unzuverlässig, ein Poseur und geschickter Regisseur seiner selbst, der andere ein verschwiegener, nüchtern wägender Räsonneur, störrisch und widerborstig, aber verläßlich. Sie waren beide Revolutionäre, aber Kemal als Urbild des echten, Enver als das des Pseudorevolutionärs. Envers Bild will in vielen Zügen strahlender, begeisternder, mitreißender scheinen als das Kemals, der von einem Idealbild weit entfernt ist, ein von Dämonen geplagter Mensch voller Problematik, aber — im Gegensatz zu jenem — ehrlich und konsequent.

So gingen sie ihren Weg nebeneinander her, Kemal immer als der schärfste, rücksichtsloseste Kritiker des unseriösen, unsoliden Enver von dem ersten Operettenputsch bis zu dessen regelrechter Machtergreifung und vom Kaukasusabenteuer bis zur Endkatastrophe. Kemal hat sich nie in der Kritik erschöpft. Er hat immer wieder Leistungen gegen Envers Schaumschlägereien gesetzt, darum konnte man ihn, so unbequem er war, nie ganz ausschalten. Bei Anafarta auf Gallipoli erkämpfte er die einzigen realen Erfolge der türkischen Kriegsführung, nachdem Envers grandioser Winterfeldzug so grausam gescheitert war. Er stellte 1916 die Kaukasusfront wieder her und brachte beim Zusammenbruch die syrische Front ebendort zum Stehen, wo später die türkisch-syrische Grenze verlaufen sollte.

So war er nach der Katastrophe des Enver-Regimes die einzige Hoffnung seines Volkes. Nachdem die Pseudorevolution seines Gegenspielers und vor allem sein Wahnsinnskrieg alle Kräfte des Landes verwirtschaftet hatte, stand Kemal vor einem Trümmerhaufen, der jeden anderen hätte verzweifeln lassen. Und doch gelang ihm das Unmögliche. In zäher Kleinarbeit sammelte er die noch vorhandenen Kräfte des auseinandergeborstenen türkischen Staates. Während die Sieger in Sèvres die Türkei aufteilten und

zu einem Kolonial- und Tributärstaat herabwürdigten, was nach der hochstaplerischen Enver-Komödie nur angemessen schien, baute er fast aus dem Nichts einen neuen türkischen Staat, der sich auch die Achtung seiner Gegner von gestern errang.

Während Envers Revolution in einen aussichtslosen Krieg ausgemündet war, brachte der Krieg Kemals, mit so verzweifelten Mitteln er ausgekämpft werden mußte, dem türkischen Volke eine revolutionäre Wiedergeburt. Der Staatsmann hat als Revolutionär endlich doch über den Dilettanten gesiegt.

GEGENWART
DES
ANTICHRIST

SELTEN ist ein Phänomen der Geschichte von seinen Zeitgenossen — auch den überlebenden — so grundfalsch verstanden und eingeschätzt worden wie Hitler und der Nationalsozialismus. Das verbreitetste aller Mißverständnisse aber ist zugleich das irreführendste — dasjenige nämlich, das von einem Rückfall ins Mittelalter oder in eine barbarische Vergangenheit spricht.

Man kann von der blamablen Rolle absehen, die bei solchen Formulierungen die klischeehafte Vorstellung von einem finsteren Mittelalter spielt, auch die Vorstellung des Rückfalls selber geht an dem Phänomen vorbei und verfehlte es durchaus. Wäre der Nazismus ein bloßer Atavismus, nichts als ein plumper Rückfall gewesen, wie hätte er dann zu so breiter Auswirkung, zu so weltumstürzenden Folgen führen können? Erich Voegelin nennt es in seiner Schrift über die politischen Religionen geradezu grauenhaft, immer wieder hören zu müssen, daß der Nationalsozialismus ein Rückfall in die Zeiten vor dem neueren Fortschritt zur Humanität sei, „ohne daß die Sprecher ahnen, daß die Säkularisierung des Lebens, die die Humanitätsidee mit sich führte, eben der Boden ist, auf dem antichristliche religiöse Bewegungen wie der Nationalsozialismus aufwachsen konnten".

Das Mißverständnis ist in der Tat grauenhaft, weil es von den völlig fehlgeleiteten Instinkten nicht nur der Bewunderer Hitlers, sondern auch eines Teils seiner schärfsten Antagonisten zeugt. Wenn Grillparzer die düstere Prophezeiung ausgesprochen hat, der Weg der Menschheit führe von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität, so können wir sie nach den Erfahrungen unserer Zeit dahin ergänzen, daß dieser Weg in der Tat von der Divinität des Mittelalters über die Humanität der Neuzeit (und die Nationalität der Neuesten Zeit) zur Bestialität der Gegenwart geführt hat. Erkennen wir aber und anerkennen wir die innere Problematik jedes nicht mehr auf die Wirklichkeit Gottes bezogenen Humanismus,

so erscheint auf jenem Menschheitswege der Nationalsozialismus am weitesten fortgeschritten. Er ist dann in der Tat, wie er von sich selber behauptete, die „modernste" Weltanschauung — die dem Ende nächste, die die Perfektion des Bösen in der Gestalt des Antichrist am deutlichsten vorwegnimmt. Erst in dieser Eigenschaft aber sehen wir ihn, will uns scheinen, in seiner ganzen entsetzlichen und beängstigenden Furchtbarkeit.

Leben wir in der letzten Zeit?

Man muß kein Adventist sein, um angesichts dieser Entwicklung und derartiger Erscheinungen die Frage aufzuwerfen, ob nicht das Ende der Zeiten nahe herangekommen ist. Für den Christen liegt die Frage ohnehin nahe, denn für ihn hat bereits mit der Menschwerdung Christi die „letzte Zeit" begonnen, von der schon der Apostel Johannes spricht. Wenn aber das Böse so offensichtlich zunimmt und an Macht und Ausbreitung gewinnt, was liegt näher als der Gedanke an jenes Jüngste Gericht, das uns für das Ende aller Geschichte verheißen ist?

Je mehr sich die Verknotungen menschlicher Geschichte verwickeln und verwirren, um so unabwendbarer wird endlich das Gericht. Auch der Gläubige kann den Gedanken an das Gericht nur mit Schrecken denken, aber wo erst einmal der Schrecken solche Dimensionen angenommen hat wie in unseren Tagen, da wird das Nahen des Gerichts schließlich sogar zum Troste und zu einer Hoffnung. Man kann sogar den Gedanken des Gerichtes, wie Reinhold Schneider es getan hat, geradezu als einen Beweisgrund für die Ausweglosigkeit unserer irdischen Dinge anführen: „Warum wäre uns das Jüngste Gericht verheißen, wenn der Knoten der Weltgeschichte nicht unauflösbar wäre?"

Was aber den Antichrist angeht, so ist uns seine Gestalt noch nie plastischer, greifbarer, gegenwärtiger vor Augen getreten als in der Verkörperung Hitlers. Gewiß war auch er nur ein Vorläufer und damit nach einer trefflichen Formulierung der 1906 erschienenen Antichriststudie von Preuß wie alle praecursores Antichristi ein „Surrogatantichrist", aber doch von so überraschender Ähnlichkeit mit dem geistigen Urbild bis in die Einzel-

züge, daß wir wahrhaftig von einer Gegenwart des Antichrist sprechen dürfen. Noch nie in der Geschichte hat sich uns Güte, die böse ist und Größe, die klein ist, Wahrheit, die Lüge und Tugend, die Tücke ist, so unmittelbar deutlich wie im Bilde Hitlers vor Augen gestellt.

Am Ende eines Weltalters

Es ist vielleicht ein noch zu kühnes Wagnis zu behaupten, daß wir bereits am Ende der Geschichte stehen. Dagegen ist es unbestreitbar und unbestritten, daß wir in ein neues Weltalter eingetreten sind, das alle bisherigen Einteilungen der Geschichte aufhebt und illusorisch macht. Nachdem nicht allein das Mittelalter, sondern auch die sogenannte Neuzeit, längst alt geworden, hinter uns liegen, leben wir in einem Zeitalter, das noch gar keinen Namen hat, wenn wir es nicht — die Jüngste Zeit nennen wollen.

Wenn Renaissance und Revolution den ersten und den zweiten Akt der auf ihr Ende zuschreitenden Geschichte darstellen, so hat mit unserer Zeit der dritte Akt begonnen, der die Bedeutung jener Einschnitte aufs schärfste unterstreicht, aber sie zugleich auch aufhebt und auslöscht. Denn mit Recht fühlen wir uns heute bis an den Anfang aller Geschichte zurückgeworfen — was auch der erwähnten Rückfallvorstellung immerhin den Anschein einer Berechtigung gibt. Solowjow hat diesen Gedanken auf seinem Totenbett noch knapp vor Beginn unseres Jahrhunderts, in seiner Vigil sozusagen, ausgesprochen, als er die gesamte Einteilung der Weltgeschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit für hinfällig erklärte.

Wir werden des tieferen Sachverhaltes vielleicht am deutlichsten inne, wenn wir ihn von einer überragenden Gestalt der abendländischen Geistesgeschichte her betrachten, von Benedikt, den man den Abt des Abendlandes genannt hat. Dieser große Heilige, der wie Augustin mindestens seinem Jahrhundert, mit diesem zusammen aber mehr als einem Jahrtausend das Gesicht hat prägen helfen, steht am Beginn unseres Weltalters der Geschichte. Bei seiner Geburt war eben das römische Weltreich 476 zu Ende gegangen, er selbst aber war Zeitgenosse Chlodwigs und Theoderichs,

mit denen das Germanentum in die gestaltende Geschichte eintrat, und noch des großen Justinian von Byzanz.

Das Weltalter, das damals begann, ist mit dem ersten Weltkrieg zu Ende gegangen. Man hat es unter politischem Aspekt das konstantinische Zeitalter genannt, und in der Tat hat das Staatskirchentum konstantinischer Prägung über das Mittelalter hinaus bis dahin fortgedauert. Man kann es auch das benediktinische Weltalter nennen, weil es trotz Reformation und Aufklärung immer wesentlich vom Geist des großen Ordensgründers mitbestimmt wurde.

Benedikt XV., der Papst des Weltkrieges, hat im September 1914, als noch kaum jemand das Ausmaß der kommenden Krise ahnte, in einem persönlichen Gespräch mit dem Abtprimas des Benediktinerordens gesagt, mit dem eben ausgebrochenen Kriege habe eine neue Weltepoche begonnen, die der großen Wende vom Altertum zum Mittelalter in den Tagen des heiligen Benedikt vergleichbar sei: „Die Zeit, in der wir geboren sind, ist vorbei", sagt der Papst, „es wird eine völlige Umwälzung auf politischem, wirtschaftlichem und weltanschaulichem Gebiete geben". Er aber habe als Papst den Namen Benedikts angenommen, weil er „die jetzt beginnende neue Zeit" so auf Gott hinweisen wollte, wie der Heilige einst das Mittelalter zu Gott geführt hat.

Es klingt wie ein Kommentar zu den tiefen Erkenntnissen des Papstes, aber zugleich auch wie eine ahnende Vorwegnahme des „Dritten Reiches", wenn der französische Philosoph Jacques Maritain 1926 feststellte, in der Herrschaft über das irdische Leben habe der Teufel heute derart alles in seiner Hand vereinigt, daß die Welt bald nur mehr für Heilige bewohnbar sein werde: „Der christliche Heroismus wird eines Tages die einzige Lösung des Lebensproblems sein."

Luziferische und ahrimanische Revolutionen

Maritain nennt den Teufel zwar ungewöhnlicher-, aber gebührlicherweise bei Namen. Wir aber haben an dieser Stelle die Aufgabe, seinem Treiben in unserer Zeit unser näheres Augenmerk zu widmen.

Es ist durchaus nicht einfach damit getan, alles Empörerische und Revolutionäre zu verdammen. In der Dämonie können, wie wir bereits eingangs sahen, durchaus auch Ordnungskräfte wirksam sein. Daher ist nicht jede Revolution schlechthin des Satans. Es kann im Gegenteil gegenüber einer zerrütteten und verrotteten Welt des Herkommens geradezu die Pflicht zur Empörung geben. Nicht zum erstenmal in der Geschichte stehen wir heute in einer Situation, in der alle Ordnung nur Scheinordnung, Kulisse einer mehr oder minder verborgenen Anarchie ist.

Daher müssen wir unterscheiden zwischen jenen Revolutionen, die unter einem echten geschichtlichen Auftrag stehen und jenen anderen Scheinrevolutionen, die bloße „Machtergreifungen" sind und nie zur Machtbewährung, sondern immer zur Katastrophe führen. Paradigma des einen Typs könnte im religiösen Bereich die Revolution Calvins in Genf sein, die trotz aller ihr fraglos anhaftenden dämonischen Züge als wirkliche Theokratie völlig anderer Art ist als die satanische Prophetokratie Bockelsons in Münster. Und im politischen Bereich können wir entsprechend die türkische Revolution Kemals mit ihrer starren, aber stabilen Ordnung dem ebenso halsbrecherischen wie verbrecherischen, in nackten Völkermord gipfelnden Abenteurertum Envers und seiner Jungtürken gegenüberstellen.

Wir können die beiden Typen als dämonische und satanische Revolutionen, oder indem wir uns der Prägungen Iwanows bedienen, als luziferische und ahrimanische Revolutionen unterscheiden. Wir erinnern uns hier, daß Iwanow die luziferischen Energien gefährlich, aber nicht verderblich nennt, ja sogar als die Grundlage unserer historischen Kultur bezeichnet. Da aber, wo noch Vitalität ist, weder Endzeit noch der Antichrist herrscht, haben die luziferischen Revolutionen so gut wie nichts mit dem Antichrist zu tun, auf den die ahrimanischen um so unmittelbarer hindeuten.

Wie Calvin gegen Bockelson, so können wir entsprechend Savonarola gegen Rienzo, und Huß gegen Münzer sowie — schon auf einem Grenzbezirk — Cromwell gegen Wallenstein und Napoleon stellen. Im ausgesprochen politischen Bereich aber stehen wie Kemal gegen Enver etwa Mirabeau und Danton gegen Robespierre, Görgey gegen Kossuth, Lenin gegen Kerenski oder in der

Geschichte Boris Godunow gegen Demetrius und Etienne Marcel gegen den falschen Waldemar. Man könnte den Gedanken noch weiter ausspinnen und die Reihe der Gegensatzpaare bis in die unmittelbare Gegenwart fortführen, etwa den Portugiesen Salazar gegen den spanischen Franco, den Iren de Valera gegen alle Quislinge des Dritten Reiches stellen, doch darf die Unterscheidung nicht zu bloßer Spielerei führen. Dazu ist ihr Grundgedanke zu ernst, denn es geht immer wieder um den Antichrist und sein Signalement. Da er sich hinter tausend Masken versteckt, können wir ihn nicht scharf genug ins Auge fassen.

Legion und die Technik

So wertvolle Hinweise wir nämlich der Unterscheidung zwischen dem Bösen luziferisch-dämonischer und satanisch-ahrimanischer Art danken, so ist damit zur Kennzeichnung des Antichrist in unserer Zeit noch nicht alles gesagt. Wir würden den Antichrist selber und würden vor allem die Voraussetzungen seines Triumphes völlig verkennen, wenn wir nicht die Technik in unsere Betrachtung einbezögen und zwar weniger die Technik als Umgestalterin unseres äußeren Daseins als vielmehr die Technik als ein geschichtsphilosophisches Phänomen.

An dieser Stelle müssen wir wiederum einen empfindlichen Mangel beklagen. Wie wir eine Philosophie des Bösen vermißten, so fehlt es auch bislang noch an einer das Phänomen in seiner Tiefe erfassenden und bewältigenden Philosophie der Technik. Und fast noch beklagenswerter ist das Fehlen einer Theologie der Technik, die allerdings auch ein besonders schwieriges Thema darstellt. In Iwanows Interpretation Dostojewskis finden wir aber immerhin zu beiden bedeutsame Ansätze, nämlich anläßlich der Behandlung des Begriffssymbols Legion.

Wir erwähnten schon, daß Legion bei Iwanow das Böse in der sozialen Sphäre symbolisiert. Das Symbol selber ist jener biblischen Erzählung von den Dämonen entnommen, die Dostojewski wie ein Motto seinem Dämonenroman vorangestellt hat: auf die Frage an den Dämon des Besessenen, wie er heiße, antwortet dieser, von sich zugleich als „ich" und „wir" sprechend: „Mein Name ist Legion,

denn unser sind viele". Iwanow deutet Legion als die Apotheose der Organisation, Sinnbild jenes „Übertiers", das aus der Vermassung und Entpersönlichung des Menschen, aus dem Verlust seines höchsten Besitztums, seine Gottesebenbildlichkeit erwächst.

Iwanow zählt das für uns so brennende Problem der Legion zu den undurchdringlichsten Geheimnissen des Bösen, da der Mensch als Sohn des Logos nur das wirklich Seiende, nicht aber dessen entstellende Widerspiegelung im Reich des Bösen erfassen kann: „Wie Trennung zum Prinzip der Vereinigung, wie der Haß die einander hassenden Elemente in eins verschmelzen kann, das ist uns seinem Wesen nach glücklicherweise unverständlich. Denkbar ist diese Kooperation nur, wenn man annimmt, daß sie eine mechanisch organisierte Ansammlung von Atomen darstellt, die dadurch entstanden, daß die eine böse Macht sich in Staub aufgelöst hat, und zwar so böse muß diese Macht gewesen sein, daß sie infolge der ihr innewohnenden Zwietracht die eigene Einheit verloren hat und zerfallen ist in eine Vielheit, die nun wider Willen eine Art natürliche Kohäsion ausnutzt, um in ihren einzelnen Teilen zu einem mechanischen Leben zu erwachen und dem Ganzen, gleich einem galvanisierten Leichnam, den Schein des Seins zu verleihen. Doch die Teilchen, aus denen dieses vermeintliche Ganze sich bildet, sind tote Seelen, aufgewirbelter Höllenmoder."

Ist es nicht, als sei in diesem abgründigen Gedankenbilde das Zeitalter der Atombombe in einer zugleich soziologischen wie dämonologischen Spiegelung vorweggedacht? Und meint man nicht gleichzeitig eine symbolisierende Schilderung der Voraussetzungen zu lesen, unter denen das Monstergebilde der nationalsozialistischen Partei entstand? Und wenn Hitler in einer seiner Kriegsreden, gleich dem besessenen Gadarener von „ich" und „wir" in einem Satz sprechend, sagte: „Es kann hier nur einer siegen, und das sind wir", ist es uns dann nicht, als sei er selber von einer Dämonenlegion besessen, die aus seinem Munde spricht?

Es bedürfte einer eingehenderen Untersuchung, die in diesem Rahmen nicht möglich ist, um nachzuweisen, daß es die der Technik innewohnenden Mächte oder Unmächte sind, die Legion entfesseln. Nur andeutend sei darauf hingewiesen, daß die Nichtigkeit Ahrimans und die Vermassung Legions in einer gegenseitigursächlichen Beziehung zueinander stehen. In der Vermassung

aber wird die Technik zur Pseudodämonie. Wie die Technik selber ein neues, nicht mehr elementares Element darstellt, so kommt mit Legion ein neuer, nicht mehr eigentlich dämonischer Dämon zur Macht — der Satanismus einer leeren Betriebsamkeit, das Symbol jenes Massenzustandes, den Reck-Malleczewen in seinem „Tagebuch eines Verzweifelten" dahin beschrieb, daß der Mensch in ihm weder gut noch böse, „sondern zutiefst und mit einer gewissen Begeisterung überhaupt nichts ist".

Der Gottes unfähige Mensch

Christus hat nach dem biblischen Bericht die Dämonenlegion, die dem Besessenen innewohnte, in eine Herde von zweitausend Schweinen fahren heißen, die sich darauf vom Abhang wie toll geworden ins Meer stürzten. Von diesem Bilde her vergleicht Iwanow die Anhänger der teuflischen Legion einer Herde, denn aus ihnen allen sei das Ich gleichsam herausgenommen: „Das lebendige Ich ist in ihnen gelähmt, und an seine Stelle ist ein fremder Wille getreten." Und an anderer Stelle führt er den Gedanken weiter, indem er von einer legionartigen Gruppenseele gottfeindlicher Menschen spricht, die sich der verwaisten Volksseele bemächtigen und sie in blinde Raserei versetzen kann.

Ausgangspunkt wie Ziel dieses Vorganges ist also gleicherweise die Gottentfremdung des Menschen. Dabei handelt es sich aber nicht um eine Entfremdung in dem noch harmlosen Sinne unserer Väter, wo ein Aufbegehren oder eine Willensentscheidung im Spiele war. Alfred Delp hat das Problem in Aufzeichnungen, die er in der Gefangenschaft machte, wohl bisher am tiefsten erfaßt, wenn er feststellte, der gegenwärtige Mensch sei nicht nur rein tatsächlich oder entscheidungsmäßig gottlos, sondern die Gottlosigkeit gehe viel tiefer: „Der gegenwärtige Mensch ist in eine Verfassung geraten, in der er Gottes unfähig ist."

Das ist ein furchtbares Wort, im Grunde ein Verdikt über eine ganze Generation, ja ein ganzes Zeitalter. Delp begnügt sich nicht mit der Feststellung, sondern beschreibt diesen Zustand der Gottesunfähigkeit näher: „Sie besteht in einer Verkümmerung bestimmter menschlicher Organe, die ihre normale Funktion nicht mehr

leisten. Ebenso in einer Struktur und Verfassung des menschlichen Lebens, die ihm nicht mehr erlauben, er selbst zu sein... Dieser Mensch ist krankhaft lebensunkundig geworden."

Für unsere Väter, die Darwin und Häckel ernst nahmen, war Gott immerhin noch ein Begriff, mit dem sie sich auseinandersetzen mußten und auch auseinandersetzten. Die Frage nach Gott war noch „existenziell". Der heutigen Generation dagegen ist Gott nicht einmal mehr als Vorstellung geläufig. Sie ist der Wirklichkeit Gottes so gründlich, so total entfremdet, daß ihr nicht einmal die primitivsten Kategorien eines Verständnisses vertraut sind. Wie der blind geborene Mensch nichts von Farben weiß und die Sonne nicht kennt und auch die prächtigste Beschreibung ihm kein Bild vermitteln kann, wie dem Tauben Töne unvorstellbar sind, so steht der Gottes unfähig gewordene Mensch der göttlichen Wirklichkeit mit einem fassungslosen Nichtbegreifen gegenüber.

Jeder Versuch einer äußerlichen Erklärung dieses Phänomens würde uns am Gegenstand vorbei und von ihm fortführen. Wir begreifen die furchtbare Tatsache dieser innersten Gottentfremdung nur, wenn wir uns bewußt werden, daß diesen „gottesunfähig" gewordenen Menschen auch das Unterpfand ihres höchsten Besitzes, der Personhaftigkeit, ihre Gottesebenbildlichkeit, verloren gegangen ist. Wo diese aber fehlt, da gibt es keinerlei Hemmung mehr, ein Staatswesen zu verwirklichen, das den Einzelmenschen als nichts anderes mehr betrachtet denn als funktionierendes Glied einer ungeheuren Maschine, eines wahren Mechanismus des Bösen, der notwendig in die Katastrophe treibt.

Das Nichts eines Gesichts

Der Gottes unfähige Mensch, der seine Personhaftigkeit und Gottesebenbildlichkeit eingebüßt hat, hat damit zugleich auch sein Gesicht verloren; aus einem Antlitz, in dem der Widerschein Gottes lag, ist es zur Larve, zur Maske geworden. Daher die erschreckende Larvenhaftigkeit unseres gesamten Zeitalters, die einen in großen Menschenansammlungen oft zweifeln machen kann, daß man überhaupt unter Menschen sei. Denn gerade wo der Mensch in Massen zusammenströmt, setzt jener Vorgang der Verlarvung ein, der etwas Unausweichliches hat.

Mit der eigenen Verlarvung des seiner kreatürlichen Bindungen verlustig gegangenen Massenmenschen aber pflegt ein anderer Verlust übereinzugehen: der des Unterscheidungsvermögens für Wert und Ausdruck anderer Gesichter. Wem der Menschenbruder nicht mehr Gottes Angesicht widerspiegelt, dem sagt ein Gesicht nichts mehr und der verlernt in ihm zu lesen.

So allein läßt sich die geradezu ungeheuerliche Tatsache begreifen, daß sich das deutsche Volk — wenn wir von allem Ideologischen zunächst absehen — vor anderthalb Jahrzehnten einem Menschen mit einem derartig enthüllenden Gesicht in die Arme geworfen hat. Wie tief gestört mußte das natürliche Urteilsvermögen unseres Volkes sein, daß es dieses Gesicht, das nichts Antlitzhaftes mehr in sich trug, sondern nur mehr nackte, leere „Visage" war, nicht durchschaute, sondern im Gegenteil gerade ihm verfiel!

Max Picard, der Meister der Physiognomik, hat das Nichts dieses Gesichts in unnachahmlicher Eindringlichkeit beschrieben: „Hitlers Gesicht ist aufdringlich da, unvertauschbar, nur dieses Gesicht ist möglich. Es ist das aufdringliche Nichts: zum erstenmal gelang es dem Nichts, sich im Menschengesicht darzustellen, ganz und gar als Nichts. Das Nichts, das eigentlich undarstellbar ist, hier hat es sich durchgeschlagen in Hitlers Gesicht, hier ist es nun, aufdringlich. Dieses Nichts also ist das Führergesicht. Es, das Nichts, das selber geführt werden sollte, ist das Führergesicht."

Picard vergleicht dieses leere Gesicht den Warnungstafeln, die an jenen gefährlichen Kurven einer Straße aufgestellt sind, hinter denen ein Abgrund droht, und er meint, Gott habe diesem Manne eben dieses Gesicht gegeben, um das deutsche Volk vor dem Abgrund zu warnen, der hinter ihm lauerte. Daher wundert er sich, daß dieses Zeichen mißverstanden werden konnte: „Der Führer eines Volkes hatte bis zur Zeit Hitlers immer ein Gesicht, das deutlich geformt war und den Geführten einprägbar. Man muß sich immer wieder wundern, daß Hitler als ein Führer gelten konnte, denn er hatte ein Gesicht, nicht wie ein Mensch, der führt, sondern wie einer, der geführt werden muß."

So ist dieses Gesicht Symbol und Zeugnis jenes merkwürdigen Seelenzustandes „jenseits von gut und böse", in dem der Mensch

mit Begeisterung statt gut oder böse überhaupt nichts ist. Auch davon spricht Picard: „Es gab Könige mit Mörder- und Verbrechergesichtern, es gab Herrschergesichter, denen man den Wahnsinn ansieht, der hinter ihnen sich duckte, es gab Herrscher, die schwach im Geist und im Körper waren und in deren Gesicht man deutlich dieses Schwächliche merkt — aber das war noch nie da, daß ein Führergesicht nicht einmal das Schwächliche ausdrückt . . . das eben gab es noch nie, daß einer, der sich als Welthistorie selber drapierte, aussah nicht einmal wie eine Maske, nicht einmal wie ein Kostüm der Weltgeschichte, sondern wie das Nichts."

Unheil des Idealismus

Warum war an diesem „Surrogatantichrist" alles so unsagbar niedrig und gemein? Warum wurde Deutschland, wenn es schon einem Vorläufer des Antichrist erliegen sollte, nicht wenigstens einer napoleonischen Figur gewürdigt? Warum fehlte hier jeder, aber auch nur der geringste Zug von Güte und Größe? Es war wirklich der Stoßseufzer eines Verzweifelten, wenn Reck 1937 in sein Tagebuch schrieb: „Oh, es war der Gipfel der Schmach, daß es nicht einmal der körperlich schöne und geistig funkelnde Antichrist der Legende, daß es vielmehr nur eine arme Exkrementalvisage, in jedem Zoll so etwas wie ein Mittelstandsantichrist war."

Da aber scheinhafte Güte und Größe zum Bilde des echten Antichrist notwendig hinzugehören, so wurden sie hier von einer „begeisterten" Anhängerschaft in ihn hineingedeutet. Es läßt sich nicht leugnen, daß zum Siege der nationalsozialistischen Bewegung die aufrichtige Begeisterung vieler ahnungsloser Gemüter sehr wesentlich beigetragen hat. Sie bildete jenes „gute" Element, das überall dort unerläßlich ist, wo sich das Böse zum Erzbösen steigern soll.

Da die Vorstellung, von einem ausgesprochenen Unmenschen beherrscht zu werden, den Deutschen unerträglich gewesen wäre, wurde sein Bild umgedeutet, „idealisiert", wie es mit einer in unserer Sprache allzu gebräuchlichen Vokabel heißt. Ist nicht ein

großer Teil unserer Geschichte durch derartige Idealisierungen verfälscht worden? Sind die deutschen „Idealisten" üblichen Schlages doch nur allzu bereit, selbst noch den miserabelsten Erscheinungen ein ideales Mäntelchen umzuhängen. Der Gaukler Faust, der zum Inbegriff des höchsten Strebens wurde, ist das eklatanteste Beispiel, aber nur eines von vielen. So haben wir allen Anlaß, ernsthaft die Frage aufzuwerfen, ob wir Hitler nicht zu einem ganz wesentlichen Teil der Tatsache verdanken, daß es unsere Historiker und Dichter in unheilvollem Drang nicht lassen konnten, Bockelson als „Jan van Leyden" und Rienzo als „letzen der Tribunen", Wallenstein als Träger der Reichsidee und den falschen Waldemar als einen mehr als echten zu idealisieren, während die Russen ihren Grischka Otrepjew wie die Juden ihren Sabbatai Zewi verfluchten.

Die Verlogenheit dieses Vulgäridealismus war auf jeden Fall eine der wichtigsten seelischen Voraussetzungen für den Sieg des Nationalsozialismus, der sich auch im übrigen geschickt als der Erbe und Fortführer der idealistischen Tradition der deutschen Geistesgeschichte aufzuspielen wußte. Nicht einmal durchaus zu Unrecht, denn insofern der Idealismus bereits eine Art Ersatzreligion für den dem Glauben entfremdeten Teil unseres Volkes war, ist eine gewisse Vorläuferschaft ganz unverkennbar. Der Nationalsozialismus ist gleichsam von einer letzten, sehr verspäteten Woge jenes Idealismus emporgetragen worden, der seit über einem Jahrhundert das Geistesleben unseres Volkes beherrscht und bestimmt hat — um dann allerdings überaus rasch in einen so plumpen und brutalen Materialismus umzuschlagen, daß man beinahe Scheu empfindet, diesen Namen für eine derart verruchte Sache zu gebrauchen.

Heinrich Heine hat die innere Zwangsläufigkeit dieser Entwicklung bereits vor mehr als hundert Jahren vorausgeahnt, ja geradezu vorausgesehen. In seinem in Paris geschriebenen und hier auch 1835 zuerst verlegten Buch „De l'Allemagne" stehen Erkenntnisse von solchem Wahrheitsgehalt, daß sie uns noch heute bestürzen können.

Längst vor 1848 und gar 1918 und 1933 hat der Dichter hier von der künftigen deutschen Revolution gesagt, sie werde darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kantsche Kritik, der Fichtesche Transzendentalidealismus und die Natur-

philosophie Schellings voranging. Durch diese Doktrinen hätten sich im Gegenteil revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harrten, an dem sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen erfüllen könnten.

Überaus anschaulich läßt Heine all die militanten Philosophenschulen vor unseren Augen aufmarschieren: „Es werden Kantianer kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas wissen wollen und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willensfanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind." Heine vergleicht Kant in den Auswirkungen seiner philosophischen Kritik mit Robespierre, Fichte aber mit seiner Lehre von einem allmächtigen Ich — wie uns scheint, etwas glücklicher — mit Napoleon. Fichte wie Napoleon repräsentieren ihm dieses große unerbittliche Ich, bei dem Gedanke und Tat eins sind und das durch die Schrankenlosigkeit des von ihm entfesselten Willens jede Leistung sogleich dem Zerfall bestimmt und ausliefert.

Für noch schrecklicher aber als alle denkbaren revolutionären Jünger Fichtes und Kants schätzt der Dichter die Naturphilosophen ein, die handelnd in eine deutsche Revolution eingriffen und sich mit ihrem Zerstörungswerk identifizierten: „Denn wenn die Hand des Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner mutvoll jeder Gefahr trotzt, weil sie für ihn in der Realität gar nicht existiert: so wird der Naturphilosoph dadurch furchtbar sein, daß er die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören kann, und daß alsdann in ihm jene Kampflust erwacht, die wir bei den alten Deutschen finden, und die nicht kämpft, um zu vernichten, noch um zu siegen, sondern bloß um zu kämpfen."

Heine nennt das Christentum die einzige jene Kampfeslust bezähmende und besänftigende Gewalt, aber er befürchtet, daß das Kreuz einst zerbrechen wird, und dann „rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut ... Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen,

und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome."

Wer spürt nicht das echt prophetische Element dieser dichterischen Vision, die fast an biblische Prophetie gemahnt, obwohl ihr alles Offenbarungsmäßige, Apokalyptische abgeht? Denn Heine war zur Zeit der Niederschrift noch ein ironischer Pantheist, der aber um den Primat des Geistigen wußte, selbst dort, wo die Ungeistigkeit selber in massiver Ausschließlichkeit zur Herrschaft strebt: „Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht mehr gelenkig und kommt etwas langsam dahergerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte."

Friedrich Nietzsche oder Karl May?

Es widerstrebt uns unwillkürlich, für eine so klägliche Sache wie die Hitlers Kronzeugen von der Art eines Kant, Fichte oder Schelling zu bemühen. Auch Nietzsche, den man oft zitiert hat, zum Teil mit den glänzendsten Argumenten, scheint uns ein zu würdiger geistiger Ahnherr für einen Hitler, dessen eigenem Geistesniveau eher ein Karl May entsprach, der bekanntlich sein Lieblingsschriftsteller war. Doch ist der Nationalsozialismus eine derart komplexe Erscheinung, daß sowohl Nietzsche als auch Karl May, sowohl Kant und Fichte als auch Makart und Hamerling als seine Vorläufer im Geiste gelten müssen.

Wenn die großen deutschen Philosophen gleichsam das luziferisch-prometheische Element darstellen, das trotz allem auch hier vorhanden ist, so repräsentieren Musiker wie Richard Wagner, Maler wie Hans Makart, Dichter wie Robert Hamerling und endlich Schriftsteller wie Karl May die Komponente eines klein-

bürgerlichen Kitsches, der zum Teil, wie bei Wagner, ins Genialische gewuchert ist, aber seinen Ursprung auch dann nicht verleugnet.

Als eine Art Napoleon der Musik kann Richard Wagner, dessen erste große Oper nicht zufällig dem Rienzo galt, sogar in ganz besonderer Weise als ein geistiger Vorläufer gelten. Wievielen Menschen galt schon Wagner wie hernach Hitler als ein Halbgott, und wurde nicht Bayreuth von den durch Wagners schwüle Erlösungsmystik Verzückten wie eine neue Kirche gefeiert und begrüßt?

Wie nahe als obersächsische Landsleute nicht nur Wagner und Nietzsche, sondern auch Karl May zueinander gehören, das hat bei einer Gesamtcharakterisierung des meißnisch-obersächsischen Stammes Josef Nadler gezeigt, der alle drei als Grenzfälle des Dichterischen bezeichnete. Seine Analyse des ihnen, von Rang und Abstand abgesehen, gemeinsamen Erbes ist sehr aufschlußreich. Nadler führt auf: „eine krankhafte Übersteigerung des Selbstbewußtseins, Bedürfnis nach einem Dasein auf gestellter Szene, Flucht aus der Wirklichkeit der Gegenwart in ein Traumreich des Ich und der Zukunft, Gedankenspiel mit einem ins Halbgöttliche überhöhten Menschentum und der hochgetragene Ton nationaler Leidenschaft", und er fügt abschließend hinzu: „Alles das, was an diesen dreien gewaltsam und ausschweifend heißen muß, geht auf das Gefühl innerer Unsicherheit zurück".

Die Verwandtschaft und das Vorläufertum sind hier mit Händen zu greifen.

Nicht minder sind sie das allerdings bei Markart, dem dilettantischen Meister des Farbenrausches, der durch wahre Schinken von Prachtgemälden die Gunst der Massen gewann und über ein Jahrzehnt hindurch die Rolle des gefeierten Volkshelden spielen konnte, oder bei Hamerling, der mit der Treffsicherheit des Wahnes Bockelson und Robespierre, aber auch Ahasver, zu Helden seiner pseudobarocken Dichtwerke wählte.

Auch Hebbel als Dichter des Holofernes gehört in diesen Zusammenhang, vor allem aber Grabbe, bei dem aus einem innersten Unvermögen eine Diabolik und Dämonie erwuchsen, derengleichen wir in der ganzen übrigen deutschen Literatur und Geistesgeschichte nicht kennen.

Doch genug der Geister und Dämonen! Der Nationalsozialismus hat nicht nur eine geistige, sondern auch eine politische Vorgeschichte, die für das Verständnis des Phänomens so wichtig wie jene ist, obwohl es sich bei ihm nicht so sehr um ein politisches Phänomen als vielmehr um den Einbruch eines unpolitischen in den Raum der Politik handelt.

Bei den meisten bisherigen Versuchen einer geschichtlichen Erklärung des Hitler-Reiches hat das Preußentum als Sündenbock dienen müssen. Friedrich der Große und Bismarck wurden kurzerhand zu Vorläufern Hitlers erklärt, ohne daß man sich darüber klar wurde, welche durchaus unziemliche Ehre man damit dieser nichtigen Existenz erwies. Es scheint uns zu flach, geradezu beleidigend flach, in dieser Weise zu argumentieren. Man kann es nur, wenn man ausschließlich im politischen Raume nach Ursachen und Ansätzen zum Dritten Reiche sucht und alle geistige Ahnenschaft außer acht läßt.

In politischer Hinsicht aber besteht in der Tat eine enge Herkunftsbezeichnung zwischen Preußentum und Nationalsozialismus, die nicht erst gestrigen Datums ist. Man könnte sie, wenn man es darauf anlegte, gewiß bis in die kolonialen Anfänge Brandenburg-Preußens zurückverfolgen. Doch wollen wir es an dieser Stelle bei einem bloßen Hinweis auf die irrlichternde Gestalt des falschen Waldemar bewenden lassen.

Bedeutsamer und auch geistesgeschichtlich interessant ist die wenig beachtete Tatsache, daß die philosophischen Protagonisten der französischen Revolution sich zum Teil nach dem aufgeklärten Absolutismus Preußens orientierten. Infolgedessen erblickten fast alle führenden Revolutionäre von Mirabeau bis Robespierre in Preußen den natürlichen Bundesgenossen der Revolution. Und umgekehrt hat es, nachdem die Revolution in Europa und auch in Deutschland Schule gemachte hatte, nicht wenige „preußische Jakobiner" gegeben — denen wir allerdings nicht die Unehre antun möchten, sie als Geistesverwandte des Nationalsozialismus anzusprechen.

Die Gestalt Bismarcks ist schon wesentlich problematischer. Zwar ist er zweifellos, nicht unähnlich Mirabeau, ein ausgesprochen

dämonisch-luziferischer Typ; aber ein der Voreingenommenheit bestimmt nicht verdächtiger Zeuge wie Fontane, der Märker hugenottisch-französischer Abkunft, hat auf Züge bei ihm hingewiesen, die ihn in die Nachbarschaft Wallensteins rücken. Fontane nennt Bismarck eine Mischung von Übermensch und Schlauberger, von Heros und Heulhuber, und sagt wörtlich: „Etwas fehlt ihm und gerade das, was recht eigentlich die Größe verleiht. Bismarck ist der größte Prinzipienverächter gewesen, den es je gegeben hat. Er hat die größte Ähnlichkeit mit dem Schillerschen Wallenstein: Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräter. Immer ich, und wenn die Geschichte nicht weitergeht, Klagen über Undank und norddeutsche Sentimentalitätstränen."

Wenn Fontane im gleichen Zusammenhang das vollendete Schlaubergertum als ihm widerwärtig bezeichnet und es überhaupt einen furchtbaren Standpunkt nennt, dem Zweckdienlichen alles unterzuordnen, so weitet sich seine Kritik an Bismarck bereits zu einer solchen am Preußentum aus, zu der gerade dieser preußische Dichter die bemerkenswertesten Beiträge geliefert hat, die schwerer wiegen als alle aus Animosität und Ressentiment hervorgegangenen Anklagen anderer. Er hat nicht nur gelegentlich die „popelige Unteroffizierswirtschaft" mit seinem gerechten Zorn bedacht, sondern es finden sich bei ihm Worte von so ernsthafter und fundierter Anklage, wie sie kein süddeutscher Preußenfeind je geprägt hat und die deutlich, nur allzu deutlich in jene Zukunft weisen, die für uns leider Gegenwart war.

In seinem ersten großen Roman „Vor dem Sturm" stehen diese Worte, und wir setzen sie, nur um ein geringes verkürzt, hierher:

„Alles, was hier in Blüte steht, ist Rubrik und Formelwesen, ist Zahl und Schablone und dazu jene häßliche Armut, die nicht Einfachheit, sondern nur Verschlagenheit und Kümmerlichkeit gebiert. Karg und knapp, das ist die Devise dieses Landes... Angenähtes Wesen, Schein und List, und dabei die tief eingewurzelte Vorstellung, etwas Besonderes zu sein. Und woraufhin? Weil sie Rauf- und Raublust haben, die immer bei der Armut ist. Nie ist es satt, dieses Volk; ohne Form, ohne Schliff, ohne alles, was wohltut oder gefällt, hat es nur ein Verlangen: immer mehr! Und wenn es sich endlich übernommen hat, so stellt es das Übrig-

gebliebene beiseite, und wehe dem, der dran rührt. Seeräubervolk, das seine Züge zu Lande macht. Aber immer mit Tedeum, um Gott oder Glaubens- oder höchster Güter willen. Denn an Fahneninschriften hat es diesem Lande nie gefehlt."

Wilhelminismus als Vorläufer

Diese nicht mehr dämonischen, sondern nur noch als satanisch zu begreifenden Mächte der preußischen Wirklichkeit wurden von Bismarck noch in einer Staatsgründung von relativer Dauerhaftigkeit gebändigt. Schon eine Generation später aber brachen sie gewaltsam aus, und der Exponent dieser Expansion und der darauf folgenden Katastrophe war Wilhelm II., der letzte deutsche Monarch und kaiserliche Totengräber des deutschen Kaiser- und Königsgedankens.

Er ist, obwohl Monarch, ein echter Vorläufer Hitlers, mit dem er viele der bedenklichsten Züge gemeinsam hat, wenngleich vielleicht sogar ihm noch Unrecht geschieht, wenn man ihn in diese Nachbarschaft rückt. Aber die Charakterzüge, die den Typus kennzeichnen, sind so eindeutig und unverkennbar, daß kein Zweifel bestehen kann: die Weichheit und Wankelmütigkeit, die sich als Härte drapiert, das Großsprechertum, das die innere Fragwürdigkeit und Unsicherheit überdecken muß, die auftrumpfende Brutalität, wo geschmeidige Diplomatie am Platze war und charakterloses Anbiedern, wo es umgekehrt Haltung zu bewahren galt.

Auch in abweichenden Einzelzügen verleugnete der Kaiser doch keineswegs den Typus, so wenn er sich, um einen modernen „Industriekaiser" wahrscheinlich zu machen, mit Vorliebe als Geschäftsmann gerierte und dann allerdings als Geschäftemacher auch Geschichte zu gestalten unternahm. Sogar das selbstgefällige Herausstreichen der Größe und Legitimität seines Hauses hatte bei ihm noch etwas unverkennbar Parvenühaftes. Obwohl wahrhaftig „im Purpur geboren", glich er doch viel mehr einem Napoleon als dem angestammten Herrscher eines Landes.

So hatte seine Politik auch jenes Unstäte und Flackernde, das den Abenteurern der Geschichte eigentümlich ist. „Wilhelm der Plötzliche" nannte ihn einer seiner fähigsten Diplomaten. „Panther-

sprünge" und Flottendemonstrationen kennzeichnen die wilhelminische Außenpolitik, die dabei doch so unsicher und innerlich fragwürdig wie der Monarch selber in seinem Wesen war. Ein langjähriger Flügeladjutant des Kaisers hat in einem Satz das Fazit dieses Lebens und zugleich dieser Politik gezogen, als er sagte: „Er hat uns alle entmannt."

Drei volle Jahrzehnte hat Wilhelm II. regiert, länger als irgend ein anderer Machthaber vom Typus Antichrist. Gleichwohl endete auch seine Bahn in der Katastrophe. Der Imperialismus, der aus der Koppelung des Kapitalismus mit dem Militarismus erwuchs, mündete zwangsläufig in einen Krieg gegen die ganze Welt aus, in dem Deutschland nur unterliegen konnte. Mit der ersten Marneschlacht war der Weltkrieg praktisch bereits im September 1914 verloren, und alle noch so krampfhaften Versuche, das Schicksal zu wenden, blieben vergeblich. Und als endlich kein künstlicher Optimismus und keine Propaganda mehr der Wirklichkeit Gewalt antun konnten, da kapitulierte im November 1918 ein total ausgehungertes Volk und schickte den Unglücksmonarchen, der dieses schlimme Schicksal heraufbeschworen hatte, ins Exil.

Die Zukunft aber sollte erweisen, daß das wilhelminische Abenteuer nur ein Vorspiel war zu einem noch viel blutigeren und in eine noch verheerendere Katastrophe ausmündenden Exzeß. Der Antichrist hatte auf dem Welttheater nur erst eine noch etwas schülerhafte Probe aufgeführt. Das eigentliche Drama stand noch aus.

Faschismus als Beispiel

Der Zusammenbruch des Wilhelminismus schien zunächst ernüchternd auf die Deutschen zu wirken. Wenn es auch Unentwegte genug gab, die die Wirklichkeit nicht sehen wollten, so redete diese selber doch eine zu deutliche Sprache, als daß sie hätte überhört werden können. Mit dem wilhelminischen System war der Imperialismus des Besitzbürgertums so völlig zusammengebrochen, daß eine Wiedererstehung undenkbar schien.

Es bedurfte eines Anstoßes von außen. Und er kam in der Tat — von dem Italien Mussolinis und des Faschismus.

Mussolini selber kam vom Sozialismus her, aber er war im Grunde immer Anarchist gewesen, wie schon sein Vater, der Bakunin verehrte und dem Sohn nach dem Mexikaner Juarez den ungewöhnlichen Vornamen Benito gab. So war die sozialistische Zeit für Mussolini nur ein Durchgangsstadium, ehe er sein eigenes Programm entfaltete.

Dieses Programm war so simpel wie nur möglich. Es hatte nur einen einzigen Punkt, der hieß: Macht. Um die Macht zu erringen aber galt es, mit allen Mitteln die Massen aufzupeitschen. Und Mussolinis besondere Erkenntnis war, daß er sich zu diesem Zweck am besten und erfolgreichsten jener Massen des depossedierten Kleinbürgertums bedienen konnte, die zwischen dem herrschenden Großbürgertum und dem zur Durchsetzung strebenden Proletariat ein fluktuierendes und bisher politisch noch nicht unmittelbar angesprochenes Element bildeten.

Hier nun setzte Mussolini mit einer Propaganda von beispielloser Demagogie ein. Seine sozialistischen Lehrjahre waren nicht umsonst gewesen. Er kannte die empfindlichsten Angriffspunkte im Machtkampf der italienischen Arbeiterschaft, der in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit Streiks und Fabrikbesetzungen in ein akutes Stadium trat. Und er kannte ebensogut die Ängste des Besitzbürgertums, das sehnsüchtig Ausschau nach Prätorianergarden hielt. So kam seinen faschistischen Kampfverbänden, die die schon von den Futuristen Marinettis verkündigten Grundsätze wie „Liebe zur Gefahr", „Gewöhnung an Energie und Verwegenheit", die „fieberische Tätigkeit", die „Ohrfeige" und den „Faustschlag" kultivierten, eine wichtige Schlüsselstellung zu.

Mit ihrem von Gewissensbedenken ungehemmten Durchsetzungswillen drängten sie die italienische Arbeiterbewegung beiseite. Die Niederschlagung von Streiks wurde zur beliebten Machtprobe, und als es ihnen sogar gelang, Generalstreiks lahmzulegen, hatten sie sich als derart unentbehrlich erwiesen, daß es nur noch einer großen Demonstration, des Marsches auf Rom bedurfte, um sie im Oktober 1922 ohne Blutvergießen zur Macht zu führen.

Das Vorbild Mussolinis und seiner Schwarzhemden wirkte in Deutschland als ein zündendes Beispiel, nur mittelbar zunächst, indem es allen bürgerlichen Kräften, die zum Teil bereits die

Initiative an das Proletariat verloren hatten, neuen Mut und Auftrieb gab. Alle Abenteurer und Putschisten blickten bewundernd auf den italienischen Desperado, der dem Sozialismus auf so überzeugende Weise den Garaus gemacht hatte. Hitlers Bürgerbräuputsch von 1923 stand bereits deutlich im Schatten der vorangegangenen Machtergreifung Mussolinis.

Zur mittelbaren Nachahmung gesellte sich bald auch die unmittelbare. Wir denken dabei weniger an die Kopie des Schwarzhemdes durch das Braunhemd oder die Umbenennung des römischen in einen deutschen Gruß, sondern an jene Wendung des Faschismus, der er seine Durchschlagskraft verdankt: die Entdeckung des kleinbürgerlichen, zum Teil in eine lumpenproletarische Existenzform abgesunkenen Massenmenschen und seine politische Mobilisierung.

In dem Deutschland der Vorkriegszeit hatte es diesen Typus noch kaum gegeben. Der Mißerfolg des Wilhelminismus beruht nicht zuletzt darauf, daß zu seiner Zeit das Volk noch deutlich in Bürgertum und Arbeiterschaft geschieden war, zwischen denen es keine Mittelschicht von Belang gab. Der Krieg mit seinen verelendenden Folgen vor allem für das niedere Bürgertum hatte eine solche Schicht entstehen lassen, durch die Inflation wurde sie in unvorstellbarem Maße verbreitet, und so war fast unversehens die gesellschaftliche Basis auch für einen deutschen Faschismus geschaffen.

Es bedurfte nur noch der Demagogen und Desperados, die sich dieser Massen zu bedienen verstanden, und — es bedurfte noch des Mannes, der Demagogen und Desperados so zu organisieren verstand, daß sie aus formlosen und unpolitischen Massen ein pseudopolitisches Machtinstrument schufen.

Schicklgruber aus der Gosse

Wer war dieser Mann? Das im September 1930, also im Monat des ersten großen Wahlsieges der Hitler-Partei, erschienene Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft, dessen biographische Notizen durch Rückfragen ermittelte eigene Angaben enthalten, sagt über Adolf Hitler, er entstamme einer österreichischen

Finanzbeamtenfamilie, habe die Realschule in Linz besucht und sich in Wien dem Baufach gewidmet. 1912 sei er nach München übergesiedelt, „um für seine politische Tätigkeit ein größeres Feld zu haben".

In diesem Kurzlebenslauf stehen fast soviel Hochstapeleien wie Sätze. Hat schon die reichlich obskure Tätigkeit des jugendlichen Hitler in Wiener Männerasylen und Obdachlosenheimen mit der Politik so wenig wie mit dem Baufach zu tun, so ist die Finanzbeamtenfamilie schlechthin eine Anmaßung, ja ein schon beinahe belustigender Fall von kleinbürgerlichem Dünkel und Geltungswahn. Denn das besagte Finanzbeamtentum der Familie umfaßt nicht mehr als nur einen bescheidenen Abschnitt im väterlichen Lebenslauf.

Adolf Hitler war der Sohn eines Schuhmachers aus dem österreichischen Waldviertel, der, seines Handwerks überdrüssig, als Militäranwärter in den unteren Zolldienst eintrat und als pensionierter Zollbeamter starb. Er hat eine so merkwürdige Lebensgeschichte gehabt, daß man bei ihr auch dann kurz verweilen muß, wenn man auf alles andere als eine Chronique scandaleuse bedacht ist.

Alois Hitler hieß nämlich bis zu seinem vierzigsten Lebensjahr gar nicht Hitler, sondern Schicklgruber. Er war ein unehelicher Sohn der bereits 1847 gestorbenen Anna Maria Schicklgruber und wurde erst als vierzigjähriger Zollamtsoffizial von seinem mutmaßlichen Vater, dem damals bereits vierundachtzigjährigen Müllergesellen Johann Georg Hiedler oder Hitler anerkannt. Dieser unstäte Mensch, der zeitlebens auf Wanderschaft war, ist dann so spurlos verschwunden wie — der Vater Maximilian Robespierres.

Fast ein Zufall nur hat uns also vor dem Gruß Heil Schicklgruber bewahrt, der ein Sinnbild dafür hätte sein können, wie mit dem Sohne dieses Mannes das Schicksal buchstäblich aus dem Straßengraben emporgestiegen ist. Auch die drei Ehen des Alois Schicklgruber alias Hitler stehen im Zeichen kleinbürgerlicher Dekadenz und Deklassiertheit, einer ausgesprochen muffigen Atmosphäre: er heiratete erst eine nicht weniger als vierzehn Jahre ältere Frau, zeugte noch zu deren Lebzeiten eine Tochter mit einem dreiundzwanzig Jahre jüngeren Mädchen, mit dem er dann die

kurzfristige, nur einjährige zweite Ehe einging, um schließlich in dritter Ehe sein ebenfalls viel jüngeres Pflegekind, die Tochter seiner Cousine Johanna Hüttler zu heiraten.

Die mitten im Dritten Reich erschienenen „Ahnentafeln berühmter Deutscher" belegen diese merkwürdigen Tatsachen beinahe schamlos mit eindeutigen Ziffern, wenn sie auch von den Diebstählen und Kerkerstrafen des frühzeitig ins Kriminelle abgesunkenen Kellners Alois Hitler, des einzigen Bruders Adolfs, wie von der ruhelosen Wanderschaft des Großvaters und anderen düsteren Kapiteln der Familiengeschichte, die sich der Datierung entziehen, schweigen. Doch ist es unverkennbar, daß wir uns hier soziologisch in jenen Randbezirken des Bürgertums bewegen, wo es bereits in lumpenproletarische Fäulnis und Verderbnis absinkt.

Die Schule des Männerasyls

Aus der Inzuchtehe der Eltern ging am 20. April 1889 als Sohn eines mehr als fünfzigjährigen Vaters und durch fast ein Jahrhundert von seinem 1792 geborenen Großvater getrennt, Adolf Hitler hervor, ein Spätling in jeder Hinsicht. Er war sechs Jahre alt, als der Vater pensioniert wurde und erst vierzehn Jahre, als dieser bereits starb, nachdem er mehrfach den Wohnsitz gewechselt hatte.

Unter diesen Umständen war die Schulbildung des Sohnes ausgesprochen bruchstückhaft. Mit elf Jahren kam er auf die Realschule, die er mit sechzehn Jahren verließ, nachdem er nur drei Klassen absolviert hatte. Ein gewisser Bildungsfimmel war das wichtigste, was aus dieser Zeit an ihm haften blieb. F. A. Kramer sagt sehr treffend, er sei stets der ehemalige Quartaner geblieben, der Bildung zeigen muß: „Er geht sofort auf Stelzen, sobald dieser Empfindungskomplex rege wird." Und in je gehässigeren Ausfällen er sich gegen „die sogenannte Bildung" anderer erging, um so selbstgefälliger war er von der eigenen überzeugt, wenn er etwa rückblickend sagte: „Ich hatte eine gepflegte Sprache, und mein Wesen war zurückhaltend."

Nach dem Abgang von der Schule wandte er sich künstlerischen Idealen zu. Er wollte Maler werden und strebte die Aufnahme in

die Wiener Malakademie an. Aber hier scheiterte er schon mit seinen Probezeichnungen und wurde bei einem zweiten Versuch nicht einmal mehr zum Probezeichnen zugelassen.

So mißlang sein erster und einziger Versuch, sich wenigstens am Rande der bürgerlichen Gesellschaft eine bohèmeartige Existenz zu schaffen. Und als im Dezember 1908 auch noch die Mutter starb, deren Witwenpension sein wirtschaftlicher Rückhalt war, versank er völlig in das Nichts einer sinnentleerten Existenz. Es ist fast unglaubhaft und doch feststehende, nicht abzustreitende Tatsache, daß ein Mann, der später mit den Ausbrüchen seines Fanatismus die ganze Welt erschütterte und in Atem hielt, seine besten Jugendjahre in einem Dasein der völligen Apathie und Sinnlosigkeit verbracht hat.

Konrad Heiden hat als erster auf die Bedeutung des Männerasyls im Werdegang Adolf Hitlers hingewiesen, und Kramer hat das Bild durch einige nicht unwichtige Züge ergänzt. 1909 suchte und fand der eben zwanzigjährige Hitler, nachdem er vorher auf Bänken und unter Brücken übernachtet und zeitweise auch gebettelt hatte, im Wiener Obdachlosenasyl Meidling Aufnahme. Und von da an hat sich sein Dasein fast vier Jahre hindurch in Männerheimen und Asylen abgespielt.

Daß er in dieser Zeit von der Kolportage kitschiger Aquarelle und Ansichtspostkarten lebte, die seine Elendsgenossen auf den Straßen und in den Häusern für ihn verkauften, ist als ein Rückfall in seine künstlerischen Ambitionen weniger bedeutsam als die andere Tatsache, daß er hier, unter dem Abhub und Auswurf der Gesellschaft, jene Menschenkenntnis sammelte, die ihm später als dem Führer entwurzelter Massen zugute kommen sollte.

Sogar ganz unmittelbar wurde ihm das Männerheim zu einer Schule der Politik: da er sich unter dem Abschaum der Menschheit noch am ehesten etwas Besseres dünken konnte, wurde er als Einäugiger zum König der Blinden, als ein Halbmensch zum Tribun der Untermenschen. Kramer hat die Situation ausgezeichnet und eindrucksvoll charakterisiert: „Hier fragt den Quartaner niemand nach seinen Zeugnissen. Hier kann er seine Fremdwörter gebrauchen, wie er will. Hier lernt er reden. Hier findet er seine großen rhetorischen Mittel: kein Argument, sondern Angriff, keine Folgerung, sondern Wiederholung, kein Beweis, sondern

Stimmstärke. Er sieht, daß nicht die kleine, sondern die große, die phantastische Unwahrheit geglaubt wird. Er erfährt, daß ein Rausch sich wie mit physischer Gewalt auf unkritische Zuhörer überträgt. Hier lernt er zu bellen und zu schäumen, bis die Augen glasig sind und die Haare ihm naß in die Stirn hängen."

Verwandlung durch den Krieg

Kramer glaubt, daß bereits in diesem Männerheimstadium jene entscheidende Wandlung in Hitler vor sich gegangen sei, durch die aus dem Muttersöhnchen und apathischen Arbeitsscheuen jener von Dämonen gepackte und besessene Fanatiker wurde, der nicht ruhte, ehe er nicht die Welt in Brand gesteckt hatte. Er meint, in diesen Jahren sei er, der bisher nur schwach und leer, verzärtelt und träge war, endgültig finster und böse geworden.

Damit überschätzt er aber doch wohl die umwandelnde Macht der Asylexistenz. So wichtig diese Jahre für das Verständnis des Phänomens Hitlers sind, so sehr sie sein Wesen und sein Weltbild bestimmt haben, um den Dämon in ihm zu wecken, waren die Erlebnisse dieser Zeit wohl nicht tief und packend genug. Es bedurfte schon eines Geschehens von wirklich geschichtlicher Wucht, um in diesem Menschen jene Macht zu entfesseln, die dann selber so erschreckend in den Lauf der Geschichte eingreifen sollte.

Dieses große Geschichtsereignis war der erste Weltkrieg. Mit dem Kriegserlebnis kam in das bisher so niederziehende, bis zum Ekel entwürdigende Dasein des gescheiterten Malaspiranten ein Funke echter Begeisterung, der sich zur Flamme entzündete und den Schein einer Sinngebung aufleuchten ließ. Der verlumpte Bohémien und Anarchist wurde zum Soldaten, ja zum glühenden Militaristen, und mochte er immer unter den Kameraden vom urwüchsigen bayrischen Schlage als Kompagnietroddel und „spinneter Hund" gelten, mochte sein Kompagnieführer ihn als Hysteriker ablehnen, den er nie zum Unteroffizier machen werde, der Rausch, der ihn hier erfaßt hatte, blieb sein unverlierbarer Besitz. Ihn wiederzuerwecken, und sei es um den Preis der Entfesselung wildester Dämonenscharen, mußte fortan sein innerster Wunsch, der glühendste Traum seiner Seele sein.

Und auch sein vorher so dürftiges Weltbild, das von den Wänden des Obdachlosenasyls begrenzt war, erfuhr nun eine ungeahnte Ausweitung und Bereicherung. Er bekam Einblick in die dem Außenstehenden so wunderbar erscheinenden und doch im Grunde so primitiven Geheimnisse der militärischen Befehlsgewalt und sammelte damit Erfahrungen, die er später nur mehr oder weniger abgewandelt ins zivile Leben zu projizieren brauchte, um die erstaunlichsten Erfolge zu erzielen. Im Etappenleben des zum Stellungskrieg erstarrten Völkerringens hat er, wie Kramer es formuliert, die „Etappe als Norm" entdeckt und wird nun nicht eher ruhen, als bis er, von Etappe zu Etappe, zur Verwirklichung des ihm vorschwebenden Bildes gelangt ist.

Der Rattenfänger als Trommler

So begann nach dem deutschen Zusammenbruch im November 1918 seine eigentliche Laufbahn. Es ist verhältnismäßig unwichtig, wo und wie er startete, obwohl es gewiß kein Zufall ist, daß er ausgerechnet bei einem Überbleibsel der „Vaterlandspartei", dem Petrefakt eines wahren Überwilhelminismus, seine geistige Heimat fand. Sie hatte sich bereits in eine Arbeiterpartei umbenannt, als er sie vorfand, doch schien ihm das nicht revolutionär genug. „Sozialrevolutionäre Partei" hätte sie nach seinem Willen heißen sollen, aber da das denn doch eine zu massive Lüge gewesen wäre, wurde mit einer den Nationalismus durch einen phrasenhaften Sozialismus aufblähenden Formel der „Nationalsozialismus" proklamiert.

Fast wichtiger noch als dieses Parteiinstrument waren zunächst die Querverbindungen, die der Gefreite des Weltkrieges in dem turbulenten München der Nachkriegszeit zu Generalen, Ministern und allen einflußreichen Männern der bürgerlichen Reaktion herzustellen verstand. Seine Partei war nur eine Kadrearmee, viel zu klein, um sich allein durchzusetzen. Als „Trommler" aber wußte er sich einen allgemeinen Ruf zu verschaffen. Auch die ihn durchschauten und belächelten, ja verachteten, glaubten ihn gleichwohl benutzen zu können, um zu spät zu merken, daß sie selber nur als Aushängeschild und als Kulisse benutzt worden waren.

In der Tat war er ein Trommler. Und gespenstisch erinnert sein Bild an jenen Pauker von Niklashausen, der in der Reihe der Rattenfänger der Geschichte einer der frühesten war. Er hat durch all die Jahrhunderte getrommelt, einem nach dem anderen Volke gellte seine gräßliche Pauke in den Ohren, bis er in Hitlers Gestalt die ganze Welt in Aufruhr und Unruhe hetzen konnte.

Denn sind nicht in Hitler all die Gespenster- und Schattengestalten der Geschichte gesammelt wiedergekehrt? Ist er nicht der Schauspieler der Macht und der politische Charlatan in Person, zugleich Hochstapler am Abgrund der Zeiten und Messias mit Brachialgewalt, Usurpator ohne Potenz und Imperator ohne Idee und endlich auch — der Dilettant als Revolutionär?

Primat der Innenpolitik

Als revolutionärer Dilettant hatte er zunächst Gelegenheit, in die Geschichte einzugehen. Denn der Münchener Putsch vom 8. November 1923 war ein politisches Spektakelstück sondergleichen, eine Schmierentragödie mit allen Requisiten, von dem in die Saaldecke des Bürgerbräukellers gefeuerten Pistolenschuß bis zur gehetzten Flucht aus der in einer Gewehrsalve zusammenbrechenden Demonstration.

Doch scheiterte der Putsch nicht nur an dem blutigen Dilettantismus seiner Akteure. Er scheiterte schon daran, daß er nicht wichtig genug war. Deutschland hatte in den Tagen der Ruhrbesetzung wahrhaftig ernstere Sorgen, als dem Geltungsbedürfnis eines eitlen Narren zu huldigen. Derlei Überraschungsaktionen mit schauspielerischen Tricks waren zu unernst, wo die politische Existenz des Ganzen auf dem Spiele stand. Daher war schon im März 1920 der um einiges ernsthaftere Kapp-Putsch gescheitert, wieviel mehr diese allzu billige Imitation.

Es verhielt sich auch keineswegs so, daß alle nationalen oder nationalistischen Kräfte in Hitler ihren Abgott gesehen hätten. In den Kreisen der Freikorpskämpfer war er zum Teil sogar sehr übel beleumdet, weil es ihm ausschließlich um seine persönliche Machtergreifung ging, hinter der jede äußere Aktion, sei es in

Oberschlesien oder im Ruhrgebiet, in den Hintergrund zu treten hatte. Hatte Bismarck noch mit Leidenschaft den unbedingten Primat der Außenpolitik verfochten, so nahm Hitler mit einer Ausschließlichkeit, wie es noch nie vor ihm geschehen war, den Primat der Innenpolitik, *seiner* Innenpolitik in Anspruch.

Damit schaltete er sich für die nächsten Jahre, beinahe für ein ganzes Jahrzehnt selber aus. Denn nachdem die schlimmsten Auswirkungen des Krieges bereinigt waren, wollte das Volk nichts von innenpolitischen Experimenten wissen. Der mißlungene Diktator wurde zur Spottfigur, für die außer unverbesserlichen Sektierern niemand Interesse aufbrachte.

Adolphe Legalité

Erst die große Wirtschaftskrise, die die Morbidität des Bürgertums und des kapitalistischen Wirtschaftssystems offenkundig werden ließ, gab seiner Bewegung, die das „Trommeln" nie aufgegeben hatte, neuen Auftrieb. Und diesmal vermied Hitler, durch sein erstes Fiasko belehrt, nicht nur die Fehler des Wilhelminismus, der sich der Gewalt immer mit aller nur denkbaren Plumpheit bedient hatte, sondern auch seines eigenen Putschismus von 1923.

Der damalige Zusammenstoß mit der Staatsgewalt hatte ihm sogar ein Übermaß an Bedenklichkeit eingeimpft. Als seine braunen Armeen bereits Millionen zählten und jeder Terrorakt, den sie verübten, unbesehen sanktioniert wurde, wachte er doch immer mit beinahe ängstlicher Beflissenheit darüber, daß der Rahmen der äußeren Legalität nicht verletzt wurde. Selbst noch nach der vollzogenen Machtergreifung im Januar 1933 war er geflissentlich darauf bedacht, den Schein der Legalität zu wahren, wobei allerdings der Terror überall dort nachhelfen mußte, wo der legale Rahmen zu eng zu werden drohte.

Die Legalität wurde geradezu zu einer fixen Idee, von der Hitler zeitweise wie besessen schien. Mehrfach sind in der sogenannten Kampfzeit aktivistische Elemente von der Bewegung abgesprungen, denen eine legale Revolution ein Unding schien. Und doch

wäre es zu oberflächlich, Hitler hier einfach der Feigheit zu bezichtigen. Der Legitimitäts- und Legalitätsdrang hat tiefere Gründe. Wie alle diese Pseudostaatsmänner ihre besonderen Fetische haben — Wallenstein seine Astrologie, Sabbatai die mystische Jahreszahl 1666, Robespierre sein höchstes Wesen und Napoleon den Glauben an seinen Stern —, so hatte Hitler seinen Legalitätswahn. Es gehörte einfach zu seiner im tiefsten sklavischen Art, sich an irgendwelche äußeren Gegebenheiten zu halten, um nicht völlig und auch vor seinem eigenen Bewußtsein zum Werkzeug der Anarchie zu werden.

Im übrigen war er ohnehin bei allem zur Schau getragenen Radikalismus im tiefsten Grunde ein Mensch der Kompromisse, der halben Lösungen, der innerlich faulen, weil unaufrichtig gemeinten Friedensschlüsse. Besonders die ersten Jahre des Dritten Reiches standen ganz im Zeichen einer „Politik der Konkordate". Eine der ersten größeren Aktionen seines Regimes auf dem äußeren Terrain war bezeichnenderweise jenes so tief unaufrichtige Konkordat mit der römischen Kirche, bei dem er rein taktisch den Wünschen des Vatikans weiter entgegenkam, als das zuvor in dem Konkordat irgendeiner anderen Macht geschehen war.

Revolution als Rausch

Merkwürdig an alledem war nur, daß das Ereignis von 1933 überhaupt eine Revolution genannt wurde, zumal es in vielen Zügen geradezu den Charakter einer Gegenrevolution hatte. Daß die üblichen Requisiten einer „klassischen" Revolution wie Barrikaden fehlten, wäre noch angängig gewesen. Revolutionen können seltsame Wege gehen, wie die der Kemalisten in der Türkei zeigt, die sich der Form eines Freiheitskrieges bediente, aber darum doch eine echte Revolution war.

Aber schon bei Mussolini war die Frage naheliegend, ob seine Machtergreifung den Namen Revolution verdiene, mit dem sie sich großsprecherisch schmückte. Mussolini gab selber zu, daß er nicht wie andere Revolutionäre „mit hundert Prozent", sondern eigentlich erst mit einer halben Revolution begonnen habe, die zu steigern und zu intensivieren sein Ziel war. Doch darf man ihm

zugute halten, daß der Marsch auf Rom immerhin den Charakter eines revolutionären Aktes hatte.

Bei der Revolution Hitlers dagegen hat es keinerlei Aktion dieser Art gegeben. Gekämpft wurde nur in der jahrelangen Folge immer erbitterterer Saalschlachten. Nachdem die Revolution aber endlich „ausgebrochen" war — wie Kriege ausbrechen —, da gestaltete sie sich als eine unablässige Folge von Siegesfeiern. Der Sieg der einen Partei wurde gefeiert, als habe das ganze deutsche Volk über sich selbst gesiegt, obwohl in Wahrheit das Volk als der eigentlich Besiegte auf der Strecke geblieben war. Deutschland stürzte in einen Festestaumel, der die Wartburg- und Sänger- und Turnerfeste sämtlicher deutscher Biedermannsrevolutionäre des vergangenen Jahrhunderts in den Schatten stellte.

Wenn Deutschland 1918 die Revolution als Zusammenbruch erlebt hatte, so erlebte es sie nun als einen Rausch, dem eines Tages mit Zwangsläufigkeit der Katzenjammer folgen mußte. Da dieser aber in immer neuen und noch gesteigerten Räuschen ersäuft wurde, so mußte das Erwachen endlich um so entsetzlicher werden.

Mustafa Kemal hat über die unblutigen Revolutionen, deren er selber eine erlebte, das skeptische Wort gesprochen, daß sie nicht dauerhaft seien. Sie fordern den verweigerten Blutzoll mit riesenhaften Zinsen nach. Envers Revolution war dafür nur ein Beispiel. Die Revolution Hitlers sollte von der Röhm-Aktion über die Ausmordung der Juden bis hin zur deutschen Endkatastrophe die fürchterliche Probe aufs Exempel bringen.

Der Morphinismus der Amorphen

Es ging den vom faschistischen Wahnsinn gepackten Deutschen wie Morphinisten, die ohne ihr Gift nicht mehr leben können, ja seine Dosis immer noch steigern müssen, um nicht aus ihrer zu einem Zustand gewordenen Berauschung und Beseligung gerissen zu werden. Ohne sein Rauschmittel muß der Süchtige in Selbsthaß und Verzweiflung versinken. So bedarf auch der geistige Morphinist auf der Flucht vor der ihn jagenden Verzweiflung der immer erneuten und womöglich gesteigerten Selbstbestätigung, bedarf er vor allem einer Steigerung seines spezifischen Wahns.

Es ist gewiß ein „faustischer" Zustand, von Begierde zu Genuß zu taumeln und im Genusse zu verschmachten nach Begierde. Wo er aber ganze Völker erfaßt, muß man annehmen, daß ihre innere Ordnung, sowohl die geistige als auch die Gesellschaftsordnung, gestört ist. Der Morphinismus als Massenerscheinung ist erst dort möglich, wo eine gründliche Entwesung und Vermassung der Menschen vorausgegangen ist, wo es keine gestufte und geordnete Gesellschaft mehr, sondern nur noch einen amorphen Bevölkerungsbrei gibt.

So war es nur der Abschluß einer langen degenerativen Entwicklungsreihe, als Deutschland 1933 dem Nationalsozialismus zur Beute fiel. Wilhelm Raabe, der den Genius unseres Volkes wie nur einer präsentiert, hat das Unheilvolle und Bedrohliche dieser Entwicklung schon in den Gründerjahren des Bismarck-Reiches gekennzeichnet, als er die hemmungslos dem Mammonismus verfallenden Deutschen seiner Tage ein Volk der Surrogate nannte und ihre „Dreckseligkeit" mit harten Worten geißelte.

Der Weltkrieg und die Katastrophe, in die er ausmündete, hatte diese Entwicklung bis zu einem Endzustand fortgeführt, der mit dem Ausbruch des Dritten Reiches ganz plötzlich grauenhaft offenbar wurde. Hier war das Reich der amorphen Masse Wirklichkeit geworden, scheinhaften Glanzes voll wie irgendein Traum- und Gespensterreich und doch massiv und brutal und unübersehbar.

Amorphismus, Struktur- und Gestaltlosigkeit war das Grundprinzip dieses Staatswesens. Aller echten sozialen Ordnung entbehrend, die mit ihren Stufungen und Gliederungen einem wohlgefügten Kristalle gleicht, war es eher einem Müll- oder Geröllhaufen vergleichbar. Gerade in dieser Strukturlosigkeit aber lag die eigentliche Gefahr, denn Staubexplosionen haben bekanntlich die unheimlichste Gewalt.

Und der Staub machte gar bald Anstalten zu explodieren. Denn mit der Ausrufung einer Revolution und eines neuen Reiches war keineswegs eine Ordnung geschaffen, sondern das Chaos war nur gleichsam gebannt. Die Massen, die man mit Sensationen mobilisiert hatte, wollten weiter mit immer unerhörteren Sensationen gefüttert werden. So mußte buchstäblich eine Sensation die andere jagen, in den Schatten stellen, übertrumpfen und — vergessen machen.

Es war ein seltsamer Sensationenreigen, der im Januar 1933 begann und über ein Jahrzehnt hindurch fast niemals abriß. Jeder Tag hatte seine kleine, jede Woche ihre größere, jeder Monat seine große Sensation, mindestens jedes Quartal aber brachte eine ganz große, bei der sich die Menschen atemlos und hingerissen vor den Zeitungskiosken drängten, einander die neuesten Blätter aus den Händen rissen oder wie gebannt die Lautsprecher umlagerten.

Ließ eine solche Quartalssensation einmal auf sich warten, so waren plötzlich unverkennbare Zeichen der Auflösung zu vermerken. Die Stimmung wurde flau, der Mißmut wuchs und die Gerüchteflut schwoll an. Dann mußte eine Röhm-Aktion oder ein Völkerbundsaustritt oder ein Putsch in Österreich passieren, um die Gemüter neu zu elektrisieren, den Zweifelnden neue Bestätigung zu geben und die Gegner immer stärker einzuschüchtern. Es war ein Vorgang, der sich in fast gesetzmäßigem Ablauf wiederholte.

Es ist, als gebe es auch für Legion, das Massentier, bestimmte Gesetze oder Gesetzlichkeiten, nach denen es seine Gewaltaktionen, die den Ausbrüchen eines Schlammvulkans gleichen, aufeinander folgen läßt. Das wird noch deutlicher bei den Jahressensationen des Hitler-Regimes, die fast mit Regelmäßigkeit im März erfolgten, so daß dieser zum Gedenkmonat all jener eruptiven und zunehmend auch expansiven Stöße wurde, die mehr und mehr Europa und die Welt erschütterten. Aufrüstungserklärung, Rheinlandbesetzung, Österreichüberfall und schließlich die feigste aller Gewalttaten, der Handstreich auf die Tschechoslowakei, alles geschah im gleichen Monat und zum Teil fast auf den gleichen Tag, und erst das Gesetz des Krieges schrieb andere Termine vor.

Und liegt nicht überhaupt allem Geschehen in dieser Geschichtsepisode der Geschichtslosigkeit ein merkwürdiger, an elementare Periodizitäten erinnernder Rhythmus zugrunde? Wie Eiszeiten und Flutkatastrophen, Hungersnöte und verheerende Seuchen in periodischen Abständen über die Menschheit gegangen sind, so hat auch bei diesem Einbruch des Chaos in die Welt der geschichtlichen Ordnung eine untergründige Rhythmik gewaltet.

Überblickt man Hitlers Lebensbahn als ein Ganzes, so stellt sie sich wie eine Folge von Wellenberg und -Tal dar. Alle neun Jahre sind Tiefpunkte erreicht: 1919 am Weltkriegsende, 1928

im innenpolitischen, 1937 im außenpolitischen Leerlauf und 1945 schließlich für immer. Dazwischen aber liegen mit viereinhalbjährigem Abstand die mehr oder minder glanzvollen Höhepunkte: der Putsch vom Ende 1923, die Machtergreifung vom Anfang 1933 und der Gipfelpunkt des Siegeswahns im Sommer 1941. Und selbst rückwärts in Hitlers noch privates Dasein läßt sich dieser auffallende Rhythmus verfolgen: 1910 begann die Periode des Männerasyls, der Kriegsausbruch von 1914 aber brachte den ersten düsteren Glanzpunkt in dieses lichtlose Dasein.

„Glaubensbewegungen"

Wo der Rausch zum seelischen Normalzustand geworden ist, da wächst eine politische Bewegung, zumal wenn sie zugleich die Bewegung notorisch unpolitischer Menschen ist, mit Notwendigkeit in den religiösen Bereich. Die Politik wird aus einer Angelegenheit des wägenden Verstandes zu einer solchen des Gefühls und Glaubens, und der politische Führer gewinnt Macht über die Seelen. Gustave Le Bon, der die Psychologie der Massen erforschte, hat es in prägnanter Formulierung gesagt, daß man für die Massen entweder ein Gott ist, oder man ist nichts.

So wurde der Nationalsozialismus aus einer politischen bald zu einer pseudoreligiösen Bewegung, die sich kaum des Staatsapparates bemächtigt hatte, als sie auch bereits die religiöse Usurpation anzustreben begann. Vielerlei Mittel schienen dazu recht. Es gab christliche, deutsche und nordische Glaubensbewegungen, die mit wechselndem Erfolg nacheinander um die Seelen warben und kämpften. Alle Schattierungen waren vertreten, vom harmlosen Sektierertum bis zu den absurdesten finster-fanatischen Häresien.

Wirklich gefährlich war von all diesen „Bewegungen" nur jene pseudochristliche, die innerhalb der evangelischen Kirche auftrat, denn hier waren weniger Sektierer als vielmehr bewußte oder unbewußte Fälscher am Werk, die auch vor dem Gotteswort nicht Halt machten, wenn es ihren Zwecken dienlich schien. Wie der Staat durch die Partei von innen her zersetzt und dann erobert worden war, so sollte nun auch die Kirche, als organisatorisches

Machtgebilde verstanden, erobert werden. Eine nationalsozialistische Staatskirche sollte am Ende stehen, in der das christliche Erbe allenfalls noch als ein Traditionswert anerkannt wurde, deren Glaubensinhalt aber die neuen Lehren bilden sollten.

Wenn der Kirchenminister Kerrl in seiner amtlichen Eigenschaft erklärte, Künder der neuen Offenbarung sei der Führer und Liebe zu Gott heiße: die Nation über alles stellen, und wenn er es eine Beleidigung der Partei nannte, daß die Kirche sage, Gott habe seinen Sohn als Juden auf die Welt geschickt, so war das deutlich genug. Und doch sind weite Kreise des evangelischen Kirchenvolkes der Propagandawelle der Deutschen Christen erlegen, und in mehr als einer Landeskirche hat es daher — welch ein Gipfelpunkt der Absurdität — nationalsozialistische, hitlergläubige Bischöfe gegeben.

Es war ein Gericht über die Kirche, das sich hier vollzog. Und als ein Gericht wurde es von den Gläubigen auch verstanden. Sie erkannten den Antichrist, der in ihre eigenen Reihen eingebrochen war und wurden in dieser Bewegung erneut der wahren Botschaft Christi inne, die sie über ein Jahrhundert lang der Säkularisierung preisgegeben hatten. Aus der Besinnung erwuchs die neue, bekennende Kirche, die mit kompromißloser Tapferkeit den unausweichlichen Kampf gegen die Mächte der Bosheit aufnahm und zur Hoffnung all derer wurde, die den Verlockungen des Wahns nicht erlegen und festen Herzens geblieben waren.

Nationalsozialismus als Afterreligion

Nachdem an der Festigkeit und Unbeirrbarkeit der Christus bekennenden Kirche alle Versuche eines politisch-religiösen Synkretismus gescheitert waren, stellte sich rasch heraus, daß es den Kirchenrevolutionären von vornherein nicht um die Kirche, sondern um ihren neuen Glauben gegangen war, der erst Aussicht zu siegen hatte, nachdem die überkommenen Kirchen in Trümmer geschlagen waren. Sie hatten die Kirche für den Staat erobern wollen, um den Staat, ihren Staat, selber zur Kirche, zur Travestie einer Theokratie zu erhöhen.

Nach den bitteren Erfahrungen des Kirchenkampfes, in dem die katholische Kirche nicht minder tapfer ihren Mann stellte,

nachdem sie die Finten des Konkordats durchschaut hatte, verzichteten sie auf diesen Umweg. Immer unverfrorener begann der Nationalsozialismus sich nun selber als Religion zu repräsentieren. Ein neues Glaubensbekenntnis wurde formuliert, und Robert Ley verkündete als sein Apostel: „Wir glauben auf dieser Erde allein an Adolf Hitler. Wir glauben, daß der Nationalsozialismus der alleinseligmachende Glaube für Deutschland ist."

Noch raffinierter und blasphemischer betrieb als führendes Weltanschauungsblatt das „Schwarze Korps" die offen verkündete Gleichschaltung der Geister, indem es wörtlich forderte, „die Politisierung des unpolitischen Menschen, wie wir sie betrieben haben", müsse dahin führen, „daß in der Brust des deutschen Menschen zwei Seelen wohnen: Die eine mag seine persönliche sein, mit höchst persönlichen Wünschen und liebgewordenen Gewohnheiten, die andere gehört ihm nicht — sie gehört dem Führer!"

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ein endgültiger Sieg des Dritten Reiches auch über seine äußeren Feinde, durch den die letzten Rücksichten auf die Gefühle Andersdenkender hinfällig geworden wären, zur offenen Proklamierung einer nationalsozialistischen Religion geführt hätte. Dies war die logisch notwendige äußerste Konsequenz des Totalitarismus, vor der die Unentwegten nur wegen taktischer Bedenken noch zurückschreckten.

Die Umrisse einer solchen „deutschen Religion" zeichnen sich deutlich genug ab, um uns eine lebendige Vorstellung von ihr zu verschaffen. Es wäre nicht nur eine Travestie des Christentums, sondern ein Absud und *Surrogat aller Weltreligionen* geworden.

Die Prophezeiung Solowjows, der Antichrist werde die Welt mit einer Afterreligion beglücken, war hier der Verwirklichung so nahe wie nie zuvor gerückt.

Daß der Nationalsozialismus mit dem Mohammedanismus viele Berührungspunkte hat, ist oft beobachtet worden. Thomas Mann hat ihn treffend einen Hintertreppen-Islam genannt, und der faschistische Expansivismus hat in der Tat manche Ähnlichkeit mit den Ausbrüchen des islamischen Glaubensfanatismus. Auch haben sich nicht zufällig die beiden unmittelbaren Vorläufer Hitlers,

Kaiser Wilhelm und Mussolini, feierlich zu Schirmherren des Islam erklärt. Es scheint, als wohne dem Imperialismus der Levantiner und Fellachen Europas eine ähnliche Gesetzlichkeit inne wie dem Nomadenimperialismus der arabischen Wüste.

Die Beziehungen zum indischen Brahmanismus und Hinduismus und dem aus gleicher Wurzel entsprungenen Buddhismus sind weniger deutlich, obwohl die Vorstellungen von einer „arischen" Religiosität in vielen Hirnen spukten und in der „Deutschen Glaubensbewegung" des Indologen und ehemaligen Missionars Wilhelm Hauer sogar greifbare Formen annahmen.

Überraschend deutlich sind die Analogien zum chinesischen Konfuzianismus, dieser zum Religionsersatz avancierten Weltanschauung des kleinen Mannes mit ihrer Ahnenverehrung und Staatsvergötzung. Doch geht dieser typischen Kleinbürgerreligion alles Eruptiv-Expansive und damit die eigentliche Gefährlichkeit ab. Es ist eben das Besondere des konfuzianischen Typus, daß hier der vermasste Mensch zu einer konservativen Erscheinung geworden ist.

Noch deutlichere Analogien weisen auf den Shintoismus Japans hin, mit dem Hitler nicht nur durch politische Pakte verbunden war. Denn von orientalischen und altrömischen Herrscherkulten abgesehen, gibt es kein geschichtliches Beispiel, das stärker an den Führerkult des Dritten Reiches erinnerte als das ehemalige Gottkaisertum des japanischen Tenno. Doch was im fernen Osten noch den Charakter der Echtheit hatte, mochte es auch die Echtheit einer erstarrten, petrefakt gewordenen Tradition sein, mußte im Abendland von vornherein als ein höchst zweideutiges Surrogat erscheinen.

Weitaus am deutlichsten aber sind trotz allem und bei aller erklärten Feindschaft die Beziehungen zur christlichen Überlieferung und zwar merkwürdigerweise gerade zu ihrem jüdischen Kern. Zwar wird eben in diesen Beziehungen das Nachäfferische, Surrogathafte des nazistischen Wahnglaubens überdeutlich, ob dieser sich nun als Deutschland- oder als Hitler-Kult äußerte. Denn unverkennbar ist die geistige Herkunft solcher Kulte aus dem Mißverstand des jüdisch-christlichen Messianismus, der in Gestalten wie Bockelson, Sabbatai und dem Chinesen Hung bereits ganz ähnliche Sumpfblüten getrieben hatte.

Im Nazismus war der Messiaswahn zweifellos bisher am wirksamsten und zum äußersten gesteigert. Nicht allein Narren, sondern auch glühende Fanatiker und besessene Terroristen verehrten Hitler als einen neuen, anderen, als den eigentlichen Christus. So mag trotz seines hohlen Pathos das „Glaubensbekenntnis" als symptomatisch gelten, das im Jahre 1937 den Schülern einer westfälischen Volksschule zum Auswendiglernen aufgegeben wurde. Es beginnt mit den Worten: „Ich glaube an Deutschland, Gottes anderen lieben Sohn" und endet: „... sitzend mit dem großen Bruder von Nazareth zur Rechten des Allmächtigen, von dannen er kommen wird zu richten die lebendig Begrabenen und die Toten."

Die Chimäre des Gewissens

Wie faßte aber der, den seine Gläubigen für einen Heilbringer und Messias hielten, selber seine Sendung auf? Rauschning hat darüber wohl die besten Aufschlüsse gegeben. Er hat in seinen „Gesprächen mit Hitler" gezeigt, daß dieser von sich selbst eine noch bei weitem phantastischere Vorstellung als auch der verstiegenste seiner Anhänger hatte.

Wie Hitler wörtlich zu Rauschning sagte, glaubte er sich zum größten Befreier der Menschheit vorbestimmt, denn er befreie den Menschen „von den schmutzigen und erniedrigenden Selbstpeinigungen einer Gewissen und Moral genannten Chimäre und von den Ansprüchen einer Freiheit und persönlichen Selbständigkeit, denen immer nur ganz wenige gewachsen sein können". Man könnte meinen, hier spreche Dostojewskis Großinquisator persönlich, folgten darauf nicht so unsäglich platte Bemerkungen über das Christentum. Denn der christlichen Lehre von der unendlichen Bedeutung der menschlichen Einzelseele will Hitler „die erlösende Lehre von der Nichtigkeit und Unbedeutendheit des einzelnen Menschen und seines Fortlebens in der unsichtbaren Unsterblichkeit der Nation" gegenüberstellen. Dann aber fährt er, wieder ganz großinquisatorisch, fort: „An die Stelle des Dogmas vom stellvertretenden Leiden und Sterben eines göttlichen Erlösers tritt das stellvertretende Leben und Handeln des neuen

Führergesetzgebers, das die Masse der Gläubigen von der Last der freien Entschließung entbindet."

Immer wieder aber umkreist sein Denken, so kümmerlicher Werkzeuge es sich bedient, das Gewissen, die verhaßte „Chimäre". Er nennt es eine jüdische Erfindung, „wie die Beschneidung eine Verstümmelung des menschlichen Wesens". Jede Tat sei sinnvoll, selbst das Verbrechen, es gelte daher, das gute Gewissen zur Grausamkeit wiederzugewinnen. Er geht so weit, sogar den Ausdruck Verbrechen abzulehnen, der noch aus einer überwundenen Welt stamme. Jedes Verbrechen sei wenigstens doch eine Tat und stehe als solche „turmhoch über der bürgerlichen Regungslosigkeit".

Man kann diesem Bekenntnis zum Bösen keineswegs die Konsequenz absprechen. Über das Gewissen hat auch Shakespeares Richard III. keine stärkeren Worte gefunden, wenn er sagte, es sei „ein Wort für Feige nur, zum Einhalt für den Starken erst erdacht — uns ist die Wehr Gewissen, Schwert Gesetz". Nur daß diese Worte ein wirklich Starker spricht, während Hitler — das war seine eigentliche Tragödie und die seiner Mitmenschheit — nichts als ein verkrampfter Schwächling war.

Potenzierte Impotenz

Die Darstellung Rauschnings läßt keinen Zweifel darüber, daß wir es bei diesem Manne mit dem verkörperten Nichts zu tun haben. Das Nichts, das schon aus dem völlig prägungslosen Gesicht spricht, beherrscht sein ganzes Wesen. Unwillkürlich drängt sich uns die Charakteristik auf, die Reck resümierend von Bockelson gibt: „Ein Häufchen Nichts, geladen mit Hysterie."

Nach Rauschning war Hitler alles andere als ein Willensmensch, vielmehr eine ausgesprochen schlaffe, lethargische Natur, die nervöser Reize bedurfte, um sich zu krampfhaften Ekstasen zu steigern: „In den vielen leeren Stunden der Erschlaffung fühlt er sich erniedrigt und schwach, dann ist er gereizt, energielos und scheut jede Entscheidung. Er fühlt sich befreit, wenn er sich aus der Leere seelischer Erschöpfung erheben kann."

So kommt es zu jenen pathologischen Ausbrüchen, die wir in der Form weltöffentlicher Reden kennen. Rauschning schildert

sie in der noch erschreckenderen privaten Form der Tobsuchtsanfälle: „Er zeterte in schrillen hohen Tönen, stampfte mit dem Fuß auf, schlug mit den Fäusten auf Tisch und Wände, Schaum vor dem Munde, in maßlosem Jähzorn keuchte und stammelte er so etwas hin: Ich will nicht! Alles weg! Verräter! Es war beängstigend, ihn anzusehen. Die Haare zerzaust um das Gesicht, stiere Augen, das Gesicht verzerrt, puterrot. Ich fürchtete, daß er umfallen müsse, daß der Schlag ihn träfe. Aber plötzlich war alles vorbei..."

Es will immer wieder unfaßlich erscheinen, daß eben dieser Mann für die Massen zum Gegenstand einer abgöttischen Verehrung, ja eines wirklichen Kultes werden konnte. Das Urteil der Massen kennt, wie schon Gustave Le Bon so skeptisch formulierte, nur die Alternative: Gott oder Nichts, und es feiert seinen höchsten Triumph, wo es wie in Hitlers Falle das Nichts selber zum Gott erheben und göttlich verehren kann.

Es gibt für dieses Nebeneinander von Nichtigkeit und Göttlichkeit, von Lethargie und Ekstase, von Erschlaffung und Überkrampfung ein tiefsinniges Gleichnis in der Sprach- und Wortgeschichte, nämlich den sehr merkwürdigen Doppelsinn des lateinischen Wortes Impotenz. Denn dieses bedeutet nicht nur Ohnmacht und Unvermögen, sondern zugleich auch Unbändigkeit und Zügellosigkeit. Alles Übertriebene und Unmäßige heißt im Lateinischen impotent, vor allem aber der aus Affekten seiner selber nicht mächtige Mensch. Und so lebhaft wurde dieser Doppelsinn empfunden, daß impotentia endlich sogar zu einem Synonym für Despotismus geworden ist.

So nur verstehen sich auch die wahrhaft satanischen Phantasien dieses nichtigen Menschen: die ins Maßlose übersteigerte Unfähigkeit mußte sich am Bösen berauschen, denn die gewöhnlichen Stimulantien hätten hier versagt. Dieser in jeder Hinsicht unvermögende Mensch konnte überhaupt nur zur Aktion gelangen, indem er sich an bösen Zielbildern fanatisierte und sodann die Massen in den Fanatismus seiner Zerstörungswut mit hineinriß.

Bernhard Guttmann hat gelegentlich einer Rezension von Rauschnings Gesprächen noch tiefer in die seelischen Zusammenhänge hineingeleuchtet, ja den Sachverhalt vielleicht sogar bis in seine letzten Hintergründe aufgehellt, wenn er bemerkte, daß sich

in dem hier gespeicherten unbändigen Haß gegen Vernunft und Wissen, Geist und Klarheit nichts anderes spiegele als der Selbsthaß des Massenmenschen, das bohrende Gefühl und der geheime Grundgedanke: Eine Welt, die Wesen erzeugt wie dieses erbärmliche Ich, muß zerstört werden.

Das Reich und sein Fluch

Gleichwohl bleibt uns die Frage nicht erspart, wie die Existenz des Bösen in so krasser Bewußtheit, in anscheinend so nackter Brutalität möglich ist. Sollte hier jene unerläßliche Beimischung von Dämonie fehlen, deren erfahrungsgemäß aller Satanismus bedarf, um sich der Wirklichkeit zu bemächtigen?

Aber völlig nackt sind Bewußtsein und Brutalität auch hier eben nicht. Wie immer, wo das Böse in potenzierter Form auftritt, war es auch in diesem bislang extremsten Falle durch ein vorgegebenes Gutes getarnt. Wir sprachen bereits über die Rolle der Idealisierungen und alles Idealismus bei der geistigen Zubereitung unseres Volkes für den Wahn des Hitler-Reiches. Von der politischen Geschichte her betrachtet, müssen wir nun noch eines weiteren, sehr wesentlichen Faktors gedenken: der Imperiumsidee oder des Reichsgedankens.

Mit der Reichsidee sind die erhabensten Traditionen der abendländischen und der deutschen Geschichte verknüpft. Aus dem gewaltigen und wahrhaft weltgebietenden Imperium romanum ging, von dem augustinischen Gedanken des Gottesstaates befruchtet, das Reich des Mittelalters hervor, dessen Kaiser, unbeschadet allen weltlichen Machtstrebens, als die Vögte der Christenheit walteten. Es war ein sacrum Imperium, ein heiliges, durch die Ordnungsaufgabe, der es diente, geheiligtes Reich.

Erst als es unter den letzten Staufern dieser Aufgabe untreu und sein christlicher Glaubensgehalt fraglich zu werden begann, wurde die Heiligkeit des Imperiums problematisch, ja drohte sie zu einem schrecklichen Fluche zu werden. Auch das Wort sacrum hat einen merkwürdigen Doppelsinn, der in das geheimnisvolle Zwischenreich der Dämonen weist: es kann ebensowohl heilig als auch verflucht und verrucht bedeuten, und so mußte das sacrum

Imperium, sobald es kein heiliges Reich mehr war, zu einem Reiche des Fluches werden.

Schon unter den Staufern, vor allem dem „Antichrist" Friedrich, leuchtete dieser dämonische Widerschein auf. Damals auch wurde durch Joachim von Floris jener Begriff eines Dritten Reiches geprägt, der seitdem bei den Spiritualen und Sektierern, Chiliasten und Utopikern aller Jahrhunderte eine bedeutende Rolle gespielt hat. Daß das Dritte Reich der Joachimiten als Reich des Geistes gedacht war, noch dazu des spiritus sanctus, schloß nicht aus, daß es immer wieder zu sehr handgreiflichen irdischen Machtbestrebungen die geistige Kulisse abgab und der Begriff damit einer zunehmenden Dämonisierung erlag.

Das Imperium des Mittelalters hat als ein Schatten seiner selbst bis an die Schwelle der Neuzeit fortgedauert. Napoleon erst hat ihm endlich den Untergang bereitet. Nun glaubte Preußen die Zeit für eine eigene Reichsaufgabe gekommen, die Bismarck realisierte. Auf diesem „zweiten Reiche" aber lastete bei aller echten Dämonie sogleich ein schlimmer Fluch. Der Spanier Donoso Cortes hat ihn mit dem feinen Spürsinn des tiefgläubigen Menschen schon als Zeitgenosse erkannt. Er glaubte und sprach es aus, daß Preußen schon von seiner Geburt an dem Dämon geweiht war und „daß es ihm durch ein Geheimnis seiner Geschichte für immer geweiht sein wird".

Zum Verhängnis wurde dem Bismarck-Reich dieser Fluch durch seine wirklich dämonische Verstrickung mit dem mammonistischen Imperialismus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, denn dieser führte ein vollends unheiliges Imperium und beschwor endlich die wilhelminische Katastrophe herauf. Wie immer man aber den Fluch und das Verhängnis des preußischen Erbes charakterisieren mag, das „Dritte Reich" Hitlers hat gerade dieses Erbe in vollem Umfang, mit allem Fluch und allem Verhängnis angetreten.

Da aber der Fluch des preußischen Reiches hinter einem glanzvollen Äußeren verborgen war und die Reichsidee von ihrem erhabenen Ursprung her noch weit mehr Glanz ausstrahlte, so konnte es geschehen, daß im Namen des einstmals geheiligten Reiches die finstersten Gewalttaten geschahen, die die Geschichte verzeichnet.

Konsumation der Ideen

Obwohl das „Dritte Reich" den Nationalsozialisten bereits sehr früh, schon bei ihrem Kampf um die Macht, als Parole und Feldgeschrei diente, ist die Reichsidee selber erst verhältnismäßig spät zur Geltung gelangt. Erst als es den Gewaltstreich gegen die Tschechoslowakei zu bemänteln galt, wurde der Schatten des alten Reiches beschworen. Vorher hatten sich Hitler und seine Anhänger mit Gedanken von bescheidenerem geistigen Gehalt begnügt.

Für den Innengebrauch der ersten Jahre genügte vollauf die „Idee" des nationalen Sozialismus, obwohl sich dieser in Schlagworten wie „Kraft durch Freude", „Schönheit der Arbeit" und ähnlichem erschöpfte. Andere Scheinideen hießen: Kampf gegen Versailles, oder: Wiedererringung der Wehrhoheit, doch waren dies mehr oder weniger nur Zweckparolen für den Tagesbedarf.

Erst als das Regime sich aggressiv nach außen zu wenden begann, wurden anspruchsvollere, auch geistig anspruchsvollere Parolen notwendig. Zunächst brauchte man allerdings nur an das Gedankengut der früheren Alldeutschen anzuknüpfen. Seit dem Zusammenbruch der habsburgischen Monarchie hatte der großdeutsche Gedanke eine derartige Werbekraft entfaltet, daß es nur geringer eigener Anstrengungen Hitlers bedurfte, um mit seiner Hilfe die ersten umwälzenden, außenpolitischen Erfolge, die Angliederung Österreichs und der Sudetenländer zu erzielen.

Damit hatte die großdeutsche Ideologie aber bereits ihre Rolle ausgespielt, denn für den nächsten Gewaltakt Hitlers reichte sie als Begründung nicht mehr zu. Um die Annektion Böhmens und Mährens geschichtlich zu begründen, mußte als neue Ideenkulisse das „Reich" aus der Versenkung auftauchen, das sich auch weiter als brauchbar erwies, hatten doch auch Lothringen und Flandern, die Niederlande und selbst Dänemark einmal zum Reich gehört.

Die Idee des Pangermanismus, des übersteigerten Alldeutschtums, spielte nur zeitweise, im Zusammenhang mit der Norwegenaktion, eine Rolle. Schließlich war das germanische England ja einer der Hauptfeinde. Doch wurden „germanische Freiwillige" ebenso aus Flandern und Holland wie aus Dänemark und Norwegen rekrutiert.

Zum letzten Trumpf aber wurde die sogenannte europäische Idee, eine der merkwürdigsten Illusionen, die die Hitler-Propaganda gehabt hat. Da sie mit auswechselbaren Ideen zu arbeiten gewohnt war, schien es ihr unvorstellbar, daß die unterworfenen Völker Europas für einen so großartigen Gedanken nicht empfänglich sein sollten. So spielte sich diese Europapropaganda fast völlig im leeren Raume ab und hatte bereits längst Schiffbruch erlitten, ehe der Zusammenbruch der Fronten sie ganz überflüssig machte.

Arierwahn und Antisemitismus

Nur einer Idee haben die Nationalsozialisten dauerhafte Treue gewahrt. Es war die erbärmlichste, nach ihrem Urteil aber die gewaltigste, die es je gegeben hat: der Rassenwahn.

Es war eine grausame Ironie der Geschichte, daß ausgerechnet Menschen, die so wenig Instinkt für gute Abkunft hatten, daß sie sich einen Mann mit dem Gesicht Hitlers als Führer gefallen ließen, die Rasse zu ihrer Staatsidee erklärten. Sie erhoben eben das zum Fetisch, was sie selber verloren hatten: die Beseelung und den Charme, jene Eigenprägung, die wir meinen, wenn wir einen Menschen „rassig" nennen.

Da man selber keine Rasse hatte und im Grunde gar nicht wußte, was das war, wurde ein äußerliches, rein somatisches Idealbild, der sogenannte nordische Mensch, zum Inbegriff aller guten Rasse erklärt, auf die man den Ursprung nicht allein des Deutschtums und Germanentums, sondern auch alles Arier- und Indogermanentums zurückführte. Alle großen Leistungen der Menschheit mußten von dieser Rasse, mit der man selber mehr oder weniger identisch war, vollbracht worden sein.

Da aber zugestandenermaßen nur eine Minderheit des deutschen Volkes dem nordischen Idealtyp zugehörte oder nahekam — kein führender Nationalsozialist entsprach ihm auch nur annähernd — mußte der Arierwahn als Ersatz dienen. Obwohl die Rasseforscher vom Fach längst festgestellt hatten, daß es eine arische Rasse überhaupt nicht gab, mußte der längst vermottete Arierbegriff, mit dem antisemitische Narren des vorigen Jahrhunderts politische Brandstiftungsversuche gemacht hatten, nun dazu her-

halten, das nach dem verlorenen Weltkrieg so tief erschütterte deutsche Selbstbewußtsein krampfhaft zu erneuern und hochzureißen.

Während dem Arierwahn noch eine gewisse Zweckbestimmtheit innewohnte, war hingegen der Antisemitismus für jeden Nationalsozialisten reine, beinahe zweckfreie Glaubensangelegenheit. Dies war der Wahn wahrhaft in Reinkultur. Ihm wurden daher auch bedenkenlos die gewaltigsten Opfer gebracht. Die größten außen- und wirtschaftspolitischen Chancen wurden preisgegeben, wenn sie mit Zugeständnissen in der Judenfrage erkauft werden sollten. Und das Amokläufertum Hitlers, das in aller Deutlichkeit erst mit dem Nahen der Katastrophe hervortrat, wurde hier schon lange vor der Machtergreifung deutlich.

Ein Wahn, den man mit solchen Opfern erkauft hatte, mußte endlich auch zum blutigen Ausbruch führen. Er führte zum schrecklichsten Massenmord der Geschichte. Die schlimmsten Menschenmetzler und Mörder, die es je gegeben hat, von Herodes über Dschingiskhan und Tamerlan bis zu Enver, sie wurden sämtlich durch Hitler in den Schatten gestellt. Höchstens annähernd kann der Armeniermord Envers, dem weit über eine Million Angehörige des verhaßten Fremdvolkes zum Opfer fielen, zum Vergleiche dienen.

Hier aber waren es, von anderen Völkern abgesehen, allein fast sechs Millionen Juden, die auf die feigste und niederträchtigste Weise ausgemordet wurden — eine Blutorgie unvorstellbaren Ausmaßes, der jedes Mittel, vom primitivsten bis zum modernsten, recht war. Die Folterpraxis längst versunken gewähnter Zeiten feierte ebensolche Triumphe wie die Hinrichtungsapparaturen von letzter technischer Perfektion. Die Idee vom unaufhaltsamen Fortschritt der technisierten Menschheit wurde in diesen Exzessen wahrhaftig grausam genug ad ocolus demonstriert.

Das Ende der Überraschungen

Wir haben der Ereignisfolge um einiges vorausgegriffen, denn die Judenpogrome im Millionenausmaß gehören erst zum letzten Stadium des Hitler-Staates. Erst als die Maschine auf höchsten

Touren lief, war sie zu derartigen Vernichtungsleistungen imstande. Dazu aber war der Krieg die notwendige Voraussetzung.

Es gehört zur Gesetzlichkeit aller Revolutionen vom faschistischen Typus, daß sie in den Krieg ausmünden. Nicht die ultima ratio wie für den Staatsmann, der jedes andere Mittel diesem äußersten vorzieht, sondern die logische Konsequenz ihrer bloßen politischen Existenz ist für diese Art Revolutionäre der Krieg — die Katastrophe, auf die sie zwangsläufig zutreiben, bevor sie wieder ins Nichts versinken, aus dem sie gekommen sind.

Diese Revolutionen, die keine neue Ordnung schaffen, sind selber nichts anderes als Eruptionen oder Explosionen, die zunächst nach innen losgehen. Wenn sie aber alle innenpolitischen Widerstände überwunden haben, wenden sie sich wie nach einem Naturgesetz nach außen und werden nun mit ihrem explosiv-eruptiven Charakter erst eigentlich schrecklich. Das tiefe innere Ungenügen, das sie bei den von ihnen heimgesuchten Völkern erzeugen, kann gar keine andere Lösung und Entspannung finden als in schließlichen kriegerischen Ausbrüchen von bedrohlichster Vehemenz.

So konnte vom ersten Augenblick der Machtergreifung Hitlers an keinerlei Zweifel darüber bestehen, daß das nun begonnene Abenteuer mit einem Krieg zu Ende gehen mußte. Nur über die Zeitspanne, die der Welt noch als Frist verblieb, konnte man im Zweifel sein. Die ersten größeren außenpolitischen Aktionen des Hitler-Regimes wiesen bereits deutlich genug in diese Richtung, so daß man sich als Deutscher immer wieder über die rätselhafte Geduld wundern mußte, mit der die Weltmächte, die Hitler noch hätten Einhalt gebieten können, seine immer anmaßenderen Herausforderungen hinnahmen.

Eine kurze Weile allerdings konnte es in der Tat so scheinen, als habe er alle aggressiven Absichten aufgegeben und sich zu besonnener Staatsmannschaft entschlossen. Es war in der Spanne zwischen Rheinlandbesetzung im März 1936 und der Zuspitzung des Spanienkrieges im Sommer 1937. Mussolini hatte seinen Abessinienkrieg gewonnen und war damit endgültig auf Hitlers Seite geschwenkt. Die Olympiade hatte die neu entwickelte deutsche Kunst, rauschende Feste zu feiern, zu höchster Entfaltung geführt. Österreich schien nach dem Abschluß eines Freundschafts-

vertrages befriedet. Ein Konfliktsfall schien beinahe undenkbar, und in seiner Reichstagsrede vom 30. Januar 1937 erklärte Hitler feierlich, daß nun das Ende der „Überraschungen" gekommen sei.

Aber dieses Wort war eine feierliche Lüge, und die Harmonie der Oberfläche war ein trügerischer Schein. Denn zu eben derselben Zeit wurde mit dem Vierjahresplan die industrielle Aufrüstung begonnen. Die Einmischung in den spanischen Bürgerkrieg nahm immer greifbarere und ernstere Formen an, und Mussolinis Besuch in Berlin und sein Austritt aus dem Völkerbund machten bald auch dem unverbesserlichen Optimisten klar, daß die eigentlichen Überraschungen nun erst ihren Anfang nehmen sollten.

Dann kamen sie Schlag auf Schlag mit geradezu dröhnender Wucht. Nachdem auch die noch widerstrebende Reichswehr gleichgeschaltet war, überrannte Hitler mit spielender Leichtigkeit sein eigenes österreichisches Mutterland, zu dem ihm bisher Mussolini den Zugang verwehrt hatte.

Nun konnte er mit der hoffnungslos eingekreisten Tschechoslowakei die ihm gemäße brutale Sprache sprechen. Er konnte seine Wutanfälle der ganzen Welt vor Augen führen und dem überraschten Europa die offene Kriegsdrohung ins Gesicht schleudern. Und noch einmal wich die Welt zurück und willigte in München in die Aufteilung der Tschechoslowakei.

Als er aber schon ein halbes Jahr danach unter Bruch feierlicher Versprechungen den kümmerlichen Rest des tschechoslowakischen Staates mit seiner ins Riesenhafte gewachsenen Kriegsmaschine überrannte, da war die Geduld auch der Geduldigsten erschöpft, und nun war kein Zweifel mehr: der zweite Weltkrieg, der Hitler-Krieg stand vor der Tür.

Krieg der Illusionen

Selten wurde ein Krieg so leichtfertig vom Zaun gebrochen, seltener noch mit so plumpen Bauernfängermethoden Machiavelli gespielt wie hier — nie aber ging ein Regime unter derart selbsttrügerischen Voraussetzungen in einen Kampf auf Leben und Tod wie Hitler-Deutschland im September 1939.

Nach der Einverleibung Österreichs und der Tschechoslowakei vereinigte Hitler eine Macht in seiner Hand, die bereits die Bismarcks übertraf. Nun glaubte er der Welt mehr oder weniger seine weiteren Wünsche diktieren zu können. Und als er gar im Sommer 1939 zu einem Vertragsabschluß mit der Sowjetunion gelangte, meinte er vollends gewonnenes Spiel zu haben.

Hitler ebenso wie sein Außenminister Ribbentrop waren der festen Überzeugung, die Westmächte auch diesmal wieder überrundet und ausgeschaltet zu haben. Graf Ciano berichtet in seinem Tagebuch, daß Ribbentrop sich noch unmittelbar vor Kriegsbeginn mit einer hohen Wette dafür verbürgt hat, daß England und Frankreich auch die polnische Beute Hitler kampflos lassen und auch diesmal einen Krieg nicht wagen würden. Wäre es nicht vielfach bezeugt und verbürgt, man würde es für unmöglich, für völlig undenkbar halten, daß die verantwortliche Führung eines Staates unter derart illusionären Voraussetzungen einen Krieg beginnen könne.

Es war auch in seinem übrigen Verlauf durchaus ein Krieg der Illusionen. Soweit wir das Kriegsgeschehen überblicken, begegnen uns Illusionen über Illusionen. Noch nie sind so viel schicksalbestimmende Entscheidungen unter derart falschen Voraussetzungen getroffen worden wie in diesem illusionären Krieg. Immer von neuem zeigte sich ein völliger Mangel an außenpolitischem Spürsinn und eine erschütternde Ahnungslosigkeit in allen wesentlichen Fragen der Außenpolitik.

Eine Illusion war es, England durch den Nervenkrieg der Luftbombardements zur Kapitulation zu zwingen. Eine Illusion war es, Sowjetrußland mit einem einzigen Ansturm zu überrennen, um sich seiner Rohstoffe zu bemächtigen. Eine Illusion war es, durch das japanische Bündnis die Übermacht Amerikas zu fesseln. Die letzte Illusion aber war, als alles andere nicht mehr helfen wollte, der Glaube an die kriegsentscheidende Wunderwaffe.

Dies aber waren nur die großen Illusionen, gleichsam die jeweilige Illusion des Jahres, die der entsprechenden Sensation gleichrangig an die Seite trat. Und ebenso wie ihre zugehörige Sensation, so hatten auch jedes Quartal, jeder Monat, jede Woche und jeder Tag ihre besondere Illusion — mochten sie Leningrad, Moskau, Stalingrad, Kaukasus oder Baltikum, mochten sie Suez,

Tunis, Sizilien, Avranches, Westwall, Ardennen oder wie auch immer heißen. Es war eine wahre Hierarchie von Illusionen und Sensationen, die nicht selten im Wetteifer miteinander standen.

Der motorisierte Attila

Wenn die Sensationen im ersten Teil des Krieges den Vorrang zu haben schienen, so dankt das Hitler einer Erkenntnis, die er zweifellos seinen Gegnern voraus hatte: der von der Bedeutung des Motors für die moderne Kriegführung. Seine Panzerarmeen und Luftflotten gaben der Kriegführung Hitlers im Anfang überraschend moderne und revolutionäre Züge und setzten ihn instand, die erstaunlichsten Aktionen durchzuführen.

So konnte er seine sagenhaften Blitzkriege führen und wahre Blitzsiege erringen, nicht nur über das ihm fast hilflos ausgelieferte Polen, sondern auch über Dänemark und Norwegen, über Holland und Belgien und endlich auch über Frankreich. Auch auf dem Balkan hatte er mit seiner Blitzkriegführung noch Erfolg, und selbst in den russischen Weiten schien sie sich in den ersten Wochen und Monaten zu bewähren, bis hier die ersten Versager und Rückschläge eintraten, die der Anfang des Endes waren.

Zuvor aber war es Hitler mit Hilfe seiner motorisierten Kriegführung gelungen, sich zum Herrn fast ganz Europas aufzuwerfen. Mit Mussolini in Italien und Franco in Spanien als seinen Satelliten beherrschte er faktisch den ganzen Kontinent. Das Reich nicht nur der Salier und Staufer, sondern auch das Karls des Großen schien wiedererstanden. Und als wollte er sogar die Völkerwanderungsreiche der frühgermanischen Heerkönige wiedererstehen lassen, trug er den Krieg bis nach Afrika hinüber.

Aber dieses zusammengeraffte Imperium war gleichwohl kein Reich. Die Gewalt, die Hitler über Europa besaß, war weder Herrschaft noch wirkliche Macht. Es war daher nicht nur ein geistreiches Witzwort, sondern eine wirkliche Erkenntnis, wenn man ihn den motorisierten Attila nannte. Auch Attila hatte einst Europa beherrscht. Aber so imposant sein Imperium schien, so viel Schrecken und Grauen es für seine Zeit bedeutete, in der Geschichte des Abendlandes war es doch nicht mehr als ein besonders böser Traum.

Auch das Imperium Hitlers war nur ein böser Traum, schrecklicher noch als der Attilas oder Tamerlans oder Dschingiskhans, aber mit noch geringerer Wirklichkeitssubstanz als jene. Denn während seine Heere an den entlegensten Fronten kämpften, war doch die Entscheidung bereits gefallen. Wie der Weltkrieg schon im September 1914 an der Marne für Deutschland verloren ging, so war der Hitler-Krieg bereits im September 1940 verloren und aussichtslos geworden. Hitler hatte eine einzige Chance zu siegen: wenn er England im ersten Ansturm überrannt und damit eine Atempause gewonnnen hätte, die ihm erlaubte, nach ein paar Jahren mit den Hilfsmitteln Europas den Kampf um die Weltherrschaft anzutreten.

Als im Herbst 1940 die geplante und großsprecherisch angekündigte Invasion der britischen Insel abgesagt wurde, hatte nicht nur England seine Marneschlacht gewonnen, Hitlers ganzes Kriegsabenteuer war zu einem sinnlosen Leerlauf geworden. Das war offenbar auch Hitler selbst bewußt, der in diesem Punkte von den Illusionen seiner eigenen Propaganda frei gewesen zu sein scheint. Es ist undenkbar, was ihn anders zu jener abenteuerlichen und schlechthin selbstmörderischen Wendung gegen den Osten bewogen haben könnte, als die Einsicht, daß im Westen auf die Länge der Zeit ohnehin alles verloren war.

So stürzte er sich, wahrhaftig einem Amokläufer gleichend, in dieses wahnwitzige Unterfangen, die Sowjetunion anzugreifen, mit der er erst knapp zwei Jahre zuvor ein Abkommen abgeschlossen hatte. Hatte der Moskauer Vertrag von 1939 die Weltöffentlichkeit, während die Deutschen stimmungsgemäß vorbereitet waren, aufgepeitscht und elektrisiert, so war es bei dieser abermaligen Wendung um 180 Grad umgekehrt: während alle Welt die deutschen Truppenverschiebungen richtig deutete, blieben nur die Deutschen selber völlig ahnungslos.

In Berliner informierten Kreisen allerdings pfiffen es schon zu Anfang April 1941 sozusagen die Spatzen von den Dächern, wohin die nächste Überraschung führen werde. Aber die untere Parteiführerschaft wurde diesmal völlig im Dunkeln gelassen und mit der Verbreitung der albernsten Gerüchte beauftragt, von denen

das tollste am meisten kolportiert und — geglaubt wurde. Als die Truppenverschiebungen nach dem Osten solche Ausmaße angenommen hatten, daß sich auch der Dümmste über sie Gedanken zu machen begann, hieß es, Hitler verhandle mit Moskau über den Durchmarsch deutscher Truppen nach Indien, und die ersten deutschen Divisionen stünden bereits am Kaukasus.

Am 21. Juni, fast am gleichen Tage wie Napoleon, der auch über Moskau nach Indien hatte marschieren wollen, ließ Hitler seine Truppen in Rußland einmarschieren. Schon in den ersten Juliwochen brachten Rundfunk und Presse sich überstürzende Siegesmeldungen, die den Endsieg in greifbare Nähe zu rücken schienen. Der ganze Sommer stand im Zeichen einer krampfhaften Siegespsychose, und im Oktober erklärte Hitler endgültig, „daß dieser Gegner niedergeworfen ist und sich nie wieder erheben wird". Und die Eroberung Moskaus schien in greifbare Nähe gerückt, als bereits der Winter hereinbrach.

Dann aber wurde es schlagartig still, denn auf den Offensivtaumel folgte ganz unmittelbar eine Winterkatastrophe, die der Napoleons im Jahre 1812 kaum nachstand. Ganze Divisionen von deutschen Soldaten fielen der furchtbaren Kälte, der sie völlig unvorbereitet ausgesetzt waren, und der bald einsetzenden sowjetischen Gegenoffensive zum Opfer. Tausende und Abertausende von Deutschen mußten in den eisigen Weiten Rußlands die tropischen Indienträume ihres Führers grausig zu Ende träumen. Dieser aber stieß hier zum erstenmal an eine sichtbare Grenze, zum erstenmal erhielt er einen Vorgeschmack jenes bitteren Endes, das ihn erwartete.

Totaler Krieg als totale Katastrophe

Die Endkatastrophe hatte ihren Schatten vorausgeworfen. Beinahe gleichzeitig aber geschah noch eine zweite Katastrophe, die Hitler auch die letzte Möglichkeit nahm, den zwei Jahre zuvor entfesselten Krieg zu einem für ihn glücklichen oder auch nur glimpflichen Ende zu führen. Der provokatorische Kriegseintritt Japans im Dezember 1941 führte auch Amerika in den Krieg. Durch das im September 1940 abgeschlossene Bündnis mit Japan

war Hitler, mochte er dieser üblen Konseqenz widerstreben oder nicht, sogar gezwungen, den Vereinigten Staaten selber den Krieg zu erklären.

Was das bedeutete, wurde zunächst nur wenigen klar. Über japanischen Siegesmeldungen, die die deutschen noch zu übertrumpfen schienen, vergaß der deutsche Bourgeois nicht nur den Zusammenbruch der eigenen Ostfront, er übersah auch gänzlich, daß der Krieg um Danzig sich nun wahrhaftig zu einem zweiten Weltkrieg ausgeweitet hatte, dessen Ende kaum abzusehen war, nichtsdestoweniger aber katastrophal zu werden versprach. Vielleicht empfand er angesichts des japanischen Siegeslaufes zeitweilig sogar eine Genugtuung darüber, daß sein Krieg nun auch die andere Hemisphäre erfaßt hatte und damit erst zu einem wirklich totalen und planetarischen Krieg geworden war.

Die deutsche Führung aber machte nun die handgreiflichsten Fehler. Als wollte sie wahrhaftig nach Indien marschieren lassen, forcierte sie im Osten gleich zwei Offensiven, eine gegen den Kaukasus, die andere gegen die Wolga, die beide scheiterten, die zweite mit der mehr als katastrophalen, nämlich schmählichen Preisgabe einer ganzen Armee in Stalingrad. Vorher schon hatten die Amerikaner in Nordafrika Fuß gefaßt, wo gleichzeitig die Engländer von Osten her zur Offensive übergingen, und nun reihte sich Katastrophe an Katastrophe.

Nach dem Winter von Stalingrad war Deutschlands Lage hoffnungslos geworden. Wenn Goebbels unter dem Beifallstoben der Massen den totalen Krieg proklamierte, so war das nichts als eine Maßnahme verzweifelter Hilflosigkeit. Denn für das von den unablässigen Angriffen feindlicher Bomber zermürbte Volk war der Krieg schon längst total genug.

Sinnvoller war es daher, daß der gleiche Goebbels zu eben derselben Zeit auch die totale Katastrophe proklamierte. Im Januar 1943 erklärte er in aller Öffentlichkeit in einem Zeitungsaufsatz: „Wenn wir eines Tages gezwungen sein sollten, von der historischen Szene abzutreten, dann werden wir die Tür hinter uns zuschmettern, daß der Erdkreis erbeben und die Menschheit starr dastehen soll vor Staunen.“ Nicht einmal bei ihrem so gar nicht glanzvollen Abgang von der Bühne der Geschichte also wollte sich diese Truppe blutiger Schmierenkomödianten, wie Thomas Mann

sie in einer Rundfunkansprache genannt hat, der Bescheidenheit befleißigen.

Hitler selber aber hat noch krassere Worte gebraucht, die in der Situation, in der sie gesprochen wurden, nur noch schamlos genannt werden können. Als das von ihm so schändlich verführte Volk sich bereits in Todeszuckungen wand, sprach er kaltsinnig das Urteil aus, das deutsche Volk habe kein Recht auf weitere Existenz, nachdem es die ihm von ihm auferlegte Probe nicht bestanden hatte. Nicht nur der hitlerische Sozialismus, selbst sein Nationalismus hatte sich damit als leere Phrase enthüllt, eben gut genug, dem Geltungsdrang eines seelisch Obdachlosen zu einer Weltrolle von fragwürdigem Glanz zu verhelfen.

Soviel Vertrags- und Wort- und Eidbrüche die Geschichte des Nationalsozialismus begleiten, in dieser Hinsicht hat er allerdings sein Wort und seine Versprechungen gehalten. Zwar hat die Menschheit keineswegs starr vor Staunen dagestanden, als sie erfuhr, daß Goebbels ebenso wie Hitler einen billigen Selbstmord der unerbittlichen Endabrechnung vorgezogen hatte. Sie hat es kaum anders erwartet. Aber daß die Hinterlassenschaft des Nationalsozialismus eine wirklich totale Katastrophe ist, das können wir tagtäglich und müssen es gewiß noch auf viele Jahre hinaus am eigenen Leibe erfahren.

Totaler Verrat

Das unwürdige Ende des Urhebers dieser Katastrophe ist ein Thema für sich, aber kaum der näheren Ausführung wert. Wer sich auf die Psychologie dieses Amokläufers verstand, der konnte schon nach seinen ersten Kriegsreden wissen, daß er noch in der Wilhelmstraße oder auf dem Obersalzberg kämpfen lassen werde, buchstäblich bis zum letzten Deutschen, wenn gleich schon ganz Deutschland in Trümmern läge.

Wenn er zuletzt wie die Ratte in ihrem Loch verschwand und dabei sein schon nichtig gewordenes Schicksal noch im letzten Augenblick mit dem einer Frau verband, so hat er damit die Schmierenkomödie seines Lebens nur stilgerecht bis zum Ende fortgesetzt. Und wenn er sich nicht nur erschoß, sondern auch

noch verbrennen und seine Asche in alle Winde streuen ließ, so hat er damit lediglich an sich selber ein Urteil vollstreckt, wie es die Ketzerrichter von ehedem über jeden Erzketzer verhängten.

Wichtiger ist ein anderes Charakteristikum dieses Endes, weil es zeigt, wie bis ins letzte nichtswürdig die Sache war, um derentwillen ein ganzes Volk den Gang in die Katastrophe der Selbstvernichtung hatte antreten müssen. Wohl noch nie in der Geschichte war soviel Treue geschworen, noch nie soviel von Treue geredet und geschrieben worden wie in den zwölf Jahren des Dritten Reiches. Aber noch nie ist Treue auch so schamlos gebrochen worden wie in den Reihen der allerengsten und, wenn wir diesen Superlativ gebrauchen dürfen, verschworensten Gefolgschaft Hitlers.

Zwar war in den zwölf Jahren auch von Verrat oft und viel die Rede, aber immer nur von Verrat der anderen. Die Verratsparole mußte herhalten, um alle Vorkatastrophen zu bemänteln. Entweder die Generale oder unzuverlässige Verbündete hatten jedesmal Verrat geübt, wenn an irgendeinem Punkte etwas nicht nach Wunsch und Plan ging. Es ist vielleicht sogar eine deutsche Nationaleigenschaft, bei jedem Versagen die Schuld bei anderen und nicht bei sich selbst zu suchen. Der Deutsche braucht einen Sündenbock, wenn ihm etwas fehlgeraten ist. Die so überaus bequeme Dolchstoßlegende nach dem verlorenen Weltkrieg gehört hierher, und vielleicht hat auch der Antisemitismus hier einen seiner wesentlichen Antriebe.

So töricht das während des Hitler-Krieges allenthalben aufkommende Verratsgerede war, am Ende gab es in der Tat Verrat und zwar gehäuften Verrat — Verrat in den Reihen jener Gläubigen und Allergläubigsten, wo es eigentlich überhaupt keinen geben konnte.

Als nämlich das Ende unausweichlich heranrückte, suchte nicht allein Göring, der erklärte Nachfolger Hitlers im Amte eines deutschen Führers, sein Heil im Verrat, auch der Treueste der Treuen, der Führer jener verrufenen Schutzstaffeln, die Hitlers fanatische Leibgarde bildeten, auch Heinrich Himmler verriet seinen Herrn. Mochte er, der davon geträumt hatte, daß ein Himmler-Reich der SS das Hitler-Reich der Partei ablösen und die Deutschen sich dann einst mit „Heil Himmler" grüßen würden,

für diesen Traum im allgemeinen Zusammenbruch eine freilich sehr kurzbefristete Chance erblicken, mochte er die unbegreifliche Illusion hegen, die Westmächte würden ausgerechnet mit ihm über eine Sonderkapitulation verhandeln, auf jeden Fall ist auch er, der einzige, der Hitler in der Physiognomielosigkeit noch übertraf, zuletzt von der verlorenen Sache Hitlers abgefallen. Am 29. April 1945, einen Tag vor seinem eigenen Ende, hat Hitler Göring und Himmler noch aus der Partei ausgeschlossen und aller ihrer Ämter enthoben.

Und sogar bis in den innersten familiären Kreis Hitlers reichte der Verrat. Der SS-General Fegelein, der als Schwager des Diktators und ständiger Vertreter Himmlers bei Hitler immer in der arrogantesten Weise aufgetreten war, desertierte am 27. April, als der Kampf um Berlin sich seinem Ende näherte. Nachdem er in einer Berliner Vorstadt in Zivilkleidern aufgegriffen worden war, ließ ihn Hitler degradieren und in den frühen Morgenstunden des 29. April im Innenhof der Reichskanzlei erschießen.

Und war nicht überhaupt das innerste Wesen des Nationalsozialismus zuletzt Verrat: Verrat am Volke, Verrat an der Geschichte, Verrat an allem, was je Menschen heilig gewesen ist, und zuletzt konsequenterweise eben auch — Verrat an sich selbst? Wir sehen hier in erstaunlicher Deutlichkeit jene Selbstzersetzung des Bösen vor unseren Augen, die Iwanow meint, wenn er von der Macht spricht, die so böse ist, daß sie sich, nur mechanisch zu einem Ganzen zusammengehalten, in Staub auflöst, sobald ihre Kohäsion nachläßt, so daß sie sich endlich als ein aufgewirbelter Höllenmoder darstellt.

Abschied von der Geschichte

Ehe sich das Schicksal des Hitler-Reiches und mit ihm das Deutschlands erfüllte, gab es noch einen letzten geschichtlichen Aufschwung, einen letzten Versuch, das Unheil der heraufziehenden Endkatastrophe abzuwenden: den Aufstandsversuch vom 20. Juli 1944.

Offiziere, Adlige und Arbeiterführer, alles was noch nicht gesicht- und formlose Masse war in unserem Volk, hatte sich in

Widerstand gegen die herrschende Unterwelt gesammelt. Nicht zufällig sind die besten Namen der deutschen Geschichte mit diesem ebenso heroischen wie vergeblichen Unternehmen verknüpft. Die ganze deutsche Geschichte sammelte sich gleichsam noch einmal in Empörertum und Rebellion gegen die immer offener zutage tretende Herrschaft des Massenmenschen. Graf Helmuth James von Moltke, ein Urgroßneffe des Feldmarschalls, Graf Peter Yorck von Wartenburg, ein Nachfahr des Tauroggener Generals, Graf Fritz von der Schulenburg, Sohn eines Heerführers, aber in enger Fühlung mit Führern der sozialistischen wie kommunistischen Arbeiterschaft, waren führend an der Widerstandsbewegung beteiligt. Allerdings auch viel ausgesprochene Reaktionäre, zu denen der als Reichskanzler vorgesehene Gördeler den Verbindungsmann darstellte, waren im Bunde: vor allem die Generale der Hitler-Armee, denen die ersten wichtigen Entscheidungen zufielen. Selbst die Gosse war beteiligt, auch sie, welche Ironie der Geschichte, repräsentiert durch einen Grafen, den nationalsozialistischen Polizeipräsidenten Helldorf.

Der führende Kopf aber war der süddeutsche Graf Stauffenberg, ein Nachkomme Gneisenaus und ein Feuerkopf wie dieser, der mit jugendlichem Ungestüm die Initiative an sich riß, selber die todbringende Bombe in Hitlers ostpreußisches Hauptquartier brachte, sogleich darauf nach Berlin flog, hier den Aufstand auslöste und mit hervorragendem Geschick leitete, um schließlich aufs tragischste an der einfachen Tatsache zu scheitern, daß Hitler der für ihn bestimmten Bombe wider Erwarten doch nicht erlegen war.

Es war dem Verderber unseres Volkes offenbar nicht bestimmt, auf so billige Weise aus dem Spiel zu kommen. Wäre er hier mitten in der Bahn gefallen, die sich schon dem Untergange zuzuneigen begann, die unabwendbare Katastrophe wäre nicht, wie sie es ist, bis ins letzte mit seinem Namen verknüpft. Ein Rest von Martyrium wäre, wie auch immer die Entwicklung gegangen wäre, mit seinem Namen verbunden geblieben. Und da unser Volk nur aus den handgreiflichsten Beispielen der Geschichte lernt, hätten wir in einer gar nicht so sehr fernen Zukunft einen Wiedergänger Hitlers erlebt, so wie er selber ja bereits ein Wiedergänger Wilhelms war.

Es war eine höhere Gerechtigkeit, die diesen Aufstand trotz der edlen Antriebe, denen er entsprang, nicht gelingen ließ. Die Bibel rührt an ein Geheimnis des Abgrundes, das uns wohl immer unergründlich bleiben wird, wenn sie davon spricht, daß der Herr ein Zeichen an Kain machte, auf daß ihn niemand erschlüge. Werner Bergengruen hat dieses abgründige Geheimnis auf den Kain und Menschenmörder unserer Tage bezogen und er sprach es wie eine Warnung aus: „Wenn eure Fäuste ihn erreichen und ihr sein letztes Eisen brecht, vergreift euch nicht. Er trägt das Zeichen, und Kain wird siebenfach gerächt."

Gesicht des Antichrist

Fassungslos möchten wir fragen, wenn wir uns all dies vergegenwärtigen, warum sich denn dieses Schrecknis gerade in unserem Volk auswirken mußte. Sind wir denn so viel schlechter als andere Völker, daß gerade wir dieses Ungetüm haben hervorbringen müssen — den heillosen Menschen in seiner letzten Niedrigkeit und Verruchtheit?

Aber wir brauchen nur um uns zu blicken, um festzustellen — zu unserer Beängstigung statt zur Befriedigung — daß es den Massenmenschen heute überall in der Welt gibt. Legion ist der Herr des Zeitalters, offen oder geheim. Die Triumphe der Technik sind seine Triumphe. Raketenwaffen und Atombomben, aber auch Lautsprecher, Dynamos und Viertaktmotoren bereiten ihm den Weg. Nicht zufällig hat der letzte Vorläufer des Antichrist, was noch keiner vermochte, den ganzen Erdkreis erschüttern können. Wie erst wird die Erde dem nächsten bereitet sein!

So war die Erfahrung unseres Volkes vielleicht nicht umsonst, war es vielleicht nicht ohne Sinn, daß gerade unser Volk in der Begegnung mit dem Antichrist die größte Katastrophe seiner Geschichte erleben mußte. Die Deutschen, einst das erstberufene Volk der Christenheit, Volk des heiligen Reiches und Volk der Reformation, haben ihre Berufung als erste preisgegeben und sind darum am schrecklichsten gefallen. Nun aber haben sie die Erfahrung mit dem Antichrist jenen anderen Völkern voraus, denen sie so wenig wie ihnen selber erspart bleiben wird, gleichviel in welcher Gestalt er sich einstellen mag.

Denn er hat tausend Gesichter, die sich abertausendfach zu widersprechen scheinen und ist doch einer und immer wieder derselbe eine, ob er in napoleonischem Glanze daherkomme oder mit messianischen Verführungskünsten, ob auf dem Kothurn des faszinierenden Komödianten oder mit den brutalen Unterweltpraktiken des Gangsters. Wir Deutschen aber kennen sein Gesicht, wir haben alle seine Gesichter in jenem einen kennen gelernt, und es hat sich uns so tief eingeprägt, daß wir es nie wieder vergessen können.

Wenn unser Volk daher noch einer Mission fähig ist in der Welt, dann wird es diese und kann es nur diese sein: Verkünder des Antichrist als Warner vor ihm zu sein und sein Gesicht zu enträtseln und zu enthüllen, wo immer es sichtbar wird.

Das können wir aber nur, wenn wir die Geschichte in Demut wieder als Christen begreifen lernen, wenn wir zu Christus zurückfinden, in dessen furchtbarem und erhabenem Kreuzeszeichen die größten Zeiten unserer Geschichte standen. Darum gewiß auch ist die Katastrophe so furchtbar, die wir durchleben müssen: daß sie uns diesen Weg zu gehen lehre — aufrecht und unerschrockenen Sinnes, wie es dem Christen ziemt.

ANMERKUNGEN

Es ist, um einen schwerfälligen Anmerkungsapparat zu vermeiden, fast ausschließlich nur die Literatur aufgeführt, die für die Zwecke der vorliegenden Arbeit unmittelbar benutzt, zum Teil auch wörtlich zitiert wurde.

S. 19: Zur Unterscheidung des Titanisch-Bösen und des Knechtisch-Schlechten vgl.: Romano Guardini, Hölderlin, Weltbild und Frömmigkeit, Verlag Jakob Hegner in Leipzig, 1939, S. 140 ff.

S. 19: Vgl. Stichwort „schlecht" in Kluges Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache, 11. Auflage, 1934.

S. 19: Friedrich Nietzsche, Zur Genealogie der Moral, Erste Abhandlung: „Gut und Böse, Gut und Schlecht."

S. 20: Carl Haensel, Über den Irrtum, Eine Kritik unserer Anschauungen, Suhrkamp Verlag, Berlin 1942, S. 138.

S. 21: Gerhard Ritter, Machtstaat und Utopie, Oldenbourg-Verlag, München 1941, 2. Auflage, S. 9.

S. 21: Paul Tillich, Das Dämonische. Ein Beitrag zur Sinndeutung der Geschichte, Verlag von I. L. Z. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1926.

S. 22: Emil Markert, Trias-Romana. In: Wallraf-Richartz-Jahrbuch Band XII bis XIII.

S. 24 f: Karl Reuschel, Die deutschen Weltgerichtsspiele des Mittelalters und der Reformationszeit. Eine literarhistorische Untersuchung nebst dem Abdruck des Luzerner Antichrist von 1547. Eduard Avenarius Verlag, Leipzig 1906.

S. 29: Die christliche Ethik, von Ph. Theodor Culmann, prot. Pfarrer zu Speier, Dritte Auflage Stuttgart 1889, Verlag von I. F. Steinkopf, S. 428.

S. 30 ff: Reinhold Schneider, Fausts Rettung, Suhrkamp Verlag, Berlin 1946.

S. 34 ff: Wladimir Solojows Erzählung vom Antichrist, zitiert nach der Ausgabe von Karl Noetzel im Vita-Noma-Verlag, Luzern 1935. Neueste deutsche Ausgabe Bonn 1946 im Verlag Götz Schwippert (Übersetzung und Nachwort von Erich Müller-Kamp).

S. 36 f: Fritz Lieb, Der Geist der Zeit als Antichrist, Spekulation und Offenbarung bei Solowjow, 16. Heft der Zeitschrift Orient und Okzident, S. 7 ff: (Verlag der I. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig, Juni 1934).

S. 36: Edgar Dacqué, Vom Sinn der Erkenntnis, eine Bergwanderung. R. Oldenbourg Verlag, München 1931, S. 121—133.

S. 38 f: Ricarda Huch, Luthers Glaube, Briefe an einen Freund. Insel-Verlag, Leipzig 1916.

S. 41 ff: Wjatscheslaw Iwanow, Dostojewski. Tragödie — Mythos — Mystik. Autorisierte Übersetzung von Alexander Kresling, Verlag I. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1932.

S. 45 ff: Romano Guardini: Der Mensch und der Glaube, Versuche über die religiöse Existenz in Dostojewskis großen Romanen. Verlag Jakob Hegner in Leipzig, 1933.

S. 47: Hermann Stresau, Deutsche Tragiker. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1939. Grabbe-Kapitel S. 168 bis 206.

S. 47 f: Christian Dietrich Grabbes gesammelte Werke, Erich Lichtenstein-Verlag, Weimar 1923, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Paul Friedrich (Biographisches Nachwort: 4. Band, S. 357 ff.)

S. 53 ff: Lic. Dr. Hans Preuß, Die Vorstellungen vom Antichrist im späteren Mittelalter, bei Luther und in der konfessionellen Polemik. Leipzig, I. C. Hinrich'sche Buchhandlung, 1906.

S. 65 ff: Herbert Vielstedt: Cola di Rienzo, Die Geschichte des Volkstribunen. Erste bis dritte Auflage, Berlin 1936, Verlag S. Fischer.

S. 75 ff: Paul Piur, Cola di Rienzo, Darstellung seines Lebens und seines Geistes. Verlag von L. W. Seidel & Sohn in Wien, 1931.

S. 77: Konrad Burdach, Reformation, Renaissance, Humanismus. Zwei Abhandlungen über die Grundlage moderner Bildung und Sprachkunst. Berlin 1926 (2. Auflage).

S. 84 ff: Michael Freund, Thomas Münzer, Deutsche Zeitschrift, Jahrgang 1934/35, Oktober, Novemberheft 1934, S. 16 ff.

S. 91 ff: Fritz Reck-Malleczewen, Bockelson, Geschichte eines Massenwahns. Schützen-Verlag, Berlin 1937.

S. 102 ff: Ernst Fischer, Der Sieger von Leipzig (Aufbau, Kulturpolitische Monatshefte, Jahrgang 1945, Heft 1, S. 64 ff).

S. 111 f: Theodor Hermann Pantenius, Der falsche Demetrius. Velhagen und Klasing Verlag, 1904 (Monographien zur Weltgeschichte, herausgegeben von Ed. Heyck, Band XXI).

S. 115 ff: Arthur Pfeiffer, Der fragwürdige Schiller. (Die neue Rundschau, Februarheft 1938, S. 106 ff).

S. 120 f: Paul Fechter, Dichtung der Deutschen, Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1932, S. 553 ff.

S. 131 ff: Josef Pekarsch, Wallenstein 1630 bis 1634, Tragödie einer Verschwörung, Alfred Metzner Verlag, Berlin 1937.

S. 131: Leopold von Ranke, Geschichte Wallensteins. Für die Deutsche Bibliothek herausgegeben von Alexander Eggers.

S. 132: Anton Ernstberger, Wallenstein als Volkswirt im Herzogtum Friedland (Prager Studien auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft, 19. Heft, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1929).

S. 150: Der Antichrist in Geschichte und Gegenwart, von D. Dr. Alfred Jeremias, Professor der Theologie in Leipzig, Adolf Klein Verlag, Leipzig 1930 (Religionswissenschaftliche Darstellungen für die Gegenwart, Heft 6).

S. 154 ff: Josef Kastein, Sabbatai Zewi, Der Messias von Ismir, Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1930.

S. 175 ff: Grete de Francesco, Die Macht des Charlatans, Benno Schwabe Verlag, Basel 1937.

S. 177: Über den geschichtlichen „Urfaust" vgl. Oskar Schade: Faust, vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe. Verlag Carl Curtius in Berlin, 1912.

S. 177 ff: Über Faust als Vorläufer des Cagliostro, vgl. die erläuternde Faustausgabe von Dr. Emil Ebering, Berlin 1936 (Nachwort).

S. 198 ff: Hans von Hentig, Robespierre, Studien zur Psycho-Pathologie des Machttriebes. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart 1944.

S. 214 ff: Peter Richard Rohden, Robespierre, Die Tragödie des politischen Ideologen. Verlag Holle & Co., Berlin 1935.

S. 214: Körperbau und Charakter, Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Von Dr. Ernst Kretzschmer, Professor für Psychiatrie und Neurologie in Tübingen, 5. und 6. Auflage, Berlin 1926, Verlag von Julius Springer.

S. 215: Louis Madelin, Royalismus und Revolution, Basel 1938, Benno Schwabe Verlag.

S. 225 f: Raoul Brice, Das Geheimnis Napoleons. Frankh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1939.

S. 227: Unter vier Augen mit Napoleon, Denkwürdigkeiten des Generals Caulaincourt. Bielefeld und Leipzig 1937, Verlag von Velhagen und Klasing. Autorisierte Übersetzung, Auswahl und Bearbeitung von Dr. Friedrich Matthaesius.

S. 232: Alfred de Vigny, Soldatenknechtschaft und Soldatengröße Deutsch von Otto Freiherrn von Taube. Verlag Friedrich Stollberg, Merseburg, S. 170 bis 186: Das unbekannt gebliebene Zwiegespräch.

S. 246 ff: Wilhelm Oehler, Die Taiping-Bewegung, Gütersloh 1923.

S. 248 ff: Erich Hauer, Chinas Werden im Spiegel der Geschichte. Ein Rückblick auf vier Jahrtausende. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig, 1928, S. 139 ff.

S. 249 ff: Mary A. Nourse, 400 Millionen, die Geschichte der Chinesen. Alfred Metzner Verlag, Berlin 1936, S. 215 ff: Sechzehntes Kapitel: Der Taiping-Aufruhr.

S. 260 ff: Norbert von Bischoff, Ankara, Eine Deutung des neuen Werdens in der Türkei. Adolf Holzhausens Nachfolger Wien und F. Bruckmann Verlag München, 1935.

S. 265: Dagobert von Mikusch, Gasi Mustafa Kemal, Zwischen Europa und Asien. Paul List Verlag, Leipzig 1929.

S. 266: G. v. Graevenitz, Geschichte des italienisch-türkischen Krieges, Berlin 1912.

S. 281: Erich Voegelin, Die politischen Religionen, Bermann-Fischer-Verlag, Wien 1938, 2. Aufl. Stockholm 1939 (Schriftenreihe „Ausblicke").

S. 283 f.: Emmanuel Haufelder, Benedikt von Nursia und das Abendland. In: Neues Abendland, Juli 1947, S. 129 ff.

S. 288: Reck-Malleczewen: Tagebuch eines Verzweifelten. Bürgerverlag Lorch, Stuttgart 1947.

S. 288 f: Alfred Delp, Die Erziehung des Menschen zu Gott (Stimmen der Zeit, Monatsschrift für das Geistesleben der Gegenwart, Verlag Herder, Freiburg, 72. Jahrgang, Heft 3).

S. 290 f: Max Picard, Hitler in uns selbst. Verlag Eugen Rentsch, Zürich 1945.

S. 292 ff: Heinrich Heine, Über Deutschland. Erster Teil: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Hamburg 1861, Verlag von Hoffmann und Campe.

S. 295: Josef Nadler, Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. Verlag Michael Beckstein München (4. Aufl.), S. 149 f.

S. 297 f: Zu Fontanes Urteil über Bismarck, vgl. Joseph Antz, Bismarck und seine Wirkung auf das deutsche Volk (Frankfurter Hefte, Januar 1947).

S. 303 ff: F. A. Kramer, Vor den Ruinen Deutschlands, Ein Aufruf zur geschichtlichen Selbstbesinnung. Wedding-Verlag, Berlin 1946.

S. 304 ff.: Konrad Heiden, Adolf Hitler, Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit. Eine Biographie. Europa-Verlag, Zürich, 1936.

S. 317 ff: Hermann Rauschning, Gespräche mit Hitler. Europa-Verlag, Zürich und New York 1940.

S. 319 f.: Bernhard Guttmann, Der Mensch des Unheils. In: Gegenwart, 1946, Heft 20/21.

S. 336: Werner Bergengruen, Dies Irae, eine Dichtung. Zinnen-Verlag Kurt Desch, München 1946. Lizenzausgabe im Verlag Haus und Schule, Berlin 1947.

INHALT

Geist des Antichrist

Zur Philosophie des Bösen / Satanalogie / Der Typus Antichristi / Faust und Don Juan / Dialektik der Dämonie / Luzifer und Ahriman bei Dostojewski / Der heillose Mensch

Geschichte des Antichrist

1 Rienzo — ein Schauspieler der Macht 59
Das konstantinische Jahrtausend / Waldemar und sein Widerspiel / Rienzo als Konsul, Notar, Tribun und Senator / Winkeladvokat und Stadtoriginal / Marktschreiertum als Politik / Mehr als Kaiser und Papst / Grundsatzlosigkeit als Grundsatz / Das Reich des Homo Pestifer / Von Rienzo zu Robespierre / Masaniello und Mussolini.

2 Bockelson — Rattenfänger der Reformation 80
Der Pfeifer von Niklashausen / Vom Bauernkrieg zum Handwerkeraufstand / Münzer und Münster / Die Revolution in der Reformation / Theokratie — Ideokratie — Prophetokratie / „Johann von Leyden" / Ehegesetze / Königreich der Unterwelt / Täuferischer Weltwahn / Das Dementi der eigenen Person / Beuckelszoon und Jorisszoon / Lubbe von Leyden.

3 Demetrius — der Betrüger als Revenant 105
Fünf falsche Friedriche / Der große und der falsche Waldemar / Grischka Otrepjew oder Demetrius der Falsche / Viermal Demetrius — die Fälschungen des Falschen / Der „Demetrius" als Schillers „Faust" / Demetrius und Holofernes bei Hebbel / Wallenstein, Warbeck und Warwick / Pugatschew und der Petrinismus / Rienzo Kerenski.

4 Wallenstein — Usurpator ohne Potenz 127
Ottokar oder Napoleon / Hussitismus und Puritanismus / Die böhmische Revolution / Geschäftemacher, die Geschichte machen / Edelmann — Pfalzgraf — Herzog / Kurfürst — König — Kaiser? / „Reich" und „Friede" als Prätext vorgewendet / Die Gelegenheit als Vorsehung / „Von Größenwahnsplänen umgetriebener Schwächling" / Schillers Wallenstein und die Wirklichkeit.

5 Sabbatai Zewi — Messias mit Brachialgewalt 147
Barbarossa und Bar Kochba / Armilus als jüdischer Antichrist / „Großfürsten Gottes" seit Bockelson / Schicksals- und Schreckens-

jahr 1648 / Messias ohne Mannbarkeit / Ahasverische Wanderschaft / Der Heiland und die Hure / Die Revolution der Hysterie / „König des Königs der Könige" / Die Stoßtrupps des Messianismus / Propaganda als Prophetie / Zusammenstoß mit der Wirklichkeit / Die Macht des Ohnmächtigen / Absturz in die Schande / Sabbatianismus und Satanismus / Der Gläubige seiner Lüge.

6 Cagliostro — Hochstapler am Zeitabgrund 175
Renaissance und Charlatanerie / Doktor Faust als Windbeutel / Bragadino — Nigromantik und Politik / Sabbatianer und Frankisten / Die Charlatane der Aufklärung / Cagliostro und die Revolution / Boetti — Charlatan als Tamerlan / Das Ende der Charlatane / Wahrheit, Lüge und Fälschung.

7 Robespierre — der Tugendbold als Terrorist 196
Vitalität und Marasmus der Revolution / Zwischen Infantilismus und Senilität / Die gescheiterte Existenz / Doktrinär und Fanatiker / Der rasend gewordene Kleinbürger / Pfaffentum der Ideologie / Der Sturz des Großinquisitors / Leistung aus Versagen / Der Christus der Revolution / „Er war so gut" / Der unfranzösische Franzose.

8 Napoleon — Imperium ohne Idee 216
Erbe und Liquidator der Revolution / „Robespierre zu Pferde" / Aus geschichtslosem Raum / Oberbefehlshaber des Inneren / Alexander oder Attila? / Politik der Konkordate / Der Ahasver des Friedens / Steriler Imperialismus / Ideologe der Tat / Der Übermensch als Unmensch / Das furchtbarste Geheimnis der Geschichte / Der Engel aus dem Abgrund — Apollyon / Napoleon, der Neffe.

9 Taiping — das Friedensreich des Unruhestifters 238
Von Saint-Simon zum Faschismus / Louis Napoleon und Kossuth / 1848 — 1849 — 1850 / Comte als westlicher Konfuzius / Schi Huang-ti oder Napoleon / Sekten und geheime Bünde / Ein Literat auf Wanderschaft / „Christi jüngerer Bruder" / Die Disziplin der Besessenen / Allfriede durch Massenmord / Himmelskönigreich als Gegenkaisertum / Die Könige der vier Weltgegenden / Festlicher Untergang / Die blutigste aller Revolutionen / Gangster als Erben.

10 Enver — der Dilettant als Revolutionär 258
Das letzte Jahrhundert des Jahrtausends / Orient und Okzident / Osman zwischen Dschingis Khan und Tamerlan / Von Mohammed zum Mahdi / Der Aufstand der Levantiner / Revolution als Zusammenbruch / Schwiegersohn des Kalifen / Der Krieg aller Kriege / Katastrophe am Kaukasus / Die Ausrottung der Armenier / Chimären als Ideen / Auf Tamerlans Spuren / Zwischen Kossuth und Kerenski / Kemal als Gegenspieler und Gegenbild.

Gegenwart des Antichrist

Leben wir in der letzten Zeit? / Am Ende eines Weltalters / Luziferische und ahrimanische Revolutionen / Legion und die Technik / Der Gottes unfähige Mensch / Das Nichts eines Gesichts / Unheil des Idealismus / Friedrich Nietzsche oder Karl May? / Preußentum und Jakobinismus / Wilhelminismus als Vorläufer / Faschismus als Beispiel / Schicklgruber aus der Gosse / Die Schule des Männerasyls / Verwandlung durch den Krieg / Der Rattenfänger als Trommler / Primat der Innenpolitik / Adolphe Legalité / Revolution als Rausch / Der Morphinismus der Amorphen / „Glaubensbewegungen" / Nationalsozialismus als Afterreligion / Die Chimäre des Gewissens / Potenzierte Impotenz / Das Reich und sein Fluch / Konsumation der Ideen / Arierwahn und Antisemitismus / Das Ende der Überraschungen / Krieg der Illusionen / Der motorisierte Attila / Durchmarsch nach Indien / Totaler Krieg als totale Katastrophe / Totaler Verrat / Abschied von der Geschichte / Gesicht des Antichrist.

Anmerkungen 338